Die Hölle von Gallipoli

Der Heldenkampf an den Dardanellen

Von

Walter von Schoen

Mit 23 Abbildungen und 2 Karten

Im Verlag Ullstein · Berlin

Einführung

Die Dardanellen und der Bosporus trennen Europa vom asiatischen Kontinent. Durch diese Meerengen führt der Seeweg vom Schwarzen zum Mittelmeer und kreuzt sich mit dem Landwege von Europa nach Vorderasien. Wohl kaum hat jemals ein Winkel der Erde in der Geschichte der Völker eine so große Rolle gespielt, ist so heiß begehrt und umstritten worden wie diese Meerengen, als eine der wichtigsten Verkehrsstraßen der Welt.

Bis in das vierte Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung, ja bis in die Steinzeit hinein, reichen die durch Ausgrabungen freigelegten Schichten von Mauerwerk und Befestigungen.

Hier lag das stolze Troja, dessen Mauern zehn Jahre den belagernden Griechen widerstanden, hier ging Xerxes 480 v. Chr. auf zwei über unzählige Fahrzeuge gespannten Brücken herüber, nahm auch Alexander der Große mit seinen Kriegern im Jahre 334 v. Chr. seinen Weg nach Asien. Hier hallte durch die Schluchten das Pferdegetrappel und Waffenrasseln der Kreuzritter, die unter Kaiser Friedrich Barbarossa 1190 mit ihren Mannen zur Befreiung des Heiligen Landes hinauszogen. Hier entstand Byzanz, diese herrliche Metropole des byzantinischen Kaiserreiches, und entfaltete sich zu Pracht und Reichtum.

Dann aber kam 1354 ein wildes, kriegerisches Volk aus Asien, das Volk der Osmanen. Ganz Kleinasien wurde ihm untertan, die Meerengen konnten seinem Siegeslauf kein Halt gebieten, der sie bis vor die Tore von Wien führte.

So errang die Türkei die Herrschaft über die Meerengen, verteidigte sie im Laufe der Jahrhunderte zäh gegen manche Angriffe und hält sie auch heute noch, nach dem großen Ringen des Weltkrieges fest in der Hand.

Mit Recht betrachtete die Türkei ihren Nachbar, das Russische Reich, als ihren Erbfeind, der seit Peter dem Großen unentwegt das eine Ziel verfolgte: die Eroberung Konstantinopels und der Meerengen.

Die Ausfuhr aus den riesigen und reichen Gebieten Südrußlands war fast ausschließlich auf den Seeweg angewiesen. Es lag aber im Belieben der Türkei, jederzeit die Durchfahrt zu unterbinden, indem sie die Meerengen für den Schiffsverkehr sperrte, was eine Abdrosselung der russischen Wirtschaft bedeutete.

So geschah es während der Balkankriege 1912/1913, daß diese Verkehrsader geschlossen wurde und dadurch Millionen von Zentnern Getreide in den russischen Schwarzmeerhäfen vermodern mußten. Auch die ganze Einfuhr stockte, obwohl Rußland an diesen Kriegen gar nicht beteiligt war.

Beim Eingreifen Rußlands in den Weltkrieg ging es letzten Endes auch nur um den Besitz von Konstantinopel, das die Ententepartner Rußland als Siegespreis zugesagt hatten.

Rußland konnte aber gar nicht so lange auf diesen Siegespreis warten, denn es brauchte die freie Durchfahrt sofort. Die Kriegsindustrie war weder auf die Versorgung eines Millionenheeres noch auf eine lange Kriegsdauer eingestellt.

Die Entente hatte ja Munition und Waffen in Hülle und Fülle, um damit das verbündete Rußland kampffähig zu erhalten. Die russischen Ostseehäfen aber waren durch die deutsche Flotte gesperrt, der Hafen von Archangelsk im Weißen Meer nur in den Sommermonaten eisfrei und die

Verbindung von Wladiwostok mit der Front mittels der 10500 Kilometer langen, einspurigen sibirischen Bahn völlig ungenügend und unzuverlässig.

So rückten die Dardanellen schon zu Beginn des Weltkrieges in den Vordergrund, als wichtigste, kürzeste und sicherste Etappenstraße zur Versorgung der russischen Armee. Der freie Weg durch die Meerengen wurde für Rußland zur Lebensfrage, er konnte allein den vorzeitigen Zusammenbruch des Kolosses verhindern.

Für die Türkei dagegen gestaltete sich die Behauptung Konstantinopels und der Meerengen ebenfalls zu einer Lebensfrage. In der Hauptstadt war fast die gesamte, ohnehin schon unzureichende Kriegsindustrie sowie die ganze Verwaltung des Landes konzentriert. Ein weiterer Widerstand der Türkei war ohne diese Basis undenkbar und damit auch das Land dem Untergang geweiht.

Die Türkei war aber nichts weniger als zu einem Kriege vorbereitet. Die tiefen Wunden der unglücklich verlaufenen Balkankriege waren noch nicht verheilt, die Finanzen zerrüttet, die Armee in einem Zustande des Verfalls, fast ohne Munition und Kriegsgerät. Daher ist es auch erklärlich, daß sich ein großer Teil der maßgebenden Regierungskreise für eine strikte Neutralität einsetzte, wozu das Eingreifen der Entente-Diplomatie und der Einfluß der englischen Marinemission unter Admiral Limpus nicht wenig beitrugen.

Aber war eine solche „strikte Neutralität" überhaupt möglich? Neutralität der Türkei unter dem Drucke Englands hätte in Wahrheit bedeutet, daß die Transportschiffe unbehindert den Weg durch die Meerengen genommen hätten, um Rußland mit Munition zu versorgen. Als Folgeerscheinung dieser erzwungenen einseitigen „Neutralität" hätten außerdem Bulgarien und Rumänien bald auf seiten

der Entente die Waffen ergriffen und ihre Armeen gegen Österreich-Ungarn in Bewegung gesetzt. Dies mußte mit allen Mitteln verhindert werden. Es mußte Deutschland gelingen, die Türkei zu seinem Verbündeten zu machen, um hierdurch zwischen die West- und Ostfronten der Feinde einen Keil zu treiben. Dabei konnte man auf jene türkischen Patrioten rechnen, die genau wußten, welches Schicksal der Türkei von den Ententemächten zugedacht war.

Ein einziges Telegramm des russischen Botschafters in Paris, Iswolski, an seine Regierung, das zur Kenntnis der Mittelmächte gelangte, mußte jedem türkischen Staatsmann die Augen öffnen. Dieses Telegramm besagte, daß nach Ansicht der französischen Regierung das Garantieangebot (an die Türkei) nicht hindere, nach Beendigung des Krieges die Meerengenfrage in dem von Rußland gewünschten Sinne zu lösen. Die logische Folgerung davon wäre, daß dann auch England und Frankreich sich einige Gebiete der wehrlosen Türkei aneignen würden, und zwar diejenigen, welche ihnen nach dem Kriege der Völkerbund als „Mandatsgebiete" zugewiesen hat.

Somit unterlag es für entschlossene türkische Patrioten keinem Zweifel, daß das Schicksal der Türkei auch bei ihrer Neutralität besiegelt war, während der Kampf auf seiten der Mittelmächte doch noch eine Aussicht, den drohenden Untergang abzuwenden, offen ließ.

So hatten die Politik der Entente und die in ihr verborgenen Annexionsgelüste die Interessen Deutschlands und der Türkei zusammengeschmiedet.

Am 3. August 1914 wurde der Bündnisvertrag zwischen Deutschland und der Türkei unterzeichnet. Trotzdem nahm die Türkei noch immer eine schwankende Haltung ein, während das Ringen Deutschlands an der West- und Ostfront bereits begonnen hatte. Der Großwesir und die

Mehrheit der Kabinettsmitglieder sahen in der mangelnden Rüstung vor allem zur See ein Hindernis gegen eine schnelle Entscheidung.

Unterdessen aber war ein Ereignis eingetreten, das Deutschlands Verhandlungsbasis wesentlich stärkte: am 10. August 1914 liefen der Panzerkreuzer „Goeben“ und der Kleine Kreuzer „Breslau“ unter Admiral Souchon nach einzigartigem Durchbruch durch das von feindlicher Übermacht beherrschte Mittelmeer in die Dardanellen ein. Die Entschlußkraft des Admirals, sein Wagemut, verbunden mit dem Kriegsglück, hatten einen großen militärischen und politischen Erfolg errungen. Nach einigen Tagen gingen die beiden Schiffe offiziell in den Besitz der Türkei über und ankerten unter türkischer Flagge im Goldenen Horn.

Wohl noch nie haben einzelne Kriegsschiffe die Politik eines Landes so ausschlaggebend beeinflußt wie diese beiden deutschen Kreuzer. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß letzten Endes das Eingreifen der Türkei und Bulgariens auf seiten der Mittelmächte nur dem Erscheinen der „Goeben“ und der „Breslau“ zuzuschreiben ist.

Die türkische Flotte befand sich in einem mehr als traurigen Zustand und war absolut nicht kampffähig. Seit 1877 hatte sich kein türkisches Kriegsschiff im Schwarzen Meer gezeigt. Sie lagen untätig im Bosporus verankert und waren bloß als „Wohnschiffe“ anzusprechen.

Mit voller Energie und Gründlichkeit ging Admiral Souchon in seiner neuen Eigenschaft als türkischer Flottenchef an die Arbeit, die Flotte in kriegsbereiten Zustand zu bringen.

Mit glühendem Eifer, zäher Energie und großer Geduld widmeten sich die deutschen Offiziere und Mannschaften dieser Aufgabe. Gleichzeitig wurde die Instandsetzung

der Forts in den Meerengen eingeleitet. Die Mobilmachung der Armee war ebenfalls in vollem Gange.

Um den Eintritt der Türkei in den Krieg nicht noch weiter zu verzögern, wurden die Flotte und die Befestigungen Mitte September kriegsbereit erklärt. Trotzdem zögerten der Großwesir und das Kabinett noch immer den letzten endgültigen Schritt weiter hinaus, weil sie erst günstigere Möglichkeiten sehen wollten, als sie unmittelbar nach dem Rückzug der deutschen Armee an der Marne und der österreich-ungarischen Truppen hinter die Karpathen entstanden.

Immer wieder kamen aus Deutschland Anregungen, das Losschlagen der Türkei zu beschleunigen, doch eine Entscheidung war nicht zu erlangen. So verstrich wieder ein Monat in unfruchtbaren Verhandlungen.

Admiral Souchon war zu der Überzeugung gekommen, daß in absehbarer Zeit die türkischen Patrioten sich gegen die Verzögerungstaktik der Regierung nicht durchsetzen würden, wenn man sie nicht tatkräftig unterstützte. Es war inzwischen Mitte Oktober geworden, und die Lage an den Fronten drängte zum Handeln. Da beschloß der Admiral, die volle Verantwortung auf sich zu nehmen und eine Lage herbeizuführen, aus der es kein Zurück mehr geben konnte. Hierfür fand er bei dem energischen und hervorragenden Kriegsminister Enver Pascha vollstes Verständnis.

Am 22. Oktober erhielt Admiral Souchon von Enver Pascha eine versiegelte Ordre. Diese lautete: „Die türkische Flotte soll die Seeherrschaft im Schwarzen Meer erringen. Suchen Sie die russische Flotte auf und greifen Sie sie ohne Kriegserklärung an, wo Sie sie finden."

Am 27. Oktober 1914 lichteten die Kreuzer und Torpedoboote der osmanischen Flotte unter deutscher Führung die Anker und liefen in das Schwarze Meer aus.

Um vier Uhr früh des 29. Oktober jagte ein offener

russischer Funkspruch durch den Äther: „Von Odessa. Krieg hat begonnen. Kanonenboot Kubanetz ist gesprengt, Kriegsschiff geht im Hafen von Odessa und sprengt Schiffe."

Es waren die Torpedoboote „Gairet" und „Muavenet", denen es gelang, unbemerkt in den Hafen von Odessa hineinzusteuern. Als „Goeben" beim Morgengrauen vor Sewastopol erschien, fand sie natürlich die Festung gefechtsbereit, die auch sofort das Feuer eröffnete. „Goeben" bombardierte die Werke, sandte einige Salven zu der auf der Reede vor Anker liegenden russischen Flotte und versenkte dann den Minenleger „Pruth", der, von Jalta kommend, vergeblich versuchte, Sewastopol zu erreichen. Gleichzeitig hatten die Kleinen Kreuzer „Breslau" und „Berk" die Petroleumtanks von Novorossisk in Brand geschossen.

Damit waren die Würfel gefallen. Es gab kein Zurück mehr, weder für die Türkei noch für Rußland. Die Botschafter von Rußland, England und Frankreich verlangten ihre Pässe und verließen Konstantinopel.

Mit einem Schlage richteten sich die Blicke der ganzen Welt auf die Meerengen und die kleine Halbinsel Gallipoli. Noch nie sah die an Kriegen wahrlich reiche Geschichte der Welt einen räumlich so eng zusammengedrängten Kriegsschauplatz. Noch nie war ein Ringen so stark an dramatischen Momenten wie hier, wo Sieg oder Niederlage auf des Messers Schneide standen, wo in strategischer und politischer Hinsicht für beide Seiten so viel auf dem Spiel stand. Noch nie konnten alle Waffengattungen der Marine und des Heeres auf einem engbegrenzten Raum in gegenseitiger Zusammenarbeit so zur Geltung kommen wie in diesen Kämpfen um den Besitz der Dardanellen. Auf der einen Seite der Überfluß und die erdrückende Übermacht an modernsten Waffen und allen Hilfsmitteln. Auf der anderen

der vortreffliche anatolische Soldat, der trotz unzureichender Verteidigungsmittel zäh und verbissen kämpfte, nicht wankte und nicht wich.

Wenn die türkische Armee durch diese Kämpfe eines der schönsten Ruhmesblätter ihrer Geschichte hinzufügen konnte, so haben hieran die dort streitenden Deutschen den größten Anteil. Gering war ihre Zahl, aber bedeutend ihr Einfluß, vom General und Admiral bis zum letzten Kanonier. Gallipoli verteidigte ein deutscher General, die Dardanellen und die Flotte waren deutschen Admirälen unterstellt, in jedem türkischen Stab, in jedem Küstenwerk, jeder Batterie waren Deutsche tätig. Ohne ihr Organisationstalent und ihre Erfindungsgabe, ohne ihre Führung und ihren vollen Einsatz in den verzweifeltsten Lagen hätte die türkische Armee nie zum Siege geführt werden, der Ansturm der feindlichen Übermacht niemals zerschellen können.

Nur 500 Männer waren es, und ihre Taten sollen im deutschen Volke unvergessen bleiben, sie sollen stets Zeugnis ablegen, was restloser Einsatz zu vollbringen vermag, wenn die Lage auch noch so hoffnungslos erscheint.

Es war ein Sieg des Geistes über die Materie, ein Sieg des zusammengeballten Willens über das erdrückende Material, ein Sieg der psychischen Kraft über die physische.

Möge dies große historische Geschehen vor allen Dingen unserer Jugend stets ein Vorbild sein. Es soll ihr zeigen, wie ein zäher Wille, gepaart mit Ausdauer und Organisationstalent einer Handvoll Deutscher und vereint mit fanatischer Vaterlandsliebe und Todesverachtung des türkischen Soldaten, dieser unerschütterliche Glaube an den Erfolg durch eigene Kraft, zu einem vollen Siege führte.



Die Dardanellen. Blick auf Tschanak



Die Verteidiger der Dardanellen:
Admiral von Usedom und Vize-Admiral Merten im Gespräch

Sie kommen!

Seit Wochen verrichten die Beobachtungsposten auf den Forts der Dardanellen Nacht für Nacht ihren eintönigen Wachdienst, suchen mit den Scherenfernrohren die Einfahrt ab, spähen in das Dunkel des Ägäischen Meeres. Die Batterien sind stets schußbereit, Strahlenbündel der Scheinwerfer erleuchten taghell die schmalste Stelle der Meerenge bei Kilid Bahr, wo einige bescheidene Reihen von Minen unter der Oberfläche ihrer Opfer harren.

Die Wachsamkeit darf keinen Augenblick erlahmen, wenn die Augen auch noch so schmerzen und vor Überanstrengung tränen, denn wie leicht könnten sonst die mächtigen Schiffe Englands in dunkler Nacht ohne Kriegserklärung die Forts überrumpeln und durchbrechen.

Der erste Lichtschimmer des anbrechenden dritten Novembers rötet den Osten, gleitet über die träge dahinfließenden Wasser der Dardanellen und ihre Ufer. In blauvioletten Dunst gehüllt liegen die zerklüfteten Höhenzüge von Gallipoli. Leichte Nebelschwaden wallen über der stillen See, zerfließen. Immer klarer wird die Sicht, immer weiter können die Wachposten in die Ferne hinausspähen. Da haften ihre Blicke plötzlich an Rauchfahnen und Mastspitzen von Kriegsschiffen. Wie oft sind sie in letzter Zeit zu beobachten gewesen, diese Mastspitzen und qualmenden Rauch ausstoßenden Schornsteine der englischen Schiffe, die vor der Einfahrt auf und ab dampften.

Heute scheinen sie näher heranzukommen als sonst, acht große Schiffe und einige Torpedoboote. Jetzt beträgt die Entfernung nur noch sechzehn Kilometer, und da blitzt es auf den Kolossen plötzlich auf, mit tiefem Brummen sausen die ersten schweren Granaten heran. Überall auf den Außenforts — auf Sed ul Bahr, Kum Kale und Orhanie —

bersten die Granaten, schleudern Fontänen von Erde und Gestein hoch in die Luft, und ein anhaltender Donner rollt durch die Schluchten von Gallipoli.

Das mächtige England pocht mit stählernen Fäusten an die Tore, zeigt hiermit an, daß es Einlaß begehrt, daß es gewillt ist, sich die Durchfahrt zu erzwingen.

Wie bei einer Schießübung feuern die weittragenden englischen Geschütze auf die Batterien, ohne daß diese antworten können, denn ihre veralteten Kanonen reichen nicht hin. Eine fürchterliche Explosion auf Sed ul Bahr läßt die Luft erzittern. Ein schweres Geschoß hat die Erddeckung des mitten im Batteriehof gelegenen Munitionsraumes getroffen, ein zweites aus dem gleichen Doppelturm ist ihm gefolgt und hat die Schutzdecke vollends durchschlagen. Fast zehntausend Kilogramm Schwarzpulver fliegen in die Luft und mit ihnen einundfünfzig türkische Kanoniere und drei Offiziere. Die zwei Geschützrohre der Batterie sind von ihren Lafetten gerissen, liegen unbrauchbar im Sand.

Unaufhörlich bersten die Granaten auf den zum Schweigen verdammten Außenforts. Erst gegen Mittag verstummt das Feuer. Langsam entschwinden die Schiffe den Blicken.

Es wird wieder still auf Gallipoli. Die zerzausten Wälle der Außenforts sind bald geglättet, die rundum gähnenden Granattrichter zugeschüttet. Hunderte von Granaten schwersten Kalibers haben also nur zwei armselige, veraltete Kanonen unbrauchbar gemacht, mit denen sowieso herzlich wenig anzufangen war. Der einförmige, anstrengende Wachdienst geht weiter. Aber von nun an bestehen keine Zweifel mehr, daß die englisch-französische Flotte den Durchbruch durch die Meerenge versuchen wird, und alle Verteidiger leben nur in Erwartung dieses Angriffes. Mögen die Feinde jetzt kommen mit ihren mächtigen gepanzerten Kolossen, leicht soll ihnen der Sieg nicht werden.

Noch vor wenigen Wochen hätten sie die Werke mit fast leeren Händen nehmen können, so gering war die Kampfkraft der Küstengeschütze in den Forts und Batterien. Es war mehr ein Arsenal von längst veralteten Modellen, die eher in ein Museum gehörten als auf moderne Befestigungen, und auch die personelle Bereitschaft ließ sehr viel zu wünschen übrig. Außerdem herrschte noch ein vollkommener Mangel an jeglichem Hilfsmaterial: weder Minen, noch Fahrzeuge für den Wasserdienst, noch Scheinwerfer waren vorhanden. Es fehlten auch Entfernungsmesser, Fernsprecher, Befehlsübermittlungsapparate und so viele andere nötige Dinge.

Zu allererst fehlte es jedoch an fachkundigen Leuten, um die dringendsten Übelstände abzustellen. Daher erbat Admiral Souchon das nötige Personal aus der Heimat. Größte Eile tat not, denn jeden Tag konnte die Entscheidung an den Dardanellen fallen, die von weittragender Bedeutung für die gesamte Kriegführung sein mußte.

So wurde denn auch unter Admiral von Usedom, als Oberkommandierendem der Meerengen, und Vizeadmiral Merten, als Befehlshaber der Dardanellen, in Berlin ein Sonderkommando in Stärke von 26 Offizieren und 432 Mann zusammengestellt, alles ausgesuchte, tüchtige und stramme Männer der Marine.

Es war eine schwierige Aufgabe, einen so großen Transport durch Rumänien zu bringen. Als Ingenieure und Arbeiter in Zivil verkleidet, mit falschen Pässen versehen, fuhr der Transport ab und traf am 29. August glücklich in Konstantinopel ein. Unverzüglich ging die Weiterbeförderung auf einem Dampfer in dunkler Nacht und größter Heimlichkeit zum Fort Kilid Bahr vor sich. Dort waren die Männer vorerst den Blicken der Welt entzogen, bis sie sich nach zwei Tagen im kleidsamen braungrünen Waffenrock mit blauem

Kragen und dem Fes auf dem Kopf als „waschechte" Türken präsentieren konnten. Nur ein Teil der Mannschaft kam auf die Schiffe, der andere wurde in verschiedene Spezialgruppen aufgeteilt: die Artilleristen richteten sich auf den Forts ein, Kommandos von Minenmannschaften wurden gebildet, der Signaldienst längs den Ufern organisiert.

Die Matrosen-Artilleristen nahmen sofort die Geschütze in Augenschein. Solche Museumsstücke hatten sie noch nie gesehen. Damit ist ja schon zu Großvaters Zeiten geschossen worden! Es konnte nur, wie in längst entschwundenen Zeiten, über Aufsatz und Korn gezielt werden. Die Messinggradscheiben zum direkten Schießen waren von den türkischen Kameraden im Laufe der Jahrzehnte voll Eifer so blank geputzt, daß auch alle eingekerbten Grade verschwunden waren, und die Geschoßaufzüge konnten nur durch Handbetrieb bedient werden. Vergeblich war die Suche nach Batterietelefonen, und als schließlich die Munitionsbestände überprüft wurden, da wollten die braven Artilleristen kaum ihren Augen trauen, so gering war der Vorrat. Da konnte man ja rein an den Fingern abzählen, wie lange diese Granaten im Ernstfalle ausreichen würden.

Auch den Leuten vom Minenkommando war nicht ganz wohl zumute. Vergeblich suchten sie in den Arsenalen nach brauchbaren, wurffertigen Minen. Einige waren ja da, aber die konnten in diesem Zustand bestimmt keinem feindlichen Schiff gefährlich werden; eine ganze Kollektion verschiedenster Modelle, meist alte herausgefischte bulgarische Minen, Beutestücke aus dem letzten Balkankriege, lag wie altes Gerümpel herum. Nach langem Suchen und Herumfragen wurde festgestellt, daß noch eine weitere Anzahl von Minen vorhanden war, vielmehr wohl nur die leeren Minenkörper. Und diese Minen lagen im Lande verstreut, waren dort als „Kriegsdenkmäler" aufgestellt!

Vergeblich auch die Suche nach Scheinwerfern und so vielen und so nötigen technischen Dingen. Es sah trübe aus für die Dardanellen, sehr trübe. Wo sollte man das ganze fehlende Material hernehmen, wie sollte mit den vorhandenen minderwertigen Kampfmitteln eine kraftvolle Verteidigung vorbereitet werden, die dem Ansturm der größten und modernsten Flotte der Welt erfolgreichen Widerstand entgegensetzen könnte?

Weder durch Schimpfen noch durch Kritik an den Versäumnissen konnte den Übelständen abgeholfen werden. Leere Kritik ist überhaupt nicht am Platz, wo gehandelt werden muß. Daher gingen die Männer auch sofort an die Arbeit, mit Feuereifer, ohne viel Worte, denn Zeit war nicht mehr zu verlieren. Alle gaben ihr bestes Können, ein jeder an seinem Platz; in den türkischen Soldaten fanden sie willige, gelehrige und begeisterte Schüler und Waffengefährten.

Während an der Verbesserung der Befestigungswerke eifrig gearbeitet wurde, übten die Geschützmannschaften bei Tag und bei Nacht. Was von den vielen Mängeln nicht beseitigt werden konnte, mußte durch eisernen Willen und vollen Einsatz der Bedienungsmannschaft ausgeglichen werden.

Dabei gab es doch in Deutschland all das nötige Kriegsmaterial im Überfluß.

Zwar war der Weg über Rumänien nach der Türkei noch offen, aber die Entente-Agenten und Spione überfluteten dieses Land, schnüffelten auf allen Bahnstationen herum, waren Tag und Nacht auf den Beinen. Was half es, wenn schöne deutsche Goldstücke in die Taschen der rumänischen Bahnbeamten und Weichenwärter rollten? Meist blieben die Waggons am nächsten Morgen noch an der gleichen Stelle oder waren spurlos verschwunden. Das Gold der Entente

schien eben noch reichlicher zu fließen. Nur neunzehn Waggons mit Kriegsmaterial gelangten im Laufe der Wochen wohlbehalten bis Konstantinopel.

Zu den raffiniertesten Mitteln mußte gegriffen werden, um Munition und technische Instrumente „hintenherum" durch Rumänien zu bringen. In Zementblöcken für „den Bau der Bagdadbahn" wurden Maschinengewehre versteckt, auf dem Boden der mit Öl gefüllten Fässer ruhten Verschlüsse von Geschützen und Ersatzteile, viele Güterwagen wiesen doppelte Wände auf, in denen viele brauchbare Sachen verstaut werden konnten.

Unterdessen fuhren auch deutsche Kuriere unentwegt zwischen Berlin und Konstantinopel hin und her. Es war der reine Pendelverkehr, und im Kuriergepäck lagen Zünder und Kontaktkappen für die Minen verborgen.

Mit strahlenden Gesichtern empfingen Torpedokapitän Gehl und Marine-Ingenieur Reeder dieses „Kuriergepäck". Nun konnten sie doch die wenigen Museumsstücke wenigstens zu brauchbaren Minen herrichten. Es waren ja vorerst bloß 190 Stück, die in Reih und Glied im Marine-Arsenal lagen. Kaum wurffertig, wurden sie nachts vor den Hauptbefestigungen der Dardanellen verankert. Zehn dünne Reihen nur, und doch stark genug, um das gewaltsame Vordringen feindlicher Schiffe zu verhindern.

Für jeden Seemann hat die bloße Annahme des Vorhandenseins von Minensperren etwas unsagbar Beunruhigendes, sie raubt ihm die Gelassenheit und hemmt seine Entschlußkraft. Mag die Oberfläche des Wassers sich noch so friedlich und glatt vor seinen Augen ausbreiten, stets wittert der Seemann Gefahr, sieht im Geiste überall die schwarzen Teufelskugeln auf ihre Opfer lauern, erwartet jede Sekunde die vernichtende Explosion. Die Angst hat große Augen, die Angst vor einer versteckt lauernden Gefahr noch größere, und

es ist daher klar, daß die Engländer niemals ihre Schiffe aufs Spiel setzen würden, ohne vorher durch Suchboote die Minen aus dem Fahrwasser geräumt zu haben.

Falls die dürftigen Sperren also ihren Zweck erfüllen sollten, mußten sie zu allererst geschützt werden. Von überall wurden daher leichte Schnellfeuerkanonen zusammengesucht — aus den Arsenalen, Museen, von der Flotte, was irgend entbehrlich erschien, und so diese bunt zusammengewürfelten Batterien, zwischen Bodenfalten gut versteckt, auf beiden Seiten der die Sperren begrenzenden Ufer aufgestellt.

Bei hellem Sonnenschein werden die Suchboote sicher nicht kommen, sondern sich heimlich in schwarzer, dunkler Nacht heranschleichen. Es ist ein leichtes, das Dunkel taghell zu erleuchten, wenn Scheinwerfer in genügender Zahl vorhanden sind. Sie waren aber nicht vorhanden. Nur vereinzelte konnten von den Schiffen abgegeben werden, die bei weitem nicht ausreichten. Wo sollte man nun diese Scheinwerfer hernehmen?

Nicht umsonst ist die Erfindungsgabe des Deutschen in der ganzen Welt bekannt. Auch hier fand sich ein Ausweg. Irgendwo lagerten alte Bogenlampen. Gleichzeitig verschwanden in Konstantinopel alle Taschenspiegel aus den Geschäften. Zu Tausenden wanderten sie in die Werkstatt, und bald konnte keine Dame auch nur einen Taschenspiegel auftreiben. Das war ja auch ganz gleichgültig, wichtig aber war, daß nun neue, improvisierte Scheinwerfer entstanden. Die kunstvoll zusammengefügten kleinen Spiegel ergaben einen guten Reflektor, und bald standen diese „Scheinwerfer" auf ihren Plätzen und leuchteten in die Nacht hinein. Sicher würde ein jeder Spezialist in der Heimat beim Anblick solch eines Monstrums in schallendes Gelächter ausbrechen, aber sie leuchten doch, und das ist ausschlaggebend!

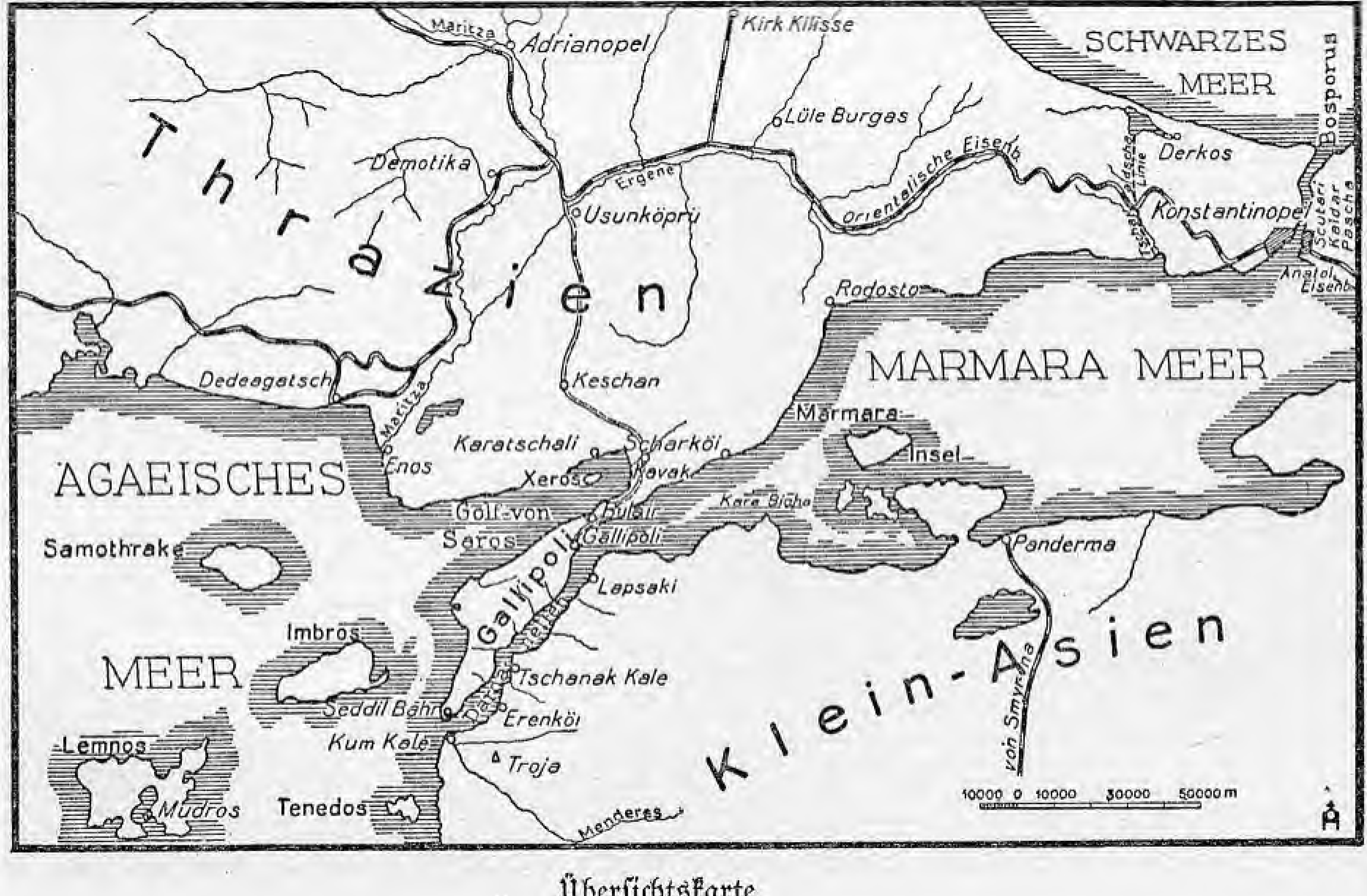
Als Krönung dieses Minenschutzes wurde an der engsten Stelle der Dardanellen, bei Kilid Bahr, noch eine Torpedobatterie eingebaut, die den durchbrechenden Schiffen ihre Torpedos in den Leib bohren sollte. So war alles nur Menschenmögliche getan und vorbereitet, um trotz der geringen Kampfmittel einem feindlichen Flottenangriff entgegenzutreten.

Um aber die volle Leistungsfähigkeit und Kampfkraft entfalten zu können, war ein planmäßiges Zusammenarbeiten all der verschiedenen Waffen unerläßlich. Dies konnte nur durch dauernde Übung erreicht werden, und es wurde geübt. Tag und Nacht wechselten Alarmierungen und Schießübungen, Entfernungsmessen und Übungen im Nachrichtendienst. Eine frische Luft, ein neuer Zug wehte durch die Forts der Dardanellen, seit deutsche Matrosen dort schalten und walten konnten, riß die Türken aus ihrer Lethargie und stillen Ergebenheit in das „unabwendbare Schicksal", begeisterte sie, stärkte ihren Willen zum Widerstand und den Glauben an den Erfolg.

So sah es in den Dardanellen aus, als die englisch-französische Flotte am 3. November zum ersten Male die Außenforts mit einem Stahlhagel überschüttete.

Sirenengeheul aus der „Messudieh"

Vergeblich warten nun die Verteidiger auf die Wiederholung des Angriffs. Tage, Wochen fließen dahin — der Feind kommt nicht. Nur in weiter Ferne tauchen hin und wieder Rauchfahnen von Kriegsschiffen auf, die vor den Dardanellen auf und ab dampfen.



Übersichtskarte

Es ist gut so. Es ist gut, daß sie nicht kommen, denn jeder gewonnene Tag hebt die Widerstandskraft. Unter zielbewußter, energischer Führung werden die primitiven Festungswerke immer mehr ausgebaut und verstärkt.

Immer und immer wieder beschäftigt die Verteidiger die eine Frage: Warum kommt der Feind nicht, warum zögert er? Es muß ihm doch genau so gut bekannt sein, daß jede Woche, jeder Tag, ja jede Stunde des Zögerns die Kampfkraft von Mannschaft und Material auf den Forts erhöht.

Heute kennen wir den wichtigen Grund: nicht nur, daß sich die Herren am grünen Tisch in London nicht einigen konnten, sondern das mächtige England hatte damals auch nicht genügend Schiffe zur Verfügung, um sich für einen Flottenangriff vorzubereiten. Der Sieg des Kreuzergeschwaders des Grafen Spee vor Coronel fuhr den Engländern schwer in die Glieder. Das stolze Kreuzergeschwader war wieder verschwunden, und niemand konnte voraussagen, wo es auftauchen, welche Stützpunkte Englands es bedrohen werde. An allen gefährdeten Punkten mußte Albion seine Schiffe konzentrieren, während die „große Flotte" durch die deutsche Heimatflotte gebunden war. Dann kam die Falklandschlacht und der Opfertod des Grafen Spee und seines Geschwaders. Nicht umsonst sind diese Helden in den Tod gegangen, denn ihrem Wirken ist es hauptsächlich zu verdanken, daß die Dardanellen damals nicht überrannt wurden, was katastrophale militärische und politische Folgen gezeitigt hätte.

So herrschte denn vor den Dardanellen zunächst noch eine idyllische Ruhe.

Einige hundert Meter vom Fort Hamidie entfernt, liegt in der Bucht von Dardanos das Linienschiff „Messudieh" verankert. Ein Veteran ist die „Messudieh", schon 1874 erbaut, ist längst nicht mehr seetüchtig, auch die schweren Geschütze

in den Türmen fehlen. Aber die Mittelartillerie ist noch vorhanden, und deutsche Matrosen haben sie wieder in Ordnung gebracht. Jetzt steht die „Messudieh“ hier in der Bucht von Dardanos auf Vorposten zum Schutz der Minenfelder.

Eine schwere Detonation erschüttert plötzlich um die Mittagszeit des 16. Dezember, eines stillen Sonntags, die Luft. Im Nu sind die Besatzungen der Forts auf den Traversen. Was ist bloß los? Dort bei der „Messudieh“ bäumt sich eine übermasthohe Wassersäule himmelwärts, von Flammen durchzuckt. Rauch und Qualm hüllen das todwunde Schiff ein, das sich langsam zur Seite neigt.

Torpedotreffer! U-Boot!

Dort, dort zeigt sich hart am Ufer nur für wenige Sekunden ein Sehrohr. Ein rasendes Schnellfeuer der Schiffsgeschütze konzentriert sich auf dieser Stelle, um bald zu verstummen, denn die Geschütze tauchen bereits in das Wasser. Das Deck wird von den Wellen überflutet, das Heck versinkt. Mehr und mehr legt sich die „Messudieh“ auf die Seite nach Steuerbord, die Masten klatschen auf das Wasser, das in breitem Strom gurgelnd durch die Schornsteine rauscht. Verzweifelt mühen sich die Matrosen auf dem glatten, schlüpfrigen Kiel Rettung zu finden, glitschen ab, gleiten in die aufgewühlten Fluten, deren Strömung sie fortreißt. Noch ein Ruck, wie eine letzte Todeszuckung, dann ist die „Messudieh“ gekentert. Nur noch ein kleiner Teil der Bordwand und des Kieles ragt aus dem seichten Wasser, umgeben von Wrackstücken und Trümmern, an die sich Menschen verzweifelt klammern. Boote eilen herbei, doch nur gering ist die Zahl der Unglücklichen, die dem Tode entrissen werden.

Einem englischen U-Boot ist es nun wirklich gelungen, in die Dardanellen hineinzusteuern, trotz der starken Strömung und der schwierigen Navigation in blinder Fahrt unter Wasser vorzudringen, unter einem Teil der Minen-

sperren hindurchzuschlüpfen und die „Messudieh" zu torpedieren. Ein waghalsiges, ein verzweifeltes Unternehmen, mit einer geringen Aussicht auf eine glückliche Rückkehr. Und doch ist es gelungen.

Was einem U-Boot geglückt ist, kann auch anderen gelingen. Es liegt auf der Hand, daß sie nun versuchen werden, unter den Minensperren in das Marmara-Meer und sogar bis Konstantinopel vorzudringen. Was dann? Ja, dann ist der ganze Transport auf dem Wasserwege sowie die türkische Flotte selbst gefährdet, und dieser Umstand kann für die Verteidigung katastrophale Folgen zeitigen. Jetzt heißt es doppelt auf der Hut sein und die Augen offen halten!

Die Nacht senkt sich herab. Das Silberlicht des Mondes spielt auf den träge dahinfließenden Wassern der Dardanellen, läßt den Rumpf der „Messudieh" gespensterhaft aufleuchten. Türkische Pioniere arbeiten dort, um wenigstens noch einiges Brauchbare zu bergen. Voll Entsetzen vernehmen sie ein dumpfes Heulen, das aus dem leblosen Rumpf zu dringen scheint. Voll abergläubischer Furcht, von Grauen gepackt, wären diese Söhne des Orients in ihren Booten geflüchtet, wenn nicht deutsche Matrosen sie abgefangen hätten. Die glauben nicht so leicht an Geister und Spuk. Deutlich hören sie jetzt ein Geräusch im Innern des Rumpfes, wie ein klagendes Heulen von weither. Da müssen ja noch Überlebende eingeschlossen sein, in einem wasserdichten Raum, wie in einem Sarge eingesperrt!

Es sind auch welche drin, dreiundzwanzig türkische Offiziere, die zur Zeit der Katastrophe in der Messe beim Mittag saßen und noch rechtzeitig die Schotten ihrer Abteilung schließen konnten. Nie wäre ihr verzweifeltes Klopfen und Rufen an die Oberfläche gedrungen, wenn nicht ein Offizier in einer Ecke eine achtlos hingeworfene Handsirene entdeckt hätte. Von ihr stammt dieser unheimliche Klagelaut.

Ohne eine Sekunde zu zögern, gehen die deutschen Kameraden an das Rettungswerk. Die Stahlplatten des Rumpfes sind hart, und nur einfache Meißel, Hämmer und Äxte halten die Retter in der Faust. Aber diese Fäuste sind stark, das Bewußtsein der Todesgefahr ihrer Waffengefährten verleiht den Männern übermenschliche Kräfte. Ununterbrochen hallt das Klopfen, Hämmern und Hauen durch die stille Mondnacht. Auch die Eingeschlossenen können es vernehmen. Die bereits entschwundene Hoffnung kehrt zurück, trotz der immer dünner, sauerstoffarmer werdenden Luft, die Hoffnung, dem sicheren Tode noch rechtzeitig entrissen zu werden.

Endlos scheinen die Stunden dahinzuschleichen. Der Morgen graut. Da wird es endlich still auf der „Messudieh". Die Öffnung ist groß genug, um sich in das Innere hindurchzuzwängen. Das Rettungswerk gelingt! In letzter Minute werden die dreiundzwanzig türkischen Offiziere dem Leben wieder zurückgegeben. Voll Dankbarkeit umarmen sie ihre Retter und atmen, atmen die frische Luft, schauen fast ungläubig gen Osten, wo die Sonne erwacht, deren strahlendes Licht sie nie mehr zu sehen erhoffen konnten.

Mit doppeltem Eifer beobachten von nun ab die Wachposten durch die Scherenfernrohre das Wasser, halten Ausguck nach feindlichen U-Booten, Tag für Tag, Nacht für Nacht.

Der 19. Februar

Der orientalische Winter hat mittlerweile seinen Einzug gehalten. Der Sturmwind pfeift und heult durch die Schluchten, und endloser Regen strömt herab. Nirgends

auf den Forts gibt es noch einen trockenen Winkel. In den Batteriehöfen reicht das Wasser bis über die Knie, in den Spitzzelten schwimmt alles, und trockenes Zeug hat schon lange niemand mehr am Leibe.

Ein Monat ist vergangen. Vergeblich haben sich die Wachposten die Augen müde gesehen. Kein U-Boot, kein Periskop konnten sie erspähen.

Am 15. Januar wird es auf einigen Sperrbatterien plötzlich lebendig, und ein lebhaftes Feuer konzentriert sich auf einer Stelle nahe der Maidos-Bucht. Ein U-Boot ist gesichtet, das wohl sein Sehrohr zeigen mußte, um sich zu orientieren, denn die Enge macht hier einen scharfen Knick. Der Kanonendonner verstummt, Bewachungsfahrzeuge suchen die Stelle ab und entdecken auch bald das U-Boot. Im klaren Wasser ist der Rumpf auf dem Meeresgrund deutlich zu erkennen, scheint beschädigt.

Oberleutnant zur See Prinz Reuß kommt mit Prahmen heran, Wasserbomben detonieren in der Tiefe und zwingen den Feind zum Auftauchen. In wilder Hast klettert die Mannschaft aus dem Turm, um sich zu ergeben. Dann ist das französische U-Boot „Saphir" mit geöffneten Sinkventilen von der Oberfläche wieder verschwunden.

Die gehegten Befürchtungen scheinen nicht grundlos gewesen zu sein. Fast ist es diesem U-Boot gelungen, in das Marmara-Meer vorzudringen, denn die Minensperren hatte es bereits unterfahren. Wie leicht wäre es gewesen, diesem Feind den Weg zu versperren. Dazu gehörten bloß Netze, dicke Stahlnetze mit Maschen von einigen Metern im Durchmesser. Überall, in der Nordsee und im Kanal, überall, wo Flotten und Häfen gesichert werden mußten, sind längst solche U-Bootnetze ausgelegt. Nur in den Dardanellen gibt es keine. Wo sollte man sie auch hernehmen oder gar anfertigen bei dem völligen Mangel an jeglichem Material?

Dazu braucht man dicke Stahltrosse, sehr viel Stahltrosse, und diese sind in keinem Arsenal Konstantinopels aufzutreiben. Es hilft also nichts. Die fehlenden Netze müssen durch erhöhte Aufmerksamkeit ersetzt werden.

Vor den Dardanellen aber herrscht völlige Ruhe wie im tiefsten Frieden. Der Feind scheint sich noch immer nicht zu einem entscheidenden Schlag entschließen zu können, als ahnte er, welch eine Hölle es auslösen wird. Mitte Januar verdichteten sich jedoch die Gerüchte und Nachrichten der Agenten, daß die Engländer zu einem Angriff rüsten.

Im Ägäischen Meer, der Dardanellenmündung vorgelagert, liegen die schönen griechischen Inseln Tenedos, Imbros und Lemnos. Daß diese Inseln Griechenland gehören, stört die Engländer nicht im geringsten. Sie werden besetzt und als Flottenstützpunkte ausgebaut. Dort soll jetzt ein reges Leben und Treiben herrschen, neue Kriegsschiffe sollen eingetroffen sein, Transporter laufen ein und aus, Lazarettschiffe werden gemeldet. Wie einfach wäre es, durch Aufklärungsflugzeuge sich Gewißheit zu verschaffen! Die gibt es aber nicht. Nur von Sed ul Bahr ist es möglich, bei der nächstgelegenen Insel Imbros mit scharfen Gläsern eine Anzahl größerer und kleinerer Fahrzeuge auszumachen und in ihrer Bucht herausragende Mastspitzen, viele Mastspitzen vieler Schiffe.

Doch nichts geschieht, nichts stört die Ruhe. Die Tage fließen dahin, diese zermürbenden Tage des Wartens und der Ungewißheit. Etwas Bleischweres liegt in der Luft, wie die bedrückende Stille vor dem Sturm.

So vergeht noch ein Monat in dieser trügerischen Ruhe. Es ist bereits Mitte Februar geworden. Auf Fort Orhanie halten nur deutsche Matrosen die Wacht, achtzehn Mann mit ihrem Kommandeur, Leutnant zur See Woermann, ein Sonderkommando von Freiwilligen. Orhanie liegt am

höchsten von allen Außenforts, nur mit zwei alten Krupp-Geschützen Kaliber 24 bestückt, die aber die größte Reichweite besitzen. Nur dreiundzwanzig Granaten hat das Fort Orhanie, dreiundzwanzig Schuß! Mit sehr gemischten Gefühlen wird diese Feststellung von den eben erst eingetroffenen Freiwilligen gemacht. Und damit sollen sie dem Ansturm einer Flotte trotzen? Sie wollen und sie werden trotzen, dieses Sonderkommando der Todgeweihten!

Der Morgen des 19. Februar dämmert herauf. Da entdeckt der Artilleristenmaat Walla zwei Schatten, die sich aus dem grauen Dunst lösen und auf die Einfahrt zuhalten.

Torpedoboote! An die Geschütze!

Zwei Granaten fliegen dem Feind entgegen, und der Donner dieser Schüsse rollt als Vorbote der kommenden Ereignisse durch die Dardanellen. Mit schäumender Heckwelle jagen die beiden grauen Gesellen davon.

Auf den Außenforts steht alles auf den Kampfstationen und wartet. Es ist ja ihr Los, zu warten, und, wenn der Sturm losbricht, auszuharren, durchzuhalten bis zum letzten Schuß, bis zum Ende.

Es ist gegen acht Uhr. Und jetzt kommt der Feind, da dampft Admiral Carden mit seiner Armada heran, in langer Kiellinie, und hinter ihnen Kreuzer und Zerstörer. Schweigsam, düster und drohend gleiten sie durch das bleigraue Meer. Voll banger Sorge zählen die Verteidiger ihr Häuflein Granaten. So viel sie auch zählen, es werden nicht mehr, es bleiben immer nur ein paar Dutzend!

Zwölf Schlachtschiffe haben sich nun im großen Halbkreis um den Eingang gelegt; es blitzt auf den Kolossen auf, und ein Stahlhagel ergießt sich auf die vier Außenforts.

Riesenfontänen von Sand und Gestein steigen hoch, und bald sind die Außenforts Sed ul Bahr, Kum Kale, Estrogul und Orhanie unter einer Wolke von Rauch und Pulverdampf

Die torpedierte „Messudieh".
Englische Kriegsschiffe im Kampf mit den Dardanellenforts



Im Fort Hamidie

verschwunden. Hin und her geschleudert werden die Leute, überschüttet von Sandlawinen und Geröll.

In Deckung! Auf diese Entfernung von sechzehn Kilometer sind ja die alten Geschütze der Forts doch zum Schweigen verdammt.

Nur Leutnant Woermann harrt in seinem Beobachtungsstand aus, und mit ihm der Telefonist und ein türkischer Dolmetscher. Sie achten nicht auf die rundum berstenden Granaten, auf die ganze Hölle von Feuer und Stahl, die sie umgibt. Sie haben nur den Feind vor Augen und warten auf den Augenblick, daß er sich näher heranwagt. Ein Pfeifen und Brummen erfüllt die Luft, und jede Sekunde bersten die Riesengeschosse mit ohrenbetäubendem Krachen. Stunden geht es so, ohne Pause, ohne Unterlaß. Die Sonne hat bereits den Zenit überschritten, das Stahlgewitter tobt weiter. Ein Krachen und Beben erschüttert den Unterstand, als ob die Erde sich auftun wollte, ein gellender Schrei — der Beobachtungsstand ist wie weggefegt. Nichts ist mehr von ihm geblieben, der tapfere Leutnant Woermann hat die Augen für immer geschlossen. Als erster deutscher Dardanellenkämpfer ist er den Opferweg zu Ende gegangen, hat mit seinem Blut die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft besiegelt.

Noch immer zucken auf den Schiffen die Feuergarben auf, und die ehernen Schlünde speien ihre Stahlmassen auf die Außenforts. Erst die hereinbrechende Nacht gebietet ihnen Halt. Ohne sich näher herangewagt zu haben, verschwindet die Armada in der Abenddämmerung. Auf den Forts wird es wieder lebendig. Überall arbeiten sich die Männer aus den halbverschütteten Unterständen heraus, reiben sich den Sand aus den Augen, springen auf die Wälle und stellen voll Freude fest, daß fast alle Geschütze wie durch ein Wunder unversehrt geblieben sind.

Der nächste Tag findet die Geschütze von Sand und Geröll befreit wieder gefechtsbereit. Was tut es, daß rundum die Wälle und Höfe der Batterien zerzaust und von Granaten aufgewühlt sind, daß ein Teil des uralten Osmanenschlosses auf der Südspitze von Gallipoli in Schutt und Trümmern liegt, daß in seinem wuchtig und stolz emporragenden Turm große Lücken klaffen, wenn nur die Kanonen noch schießen können. Voller Spannung spähen die Männer von den Wällen auf die See hinaus, sind gewärtig, jeden Augenblick die Rauchwolken der herandampfenden Schiffe zu entdecken. Der Feind muß doch kommen, um sein Zerstörungswerk fortzusetzen.

Doch er zeigt sich nicht. Nur die Wogen des Meeres rollen schaumgekrönt heran und branden gischtend an die steilen Ufer. Schwere, sturmgepeitsche Wolken jagen tiefhängend über die See. Es ist, als ob Neptun selbst sein Veto ausgesprochen hat und zornbebend den Dreizack schwingt. Admiral Carden kommt nicht. Er kann nicht kommen, er muß warten, bis der Sturm sich legt.

Die Minen müssen fort

Erst am 25. Februar glättet sich die See, und der mächtige Feind setzt sofort zum zweiten Angriff an. Wieder erbebt die Erde um Kum Kale, Sed ul Bahr und Orhanie von den Einschlägen der schweren Granaten. Vom frühen Morgen bis zur Mittagszeit speien die langen Rohre ihre Granaten heraus, rollt der Donner, und schwarz-gelbe Schwaden, von feurigen Blitzen der Ein'.hläge durchzuckt, decken die Forts ein. In der ruhigen, von einem Wind bewegten Luft schwebt

der dichte, graue Qualm über den Ufern. Nur die ununterbrochen einander folgenden Einschläge zerreißen für Sekunden diese Schwaden.

Es muß die reinste Hölle sein, und in dieser Hölle kann keine Maus mehr leben — denken die Engländer. In breiter Front halten sie auf das asiatische Ufer zu, kommen näher und näher. Aber das Unmögliche geschieht. Die Verteidiger leben noch, haben durchgehalten in dieser Hölle, haben gewartet, bis ihre Zeit kommt. Jetzt ist sie gekommen! Überall kriechen Deutsche und Türken aus ihren zerschossenen Unterständen hervor, springen aus dem wüsten Wirrwarr der Trümmer an die Geschütze.

Entfernung 3000 Meter. Feuer!

Die Engländer wollen kaum ihren Augen trauen, als es in den Forts, die sie zerstört glaubten, aufblitzt und das Brummen der Granaten an ihre Ohren schlägt. Schon der zweite Schuß von Batterie Orhanie ist ein Treffer, reißt einen Teil des vorderen Schornsteines vom Admiralsschiff fort. Noch zwei Treffer folgen Schlag auf Schlag. Wutentbrannt stürzt sich nun die gesamte Artillerie der Schiffe auf die zähen Verteidiger. Jetzt gibt es keine Deckung mehr, jetzt müssen die Tapferen unter dem Hagel der Granaten ihr Letztes hergeben, laden und feuern, so schnell es geht. Sie wissen ja, daß die Zeit für sie nur kurz bemessen ist, daß bald ein Geschütz nach dem anderen für ewig schweigen wird.

Batterie Orhanie ist bereits verstummt. Die Oberlafette des einen Geschützes läuft nicht mehr aus, und alle Anstrengungen, den Schaden zu beheben, scheitern. In die Mündung des zweiten Geschützes fährt eine englische Granate und verschweißt sich, ohne zu krepieren, mit dem Rohr. Schweren Herzens verlassen nun die überlebenden deutschen Kämpfer ihre Posten.

Kum Kale wehrt sich noch. Jetzt sind die englisch-französischen Geschwader so nahe heran, daß sie im toten Winkel der Batterien liegen. Verheerend ist dieses flankierende Feuer auf so nahe Entfernung. So mancher Weitschuß saust weit ins Land hinein und wühlt den klassischen Boden von Troja auf.

Das Feuer des Feindes rast weiter.

Als die Sonne hinter den felsgezackten Hügeln von Lemnos versinkt, sind die Außenwerke gefallen. Sed ul Bahr, der „Verschluß des Meeres", besteht nicht mehr, weggekämmt sind die Brustwehren von Kum Kale und Estrogul, ihre Geschütze liegen von Sandmassen verschüttet umher.

Das Eingangstor zu den Dardanellen ist gesprengt.

Tief befriedigt über diesen ersten Erfolg führt Admiral Carden seine Geschwader zu den Stützpunkten zurück. Trotzdem ist Admiral Carden nicht ganz wohl zumute: er weiß jetzt, daß er es mit einem tapferen und zähen Gegner zu tun hat und die härteste Probe, der Angriff auf die Hauptwerke, nicht so leicht zu bestehen sein wird. Was hilft es, daß das Eingangstor zu den Dardanellen geöffnet ist, wenn hinter dem Tor der Todfeind aller Schiffe — die Minen lauern. Sicher ist die ganze Wasserstraße mit diesen Minen verseucht. Die müssen doch zuerst weggeräumt werden, um den Weg für seine Schiffe freizumachen und die Hauptbefestigungen fassen zu können. Und mit den Skizzen der Batterien, die Admiral Limpus ihm übergeben hat, wird die Wirklichkeit auch nicht so ganz übereinstimmen. Sollten wirklich nur diese paar alten, kaum noch gefechtsfähigen Kanonen vorhanden sein? Wohl kaum! Man darf nicht außer acht lassen, daß dort drüben Deutsche ihr ganzes Können einsetzen. Dazu ist der Türke ein zäher und mutiger Soldat, voll Todesverachtung und Fanatismus. Was ihm fehlt, ist eine gute Führung, und die ist ja jetzt da. Da wird

auf den Hügeln und in den Senkungen sicher noch so manche unangenehme Überraschung verborgen sein.

Ja, Admiral Carden, es sind viele Überraschungen verborgen: auf dem Hügel von Dardanos ist eine neue 15-Zentimeter-Schnellfeuerbatterie aus Schiffsgeschützen entstanden, und in den Schluchten von Erenkoi, In Tepe und Tenker sowie hinter vielen Hügeln wohlverborgen hat Oberstleutnant Wehrle seine 15-Zentimeter-Haubitzen und bulgarische Beutekanonen aufgestellt, die alle immer neue Stellungen einnehmen können, falls es ihnen am alten Platz zu heiß werden sollte, und in den Bodensenkungen an den Ufern sind neue kleine Sperrfeuerbatterien zum Schutz der Minenfelder emporgewachsen. Auch so manche neue Mine hat sich zu den Kameraden hinzugesellt. Die Russen haben so viel davon übrig, und bei der Aufräumung des von ihnen vor dem Bosporus verseuchten Meeres fällt so mancher noch brauchbare „Brocken" ab.

Ja, aber die Türken haben doch so wenig Granaten. Admiral Limpus, der „Reorganisator" der türkischen Flotte, wußte es ausführlich zu berichten.

Das stimmt genau. Es war so, aber ist nicht mehr so! Kostbare Wochen haben der Erste Seelord Winston Churchill und die Herren am grünen Tisch in London durch ihre Unentschlossenheit und Meinungsverschiedenheiten den Verteidigern geschenkt, kostbare Wochen hat auch Admiral Carden durch sein planloses Handeln und ewiges Warten auf „Instruktionen aus London" verstreichen lassen.

Und in diesen Wochen hat Kapitän zur See Pieper viel geleistet. Granaten für die schweren Kaliber konnten weder hergestellt noch sonstwo beschafft werden. Da muß eben mit jeder Granate gegeizt werden, um dadurch den geringen Vorrat zu strecken. Die Herstellung von Geschossen für die leichte und für die Mittelartillerie war aber möglich, und mit

ganzer Tatkraft und Energie ging Kapitän Pieper an die Arbeit. Bei der fehlenden Industrie mußte man davon absehen, Werke auf Munitionserzeugung umzustellen. Die wenigen vorhandenen Munitionsfabriken aber werden unter Leitung von deutschem Personal auf die höchste Leistungsfähigkeit gebracht. In dreifacher Arbeitsschicht werden ununterbrochen die Geschosse hergestellt. Längst sind die türkischen Arbeiter aus ihrer Gleichgültigkeit und Trägheit erwacht. Überall in den Betrieben herrschen deutscher Geist, deutsche Ordnung und Tatkraft. So bleiben die Früchte in Gestalt von Geschossen auch nicht aus; schwerbeladene Dampfer und Präme durchfurchen das Marmara-Meer und bringen die ersehnte Fracht zu den Batterien der Dardanellen.

Admiral Carden hat eine unruhige Nacht: sind die Außenforts auch wirklich völlig niedergekämpft, damit die Minensuchflottillen ihre gefährliche Arbeit mit Erfolg beginnen können? Ja, das kann leicht durch Landung von kleinen Abteilungen festgestellt werden, und zwar muß es sofort geschehen, am kommenden Tage schon.

So steuert der Admiral im Morgengrauen wieder durch das Ägäische Meer zu dem Tor der Dardanellen, um die ein geheimnisvoller Schleier liegt, zu dem Tor, das sich für ihn zum Sieg und Ruhm öffnen soll. Als erstes Linienschiff passiert „Majestic" triumphierend die Einfahrt. Die Klänge eines Siegesmarsches erschallen von seinem Deck. Grabesstille liegt über den Außenforts. Kein Schuß löst sich von ihren Wällen, kein Leben regt sich.

Marinemannschaften landen auf Kum Kale. Nur Trümmer, Trümmer, nichts als Trümmer. Einige alte Museumskanonen liegen herum, andere stehen noch auf den Lafetten. Sprengpatronen knallen und zerstören sie vollends. Nun noch mal bei Sed ul Bahr auf der europä-

ischen Seite nachsehen. Sechzig Mann steigen aus den Booten, klimmen hoch und verschwinden hinter den Hügeln. Auch hier scheint jegliches Leben vernichtet. Still ist es ringsum. Immer weiter entfernt sich die Mannschaft vom Ufer auf der Suche nach den Batterien. Plötzlich krachen Salven, Kugeln pfeifen, prasseln in die ahnungslose Schar hinein. Unteroffizier Mehmed Ali Oglu und seine wenigen Leute sind es, die sich dem Feinde entgegenstellen. Die Patronen sind bald verschossen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr werfen sich die Tapferen auf die Übermacht. Verstärkung naht. Mann gegen Mann wird gerungen. Der so lange aufgespeicherte wilde Haß kennt keine Gnade. Vergeblich warten die Engländer auf die Rückkehr ihrer gelandeten Leute.

Admiral Carden hat jedoch jetzt die Gewißheit, daß die Außenforts für ewig zum Schweigen gebracht sind.

Nun ist die Reihe an den Minensuchbooten, jetzt müssen sie der Flotte den Weg zum Siege ebnen. Zu Dutzenden liegen sie bereit, die von überall her aufgekauften Fischdampfer und Schlepper. Kaum senkt sich die Nacht herab, so schleichen die Flottillen durch die Einfahrt, um ihrem gefährlichen Handwerk nachzugehen.

Doch Wehrles Haubitzen und all die kleinen Sperrbatterien längs den Ufern sind auf der Hut. Scheinwerfer blitzen auf und halten die Eindringlinge mit ihren Strahlenbündeln fest. Granaten sausen zu den kleinen Fahrzeugen herüber, von allen Seiten pfeifen sie heran. Englische Kreuzer und Torpedoboote eilen herbei, nehmen den Kampf mit den Abwehrbatterien auf. So manches Suchboot versinkt in den Fluten, doch Nacht für Nacht erscheinen neue und mit ihnen die Kreuzer und Zerstörer. Wie gut arbeiten doch die improvisierten Scheinwerfer! Hell ist die Wasserfläche von ihren Strahlen erleuchtet, und unbarmherzig schlagen die Granaten zwischen die Minensucher. Gespensterhaft steigt

um sie herum in diesem Scheinwerferlicht ein Wald von Fontänen auf. Vergeblich mühen sich die Kreuzer, mit ihren wohlkonstruierten Scheinwerfern die Abwehrbatterien in den Bodenfalten zu entdecken und zu vernichten. Nacht für Nacht müssen sie machtlos Zeuge sein, wie Suchboote mit ihren ganzen Besatzungen sinken, und erhalten selbst so manche tiefe Wunde. Doch Admiral Carden ist unerbittlich: die Minen müssen fort, koste es, was es wolle!

Immer neue Fahrzeuge werden ausgerüstet, wenn sie auch zu Dutzenden untergehen. Die Hilfsmittel Albions sind doch unermeßlich.

So fahren die Schiffe mit den Minensuchkommandos immer wieder hinein in die Hölle, in den Tod. Sie wissen es, diese unerschrockenen Seeleute, und trotzdem fahren sie und sterben. Eins aber wissen sie nicht, daß dort, wo sie die Minen suchen, überhaupt keine vorhanden sind. Es liegt eine große Tragik in diesem Geschehen, in diesem Sterben ohne Sinn und Zweck. Wenn die dem Sperrfeuer glücklich Entronnenen aussagen, daß dort, wo sie suchten, überhaupt keine Minen vorhanden sind, so finden sie keinen Glauben. Es ist nicht möglich, daß die Hälfte der Dardanellenstraße vollständig minenfrei sei! Und doch war es so!

Dann weiter hinein in die Hölle, immer weiter, die Minen müssen fort! Keine Nacht schweigen die Geschütze an den Ufern der Dardanellen. Jetzt sind es schon Freiwillige, die auf den Suchbooten in ihr Verderben rennen.

In den ersten Märztagen wagen es endlich die Großkampfschiffe, auch bei Tag weiter vorzudringen, so daß die Forts Hamidie, Kilid Bahr und Dardanos in ihr Feuerbereich kommen. Hauptsächlich aber gilt ihr Feuer der Vernichtung der Haubitzen Wehrles. Kaum glaubt der Gegner die Stellungen entdeckt zu haben und überschüttet sie mit seinem Stahlhagel, so brummen Wehrles Stahlkoffer

unvermutet aus einer ganz anderen Richtung heran. Oberstleutnant Wehrle und seine Leute sind unermüdlich. Aber welch körperliche Strapazen müssen sie erdulden, um das zu ermöglichen! Keine Nacht finden sie Schlaf, die Hände zerschunden, kaum ein Glied, das noch heil. Und immer wieder ziehen sie die schweren Haubitzen durch das zerklüftete Berggelände, ohne Weg und Steg, durch Geröll und durch Sand. Wenn dann die Schiffe am nächsten Tage einlaufen und die von ihren Fliegern tags zuvor genau bezeichneten Stellungen unter Feuer nehmen, so sausen Wehrles Granaten aus ganz anderen Richtungen heran. Dauernd müssen die Schiffe in Bewegung sein, um sich den auf ihre Decks einschlagenden Geschossen zu entziehen, und ihre Treffsicherheit leidet stark darunter. Meist ist Wehrle überhaupt nicht zu fassen. Dann stehen seine Haubitzen hinter hohen Hügeln und schleudern die Geschosse in großem Bogen über sie hinweg, während die Hügel den modernen, langrohrigen Flachbahngeschützen des Gegners ein undurchdringliches Hindernis bieten.

Fleißig sind tagsüber die Flieger tätig, kreisen im Äther, ihre Beobachter zeichnen und fotografieren. Wenn sie bloß wüßten, daß es meist nur Scheinstellungen sind, die sie da so sorgfältig in ihre Karten zeichnen!

Unermüdlich ist Oberstleutnant Weber mit seinen Pionieren nachts bei der Arbeit, überall entstehen in den Schroffen und Schluchten improvisierte Erdbefestigungen mit Mörsern und Feldbatterien und modernen Flachbahngeschützen. Daß diese Mörser nur schwarz geteerte Heringsfässer sind, daß die Feldbatterien aus alten Ofenrohren bestehen und die Flachbahngeschütze aus Kistenbrettern und drohend herausragenden Baumstämmen zusammengezimmert sind, das bleibt den in luftiger Höhe dahinschwebenden Beobachtern allerdings verborgen.

Mit welcher Schadenfreude können dann die Pioniere die Resultate ihrer übermenschlichen Anstrengungen beobachten, wenn die stolzen Schiffe Albions einlaufen und für solche Scheinstellungen ihre Munition vergeuden. Es kommt ihnen natürlich nicht darauf an, sie haben ja doch so viel davon, aber die armseligen, wirklich bestehenden Batterien der Verteidiger, die es niederzukämpfen gilt, bleiben verschont und bleiben gefechtsklar zum entscheidenden Endkampf.

Was nützt es dem Gegner, wenn er geschickt die toten Winkel aufsucht und so viel Munition verschwendet. Die Hauptbefestigungen wollen gar nicht antworten, sie schweigen, weil ihre paar Dutzend vorhandenen schweren Granaten zu kostbar sind. Nur Wehrle ist ununterbrochen an der Arbeit, ist unfaßbar und erfolgreich.

So prasselt das Stahlgewitter auf die unschuldigen Scheinstellungen herab. Die Engländer kommen aus dem Wundern überhaupt nicht mehr heraus: soviel sie auch schießen, immer wieder blitzt es aus diesen „Batterien" auf. Sie sind nicht kleinzukriegen. Es bleibt ihnen natürlich verborgen, daß dort überall nur wenige beherzte Türken ihren Zauber treiben. Von Zeit zu Zeit zünden sie die Zündschnüre von Kartuschen an und springen dann schleunigst in Deckung. Kurze Flammen lodern auf, und viel Rauch entwickeln die Kartuschen. So werden feuernde Batterien täuschend ähnlich nachgeahmt. Wenn der Feind sich eingeschossen hat, so erfolgt der „Batteriewechsel". Sehr einfach ist dieser Batteriewechsel: die Kartuschen auf die Schulter und „Marsch-Marsch". Bald brennt die „Batterie" ihre Kartuschen wieder lustig einige hundert Meter weiter ab.

So stehen die Engländer Tag für Tag in nutzlosem Kampf mit diesen Scheinbatterien und den von Wehrle so genial geleiteten Haubitzen. Noch immer kann sich Admiral

Carden nicht zum vollen Einsatz seiner mächtigen Flotte und zum Generalangriff auf die Hauptwerke entschließen. Diese stehen nach wie vor unbeschädigt und einsatzbereit da, während so mancher englische Panzer mit schweren Wunden abends das Kampffeld verläßt. Nachts ruhen sie sich dann in den Häfen und Buchten der benachbarten Inseln aus und wähnen sich in Sicherheit. Wohl stehen ihre Wachschiffe auf Vorposten, wohl patrouillieren ihre Zerstörer auf See herum. Es ist so üblich seit alters her, wenn ihnen hier auch keine unmittelbare Gefahr drohen kann. Wer sollte auch ihre Ruhe und Sicherheit stören: U-Boote besitzen die Türken nicht, und ihre veralteten, weit unterlegenen Torpedoboote werden sich doch niemals herauswagen. Schon im Frieden haben sie kaum jemals ihre Ankerplätze verlassen, um so weniger werden sie es jetzt wagen, wo eine mächtige Flotte Englands vor den Toren steht.

Die Fahrt des „Timur Hissar"

Pechschwarz ist die Nacht des 7. März. Es ist Neumond. Langsam gleitet ein schmaler Schatten dicht am europäischen Ufer der Dardanellen vorüber, passiert die Einfahrt und zerfließt im Dunkel der See. Es ist das kleine, alte Hafen-Torpedoboot „Timur Hissar" unter dem Kommando des erprobten Torpedobootskommandanten Kapitänleutnant Freiherr von Fircks. Nur siebenundneunzig Tonnen ist es groß, kaum neunzehn Seemeilen Geschwindigkeit kann es entwickeln, zwei kleine 3,7-Zentimeter-Kanönchen und zwei alte Torpedorohre stehen auf seinem Deck. Ein neuer Geist beseelt dafür dieses kleine Boot, der Geist, den Admiral

Souchon und seine deutschen Männer den türkischen Schiffen in mühevoller, monatelanger Arbeit eingeimpft haben, der Angriffswille und das Selbstvertrauen, die allein den Erfolg verbürgen.

So steuert das Boot in die Nacht hinaus. Vielleicht gelingt es, ein sich in vollster Sicherheit wiegendes feindliches Panzerschiff bei Tenedos oder Imbros anzugreifen und zu vernichten. Vielleicht. Wenn man sich bloß die schnellen englischen Zerstörer vom Leibe halten könnte, denn das wäre das Ende.

Kaum ist Sed ul Bahr an der Einfahrt passiert, da tauchen auch schon die äußersten Vorposten des Feindes — sechs Zerstörer und ein Kreuzer — auf. Hartruder nach Steuerbord gelingt es dem „Timur Hissar" doch noch, unbemerkt dicht unter dem Ufer hindurchzuschlüpfen. Mit Kurs auf Imbros gleitet es vorwärts.

Die Wolken haben sich verzogen. Hell flimmern die Sterne vom klaren Nachthimmel und verbreiten ein fahles Licht. Leider, denn schon tauchen wieder die Umrisse eines großen Schiffes auf, so nahe, daß das Boot entdeckt wird. Erkennungssignale blitzen auf, die wohlweislich unbeantwortet bleiben. Volldampf voraus, was die Maschine nur hergeben kann, und bald ist der Verfolger glücklich abgeschüttelt. Doch alsbald erfolgt aus der Richtung des Golfs von Saros ein neuer Anruf zur Abgabe des Erkennungssignals. Nun ist es heute nacht nichts mehr mit dem geplanten Angriff auf die feindliche Flotte bei Imbros. Der Feind ist gewarnt, ist aus seiner sorglosen Ruhe erwacht. Sicher wird am Tage ein eifriges Suchen einsetzen, wenn es den Engländern auch gar nicht in den Kopf gehen will, daß sich ein türkisches Schiff wirklich herausgewagt haben sollte. Also fort von hier, hinaus in das Ägäische Meer. Beim Morgengrauen ist der „Timur Hissar"

schon weit weg und hält sich unweit des Golfs von Saloniki verborgen.

Gegen Mittag wird wieder Fahrt aufgenommen, um, quer durch das Ägäische Meer steuernd, das asiatische Ufer zu erreichen und von dort bei Dunkelwerden nach Tenedos vorzustoßen.

Hier, so weit vom Schuß, sind doch sicher keine Wachposten zu erwarten. Die zweite Nacht bricht an, sternklar. Die hohen Ufer Kleinasiens werden gesichtet und mit ihnen Vorpostenstreitkräfte, die dicht unter Kap Baba stehen! Schon wieder setzt die Jagd ein. Überall scheint Albion seine Fühler und Fangarme ausgestreckt zu haben. Schwer stampft die Maschine des kleinen „Timur Hissar", bei den Kesseln schuften die Heizer, um den Dampf hochzuhalten. Immer näher und näher kommen die feindlichen Fahrzeuge, anscheinend ein Kleiner Kreuzer und zwei Zerstörer. Eine harte Schwenkung nach Norden, und nun gelingt es die Verfolger abzuschütteln, dem drohenden Verderben nochmals zu entrinnen.

Der Kohlenvorrat und das Öl sind bereits knapp geworden. Der Kurs wird auf Smyrna genommen, um dort den Brennstoff zu ergänzen und dann in der folgenden Nacht wieder auf Tenedos vorzustoßen.

Der neue Tag bricht an. Schon ist der „Timur Hissar" weit in den Golf von Smyrna vorgedrungen, da taucht ein Linienschiff der „Triumph"-Klasse auf, hinter ihm ein Kreuzer und noch ein großer Dampfer, die sorglos daliegen und den Hafen von Smyrna blockieren. Sofort ist der Entschluß gefaßt: hier muß der Angriff angesetzt werden, sobald es dunkelt. Unbemerkt und ungeahnt verbirgt sich das wagemutige Boot tagsüber in der engen Mavro-Vuni-Bucht. Ein Gedanke läßt die übermüdeten Männer kaum Ruhe finden: wird es gelingen?

Abends geht es Anker auf, und dicht unter Land wird um Kara Burun gesteuert. Der Wind frischt immer mehr und mehr auf. Schwer stampft das kleine Fahrzeug durch das wogende Meer. Es gibt keinen Schutz gegen die überkommenden Seen, niemand hat mehr einen trockenen Faden am Leibe. Immer nur vorwärts, immer weiter hinein in den Golf von Smyrna, dessen Scheinwerfer bereits in der Ferne aufleuchten.

Jetzt tauchen auch die Umrisse des Linienschiffes, des Kreuzers und des Dampfers hinter ihnen auf. Groß und deutlich treten sie aus dem Dunkel der stürmischen Nacht hervor, wenn die Scheinwerfer von Smyrna über sie hinweggleiten.

Die Torpedos sind klar. Oberleutnant zur See von Mellenthin, der frühere Rohrmeisterlehrer, steht selbst am Rohr. Ganz nahe und groß heben sich jetzt die Umrisse des Linienschiffes gegen das Scheinwerferlicht ab. Ein Vorbeischießen ist völlig ausgeschlossen.

„Torpedo los!"

Eine scharfe Wendung. Ein zweiter Torpedo, auf den Transporter gerichtet, klatscht ins Wasser.

Atemlos lauschen die Männer, endlos scheinende Sekunden. Doch es bleibt still, keine Detonation erschüttert die Luft. Nur auf dem Kreuzer wird es lebendig, Scheinwerfer leuchten bei ihm auf und er setzt zur Verfolgung an. Bald ist er jedoch abgeschüttelt, und am 10. März ankert „Timur Hissar" im Hafen von Tscheschme, begeistert von den Behörden und der Bevölkerung empfangen, die es gar nicht fassen können, daß ein kleines türkisches Schiff es gewagt hat, dem mächtigen Feinde zu trotzen. Mit fieberhafter Eile werden Kohlen, Öl und Lebensmittel übernommen, und die Liebesgaben häufen sich zu Bergen.

Kaum senkt sich die Sonne zum Horizont, so läuft das

Boot wieder aus. Noch ist ja ein Torpedo im Rohr, und der muß seinen Weg zum Feinde finden; es muß gelingen, denn die Enttäuschung über das Versagen ist zu groß.

Die Nacht ist völlig schwarz. Der Wind heult noch immer, die See geht hoch. Die Scheinwerfer von Smyrna werden nach Mitternacht wieder gesichtet und endlich auch der Kreuzer und der Dampfer — ein Flugzeugmutterschiff — entdeckt. Das Linienschiff jedoch fehlt. Der erste Erfolg! Eben setzt „Timur Hissar" zum Angriff an, da taucht plötzlich etwa 50 Meter Steuerbord voraus ein Vorpostenfahrzeug auf. Vorsichtig gelingt es, unbemerkt nach Backbord abzudrehen; der Angriff auf den Kreuzer ist jedoch vereitelt.

Kurz entschlossen wird nun das Flugzeugmutterschiff als Ziel genommen. Auf 300 Meter saust der letzte Torpedo heraus, und eine gedämpfte Explosion dringt an das Ohr der lauschenden Männer. Hurra, hurra! Und vorwärts stürmt der „Timur Hissar", um vormittags im Hafen von Smyrna glücklich die Anker zu werfen. Großer Jubel empfängt dort die mutigen Männer, denn ihnen ist es zu verdanken, daß die englischen Schiffe ihre täglichen Beschießungen eingestellt haben und vollends verschwunden sind.

Erst einige Wochen später hat den tapferen „Timur Hissar" sein Schicksal ereilt. Mit neuen Torpedos ausgerüstet, war er wieder in das Ägäische Meer vorgestoßen, hatte einen großen Truppentransporter angegriffen. Wieder versagten die Torpedos, sie detonierten nicht, diese alten türkischen Stahlzigarren. Wie wichtig ist es doch, die Waffen stets auf vollster Höhe zu erhalten! Was nützen die ganze Tatkraft, die Kühnheit und Einsatzbereitschaft, wenn der Erfolg am mangelhaften Material scheitert!

Von feindlichen Kreuzern und Zerstörern verfolgt, mit im kritischen Augenblick versagender Maschine, mußte der

Kommandant sein Boot auf das felsige Ufer der griechischen Insel Chios auflaufen lassen und unter dem Feuer des Feindes nach Ausschiffung der Mannschaft durch Sprengung vollends vernichten. So endete der kleine „Timur Hissar" seine kurze kriegerische Laufbahn. Die Kunde von seinen Taten aber drang bis zu den Verteidigern der Dardanellen, begeisterte sie, war ihnen Ansporn, im gleichen Geiste nachzueifern.

Der Orkan bricht los

Unterdessen ist Admiral Carden in den Dardanellen nicht einen Schritt weiter gekommen. Bis in die zweite Märzhälfte hinein setzen seine Schiffe den Kampf mit den Forts und mit Wehrles Haubitzen fort. Von geringen Schäden abgesehen, haben die Batterien der Werke nichts von ihrem Gefechtswert eingebüßt. Nur Batterie Dardanos, die ständig unter schwerem Feuer liegt, hat starke Verluste an Offizieren und Mannschaften zu beklagen, wenn auch die Geschütze unversehrt bleiben. In der Nacht zum 11. März geht es besonders lebhaft zu. Gedeckt durch Kreuzer und Zerstörer, mühen sich Suchboote im Scheinwerferlicht wieder vergebens ab, die Minen herauszufischen. Die ganze Nacht donnern die Geschütze hüben und drüben. Beim Morgengrauen zieht sich der Feind zurück. Drei Minensucher sind noch auf dem Kampfplatz zu sehen, die langsam mit ihren Besatzungen in den Fluten versinken.

Noch immer kann sich Admiral Carden zu keinem Einsatz seiner ganzen Streitmacht entschließen. Er fordert den Beistand einer Landungsarmee, Churchill dagegen verlangt



„Gaulois" sinkend auf Strand gesetzt. Die Mannschaft verläßt das Schiff



Indirekte Beschießung der Dardanellen durch die Engländer.
Täglich geht der Eisenhagel auf die türkischen Stellungen nieder

sofortiges Losschlagen der Flotte, sendet ermunternde Depeschen.

Dabei drängt Rußland auf schnellste Öffnung der Meerengen. Seine Armeen stehen bereits in den Karpathen und brauchen dringend Waffen für den letzten Ansturm gegen die Tore Ungarns. In den Mittelmeerhäfen warten schon viele Wochen schwerbeladene Frachtdampfer mit großen Mengen von Kriegsmaterial für die russischen Armeen. Sie können aber nicht durch, denn Carden hat es noch immer nicht geschafft. Er ist fertig, seine Nerven versagen, der erhoffte leichte Sieg entschwindet für ihn in weite Ferne, zerschellt an dem Widerstandswillen der Verteidiger und ihrer deutschen Lehrmeister.

Admiral Carden meldet sich krank, und Admiral de Robeck übernimmt das Kommando. In der ganzen Flotte ist er als Draufgänger bekannt, er wird es schon schaffen!

Am 17. März ist Kriegsrat auf Tenedos. Der Generalangriff soll bereits am folgenden Tage einsetzen.

In den letzten Tagen herrschte Stille vor und in den Dardanellen, die Ruhe vor dem Sturm. Sie wissen es, diese kampferprobten Verteidiger, daß die Entscheidung naht, sie fühlen es mit jedem Nerv. Es sind keine Vorbereitungen weiter zu treffen, es gibt nichts, was nicht zehnmal durchdacht und mit den letzten armseligen Hilfsmitteln zur Stärkung der Widerstandskraft verwirklicht worden wäre. Nur der Mangel an schweren Granaten lastet zentnerschwer auf ihnen. Was soll geschehen, wenn die letzte Granate in erbittertem Ringen verfeuert ist? Dann bricht die Katastrophe herein, dann ist der Weg nach Konstantinopel offen und die Türkei verloren.

Admiral von Usedom riskiert viel, treibt ein gewagtes Spiel, als er den Befehl erteilt, die ganze Munition von den Befestigungen des Bosporus herbeizuschaffen. In dieser

Nacht ist kaum ein Auto in Konstantinopel aufzutreiben. Sie sind alle mit Beschlag belegt und führen die schweren Granaten den Dardanellenwerken zu. Wenn jetzt die russische Flotte vor dem Bosporus erscheint, so müssen die Geschütze ihrer Werke schweigen. Die russische Flotte wird nicht kommen, sie darf nicht kommen. Und sollte sie dennoch nach dem wehrlosen Bosporus ihre Hand ausstrecken, so muß sich „Goeben" entgegenwerfen und den Zutritt verwehren.

Auf den Batterien der Dardanellen gibt es jetzt nur strahlende Gesichter, denn nun können sie den Feind gebührend empfangen.

Es ist aber noch ein zweiter Grund, der die Stimmung hebt und die rosigsten Hoffnungen weckt. Während der ganzen letzten Kampfzeit mußte tatenlos beobachtet werden, wie die feindlichen Schiffe in der Bucht von Erenkoi Aufstellung nahmen, um von diesem toten Winkel die Werke unter Feuer zu nehmen. Wenn da doch bloß einige Minen stehen würden, nur ganz wenige. Diese hätten nicht lange auf ihre Beute zu warten. Immer, wenn die Schiffe in diese Bucht einliefen, hatten die Verteidiger sich ein kleines Minenfeld herbeigewünscht, und nun steht es da!

In der ersten, fahlen Dämmerung eines anbrechenden Tages ist der Minendampfer „Nusret" mit deutschen Freiwilligen in die Bucht von Erenkoi hinausgeschlichen und hat fast vor der Nase der Engländer unter Leitung von Marineingenieur Reeder die Minensperre gelegt. Sechsundzwanzig Minen, sechsundzwanzig teuflische Kugeln, die das Schicksal einer ganzen Schlacht in sich bergen, die in wenigen Augenblicken den Feind vom nahen Siege zur Niederlage führen können.

Es ist wie eine Fügung des Himmels, daß diese Minen jetzt hier verankert stehen. Von weit her kommen sie, einen

Weg von 500 Seemeilen haben sie in offenen Motorbarkassen zurückgelegt, von Trapezunt bis Konstantinopel, allem Sturm zum Trotz. Kaum zwei Wochen ist es her, da tanzten eines Morgens viele schwarze Kugeln auf den Wellen vor Trapezunt. Die Russen sind doch sonst solche Künstler im Minenlegen. Hier hatte es nun einmal nicht geklappt, die Minen verschwanden nicht unter der Oberfläche. Und nun stehen sie hier in der Bucht von Erenkoi, in gefahrvoller, aufopfernder Arbeit vom Sonderkommando bei Trapezunt herausgefischt und hergebracht.

Jetzt sind die Dardanellen zum Empfang des Gegners gerüstet. Tag für Tag erwarten die Verteidiger sein Erscheinen. Es ist ja ihr Los, zu warten und sich die Augen müde zu sehen. Nicht mal die Gesamtstärke der englisch-französischen Flottenmacht ist ihnen bekannt, nicht einmal hineinschauen können sie, was sich in den Häfen der feindlichen Stützpunkte tut, denn kein einziges Flugzeug steht ihnen zur Verfügung, nicht eins.

Ganz unerwartet gleitet jedoch am 17. März — am gleichen Tage, da Admiral de Robeck Kriegsrat hält — ein Geschenk von des Himmels Höhen herab. Es ist eine alte, schwache Gotha-Maschine, die nach abenteuerlichem Flug über Rumänien glücklich landet. Endlich ein Flugzeug, endlich haben die Dardanellen Späheraugen!

In aller Frühe des neuen Tages surrt der Motor, und die Maschine steigt zu ihrem ersten Erkundungsflug auf. Es ist ein herrlicher Frühlingstag. Die ersten Strahlen der Sonne überfluten die weiten Gefilde mit ihrer Blumenpracht, die friedlichen Dörfer mit ihren emporragenden Minarets und die wildzerklüfteten Schroffen Gallipolis. Immer höher und höher schraubt sich die Maschine in das dunkle Blau des Äthers und entschwindet bald den Blicken. In 1600 Metern, denn höher schafft es der Motor nicht, steuern die Flieger

Tenedos entgegen, das wie ein großer, grauer Fleck aus den blauen Fluten ragt. Über vierzig Fahrzeuge liegen dort vor Anker, Schiffe aller Typen und Größen. Jetzt scheint Leben in die Kolosse zu kommen. Sechs stahlgepanzerte Riesen nehmen Fahrt auf, an der Spitze Admiral de Robeck auf der „Queen Elizabeth". Deutlich ist seine Admiralsflagge auszumachen. Dort weiter die „Inflexible". Viele helle Stellen an ihrem Schiffskörper sind zu erkennen. Diese legen ein beredtes Zeugnis von den Wunden ab, die ihr Graf Spee in der Falklandschlacht geschlagen hat. Auch die französischen Schiffe lichten die Anker und folgen dem Admiral. Jetzt hat der „Bouvet" das Aufklärungsflugzeug entdeckt, sendet seine Schrapnells hinauf, die wie weiße Wölkchen rundum aufspringen. Immer neue Schiffseinheiten setzen sich in Bewegung, Signale flattern an den Masten, und die stolze Flagge Albions oder die Trikolore wehen an den Gaffeln.

Sie kommen, sie kommen!

Nun zurück zu den Forts, was aus dem Motor nur herauszuholen ist, und Meldung erstatten.

Jetzt wissen es alle in den Forts und auf den Batterien die ganzen langen Ufer entlang: der Generalangriff steht bevor, der große Tag bricht an.

Nicht lange wird die Geduld der Dardanellenkämpfer auf die Probe gestellt. Rauchfahnen tauchen auf, zwei, vier, sechs, zehn, immer mehr und mehr; bald nehmen sie den ganzen Horizont ein, sind nicht mehr zu zählen.

In Frontlinie zu je vier gestaffelt, dampfen zwölf Schlachtschiffe, von zahllosen kleinen Fahrzeugen, Torpedobooten und Minensuchern umgeben, in die Dardanellen hinein.

Trommeln und Hörner rufen in allen Batterien an die Geschütze. Drohend starren die Riesengeschütze der Schiffe mit ihren schwarzen Schlünden herüber.

Um 11 Uhr 30 bricht der Orkan los. Die größte Schlacht, die jemals zwischen einer Flotte und Landbatterien getobt hat, nimmt ihren Anfang. Rot-gelbe Feuerblitze, von grau-schwarzen Rauchwolken umgeben, speien die Schlünde heraus. Ein Eisenhagel ergießt sich über die Werke, die noch durch die große Entfernung zum Schweigen verdammt sind.

„In Deckung!" schallt es aus den Sprachrohren der Batteriekommandeure. An die Wände der Brustwehren gepreßt, harren die Geschützmannschaften auf den Ruf zum Kampf, während die Stahlkoffer mit scheußlichem Heulen herangesaust kommen und mit trockenem, ohrenbetäubendem Krachen bersten. Jede Sekunde fauchen Tausende von Sprengstücken wirbelnd durch die Luft, prasseln Erdklumpen und Steine auf die Männer nieder. Der Boden schwankt wie bei einem Erdbeben, schwarze Erdfontänen steigen gen Himmel. In die kleine Hafenstadt Tschanak Kalé, neben dem Fort Hamidie gelegen, fliegen die Weitschüsse der Salven hinein. An allen Ecken und Kanten brechen Feuersbrünste aus. Häuser stürzen wie Kartenhäuser zusammen, ganze Straßenzüge versinken in Schutt und Asche.

Aber auch um die Schiffe wird es lebendig: von beiden Ufern melden sich die Haubitzen Wehrles. Fontänen steigen rund um die Schlachtschiffe auf, Geschosse schlagen auf ihre Decks und in die Aufbauten, Dampfwolken entströmen ihren Wunden. Das Wasser ist aufgewühlt von den einschlagenden Granaten und aufsteigenden Fontänen, die sich oft über die Decks und Kommandobrücken ergießen. Sie nehmen dem Feind die Sicht, erschweren das Einschießen.

„Näher heran!" befiehlt Admiral de Robeck.

Voller Genugtuung hat Korvettenkapitän Wossidlo, der Kommandeur auf Fort Hamidie, die sich langsam aber ständig vermindernde Entfernung festgestellt. Auf seinem

Fort sind nur deutsche Mannschaften, und bald werden sie zeigen, was sie können. Entfernung zwölftausend Meter. Jetzt ist es so weit!

„An die Geschütze!" schallt sein kurzes Kommando durch das Sprachrohr.

Endlich! Heraus aus der Deckung und hinein in die Hölle! Im Nu sind die schweren Granaten im Rohr, die Kartuschen folgen. Fertig! Feuer! Granate auf Granate verläßt jetzt die Rohre. Die Schwesterbatterie auf der europäischen Seite fällt ebenfalls ein, auch Fort Medjidieh feuert, Batterie Dardanos feuert. Schwer keuchend arbeiten die Männer, und wie arbeiten sie! Glühend brennt die Sonne vom wolkenlosen Himmel, feurige Glut entströmt den Geschützen, Glut von den Bränden ringsum, Glut von den Feuersäulen der berstenden Riesengeschosse.

Nicht denken, nicht umsehen, nur den Feind im Auge behalten, laden und feuern. Kein Wort fällt. Der Schweiß rinnt in Strömen. Immer scheußlicher wird dieses Höllenkonzert, immer toller der Tanz der Geiser um die Schiffe. Und dieses Sausen, Pfeifen und Brausen übertönt das tiefe Brummen der türkischen 35-Zentimeter-Granaten, die ihren Weg zum Feinde nehmen. Vom äußersten Hügel an, wo Wehrles Haubitzen stehen, bis in das Herz der Festung hinein sind die Ufer in Feuer, Qualm und Dunst gehüllt, — ein einziger tobender Krater.

12 Uhr. Der Schlachtenlärm schwillt mehr und mehr an, wird zum Orkan. Tschanak Kalé brennt, Kilid Bahr brennt, Hamidie brennt, Wolken von Rauch und Pulverdampf decken die Forts zu. Sie schweigen.

Admiral de Robeck triumphiert. Die Forts scheinen niedergekämpft, seine Schiffe sind jedoch noch voll kampffähig, trotz vieler Treffer ist keins ausgefallen.

Noch näher heran, noch näher! Der Sieg winkt!

Die Franzosen in Front! Und die Minensucher vor, damit sie eine Fahrrinne säubern!

So passiert der französische Admiral Guépratte mit seinen vier Schlachtschiffen — „Gaulois“, „Charlemagne“, „Bouvet“ und „Suffren“ — die Linie der feuernden englischen Panzer. Jetzt sind sie auf 7500 Meter heran. Ein neues Stahlgewitter entlädt sich über Batterien und Werke. Gewaltige Explosionen in den Forts erschüttern die Luft. Es scheint unmöglich, daß Menschen in dieser Hölle aushalten können, noch leben. Doch aus den grauen Wolken, die die Batterien einhüllen, zuckt es rötlich auf: deutsche und türkische Kanoniere stehen wieder auf ihren Plätzen und feuern. Zu früh hat der Feind triumphiert. Noch ist es nicht so weit, noch lange nicht.

Nur versandet und verschüttet waren die Geschütze durch die niedergehenden Sandmassen, und gespart mußte mit den Granaten werden, denn die Munition ist so knapp. Jetzt sind aber die Franzosen nahe genug heran, um ein sicheres Ziel zu bieten. Nur zu bald müssen die französischen Schiffe es am eigenen Leibe spüren, wie weit sie noch von einem Siege entfernt sind.

Voller Staunen und stark beunruhigt beobachtet Admiral de Robeck den schweren Stand seiner Verbündeten. Er kommt selbst näher heran, um ihnen beizustehen, und ist eben im Begriff, das schwer mitgenommene französische Geschwader aus der Feuerlinie zu ziehen. Da übertönt plötzlich ein gewaltiges Krachen das Kampfgetöse. Eine masthohe Sprengwolke steigt auf dem Linienschiff „Bouvet“ empor. Eine 35-Zentimeter-Granate hat sich in das Schiff gebohrt und eine seiner Munitionskammern zur Explosion gebracht. Das Heck sackt weg, taucht bereits unter, hoch ragt der Bug in die Luft. Rettungsboote mühen sich vergeblich ab, durch das von den Einschlägen der türkischen Geschosse ringsum

aufgepeitschte Wasser zum sterbenden Riesen zu gelangen. Ein Torpedoboot und ein Suchboot kommen todesmutig mit Volldampf heran. Umsonst. Die Wellen schließen sich bereits über dem „Bouvet", und auch sie folgen ihm, von den Geschossen der Haubitzen getroffen, in die Tiefe.

Ein heiseres Hurra entringt sich den ausgedörrten Kehlen der Kämpfer.

Wenige Minuten hatte es den Anschein, als wollte der Gegner den Kampf abbrechen. Doch bald donnern seine Geschütze wieder. Die Schlacht tobt weiter. Die deutsch-türkischen Verteidiger bleiben die Antwort nicht schuldig, und die französischen Schiffe haben einen schweren Stand. Das Flaggschiff „Suffren" ist schwer mitgenommen und hat Mühe, sich über Wasser zu halten. „Gaulois" ist so nahe an die Minensperren geraten, daß jeden Augenblick die Katastrophe hereinbrechen muß. Die Männer auf Hamidie halten fast den Atem an. Sie kennen ja zu genau die Lage der ersten Minenreihe. Deutlich können sie die Trümmerhaufen auf Deck des Schiffes erkennen. An seiner Backbordseite klafft ein riesiges Loch.

Da steigt auch schon eine Wasserfontäne am Heck des „Gaulois" zum blauen Frühlingshimmel empor. Eine Mine ist detoniert. Die Steuerung und die Maschinen versagen. Langsam treibt das todwunde Schiff mit der Strömung durch die Reihen der kämpfenden Geschwader dem Ausgang zu. Schlepper nehmen den „Gaulois" in ihre Obhut und mühen sich ab, ihn zur Basis zu bringen. Es ist ihnen nicht gelungen, denn unweit von Tenedos mußte dieses Schiff auf Land gesetzt werden.

Signale wehen auf der „Queen Elizabeth". Admiral de Robeck ruft sein letztes Reservegeschwader heran, damit es die noch übriggebliebenen französischen Schlachtschiffe ablöst. Mit voller Fahrt dampft es heran, und nun gehen sie

sofort vor. Mit unverminderter Heftigkeit tobt der Kampf weiter, der jetzt seinen Höhepunkt zu erreichen scheint.

De Robeck will die Entscheidung um jeden Preis noch heute bis zum Einbruch der Dunkelheit erzwingen.

Es ist bereits vier Uhr nachmittags. Immer wieder werden die Minensucher vorgeschickt, in der Hoffnung, daß es ihnen unter dem Schutz der mächtigen Kanonen gelingen wird, ihre für den endgültigen Sieg so wichtige Aufgabe zu lösen. Doch Wehrles Haubitzen und die kleinen Absperrbatterien schlafen nicht.

Das Brüllen der ehernen Schlünde auf See und an Land verstummt keine Sekunde, und gewaltig rollt der Donner durch die Schluchten Gallipolis. Auf den Forts tobt sich die Hölle aus.

Fort Hamidie bildet nur noch ein Kratermeer, doch seine Geschütze sind bisher wie durch ein Wunder unversehrt. Aber jetzt saust eine 30,5-Zentimeter-Granate auf das eine Geschütz nieder. Hunderte von Metern wirbeln die zerfetzten Teile durch die Luft. Ein weiterer Treffer folgt auf dem Fuß und durchschlägt die Traverse. Mit versengten Haaren, mit Brandwunden bedeckt, kommt der Rest der Munitionsmannschaft herausgestürzt.

Ruhe, Ruhe bewahren! Weiterfeuern!

Geschützführer Papesch stürzt schwer getroffen von seinem Stand. Jetzt sind es nur noch drei Mann an diesem Geschütz, statt zwölf. Das höhnische Singen und Pfeifen, das wahnsinnige Krachen und Bersten ringsum kann das abgestumpfte Ohr kaum noch auffangen. Leutnant Naz sinkt verwundet nieder, gleitet von der Traverse herab. Feuerwerker Kümmerling springt hinauf, tritt an seine Stelle.

Feuern, laden, feuern, alles hergeben, das Letzte herausholen. Schwer keucht der Atem, schwer ringen die ausgepumpten Lungen nach Luft, die erfüllt ist von Schwefel

und Qualm. Immer toller wird noch der Eisenhagel des Feindes. Wie oft verschüttet der emporgeschleuderte Sand die Geschütze, dringt in die Augen und Nasen. Rasch einige Eimer Wasser in den Verschluß und in das Rohr. Zischend rinnt es durch das glühendheiße Rohr.

Fertig. Weiterfeuern! Herrgott, gibt es denn kein Aufatmen in dieser Hölle, ist denn kein Ende abzusehen? Noch zwei Stunden wird es dauern, ehe die Sonne hinter den Hügeln versinkt — zwei Stunden.

Ruhig zielen. Ruhig feuern. Nur nicht denken.

Und die Minensperre in der Bucht von Erenkoi, die der Feind dort gar nicht vermuten kann? Früher haben die Schiffe doch mit Vorliebe in dieser Bucht Aufstellung genommen. Sollte wirklich dieser letzte Trumpf nicht ausgespielt werden können?

Doch jetzt, jetzt steuern die „Irresistible" und „Inflexible" direkt auf dieses Minenfeld los. Ein Aufleuchten erhellt die pulvergeschwärzten Gesichter der Verteidiger, der Atem stockt. Jetzt müssen sie gleich auflaufen, gleich muß es geschehen. Da bäumt sich eine Wassersäule bei der „Inflexible" auf, und eine Stichflamme steigt hoch. Mit schwerer Schlagseite gelingt es ihr, sich mit eigener Kraft aus der Feuerlinie zu schleppen und sichere Gewässer zu erreichen. Doch jetzt hat auch die „Irresistible" das Schicksal ereilt. Bewegungslos bleibt der Riese liegen. Immer mehr und mehr legt er sich nach Steuerbord.

Hurra! Feuern, feuern. Das ist Sieg!

Torpedoboote eilen herbei, um die Mannschaft des mit dem Tode ringenden Schiffes aufzunehmen. Ein wildes Feuer von der Batterie Dardanos und Wehrles Haubitzen fährt dazwischen. Jetzt nähert sich auch das Linienschiff „Ocean" seinem Kameraden, um ihn aus dem Feuerbereich zu schleppen. Doch auch der „Ocean" entgeht nicht dem

Verhängnis, auch ihn hat eine Mine erwischt. Das Leck ist so gewaltig, daß auch dieses Schiff aufgegeben werden muß. Steuerlos, von der Mannschaft verlassen und von Granaten überschüttet, treibt es mit der Strömung und sinkt dann in der Nacht in der Höhe von Troja. Das Wrack der „Irresistible“ kommt, langsam dahintreibend, nochmals in den Bereich von Dardanos. Die Batterie nimmt wieder das Feuer auf, und ohne Unterlaß schlagen die Geschosse der „Irresistible“ neue schwere Wunden, um es endgültig zu vernichten.

Wie eine Meute fallen daher die übrigen Kampfschiffe über Dardanos her. Noch einmal schwillt das Kampfgetöse zu unerhörter Stärke an. Ein Stahlgewitter geht auf die Batterie nieder. An viertausend Riesengranaten sollen es gewesen sein. Der tapfere türkische Kommandeur Hassan Mewsuf-Bei fällt. Einer nach dem anderen sinken auch seine Männer nieder. Immer seltener blitzt es auf Dardanos auf, immer größer werden die Feuerpausen, bis die Batterie völlig verstummt. Es lebt niemand mehr auf dieser heldenhaften Batterie.

Neue Kraft spannt die erschlafften Muskeln der Verteidiger auf den Forts. Feuern, feuern! Heraus mit den Granaten, heraus mit den letzten Kräften! Die Rohre glühen.

Sieg! Sieg!

Das feindliche Feuer wird matter, ungenauer. Admiral de Robeck, der seines Sieges so sicher war, tritt den Rückzug an. Aus den Hecktürmen noch immer feuernd, verlassen die Geschwader den Kampfplatz und steuern in das Ägäische Meer hinaus — um eine große Hoffnung und einige Schiffe ärmer.

Der Schlachtenlärm ist verhallt. Die Nacht senkt sich herab. Nicht weit vom asiatischen Ufer versinkt bei Dardanos das Wrack eines verlassenen, einst so stolzen Schiffes — der „Irresistible“.

Am nächtlichen Himmel leuchtet der Widerschein der Brände, die noch immer in den Forts und den anliegenden Dörfern wüten.

Still werden die deutschen und türkischen Kämpfer, die für den Sieg ihr Leben hingaben, zu Grabe getragen.

Nur kurz und unruhig ist der Schlaf, den die Verteidiger in dieser Nacht finden. Beim ersten Morgengrauen sind sie wieder auf den Beinen, um die Batterien gefechtsklar zu machen. Mit aller Wahrscheinlichkeit muß mit einem neuen Angriff gerechnet werden, und da soll der Feind die Verteidiger bereit finden.

Die Erde rundum ist aufgewühlt, riesige Sandtrichter, in denen sich das Grundwasser angesammelt hat, gähnen vor und hinter den Batterien und längs der ganzen Küste. Zersplitterte Fichten- und Olivenbäume, zerstörte Gebäude und abgeknickte Minarets zeugen von dem verheerenden, erbitterten Kampf. Die beiden düsteren, wuchtigen Schlösser Kilid el Bahr und Kalé Sultanié, dicht bei den Forts auf beiden Seiten der Meerenge gelegen, schauen noch immer trotzig und unversehrt auf die Kampfstätten herab. Diesen gewaltigen Bauwerken, von Mohammed II. Mitte des XV. Jahrhunderts errichtet, mit Mauern aus Kalkstein von ungeheuren Dimensionen, mit Türmen, Zinnen und Schießscharten, konnten sogar die 38er Granaten der „Queen Elizabeth" nichts anhaben. Allen Erdbeben und Beschießungen haben sie im Laufe der Jahrhunderte getrotzt. Gestern sind auch die achthundert Kilogramm schweren Stahlgranaten der Engländer von den Mauern und Türmen machtlos abgeprallt.

Aber auch die Batterien der Forts sind kampffähig geblieben, und das ist ausschlaggebend.

Die personellen und materiellen Verluste sind sogar erstaunlich gering: hundertvierzehn Mann, darunter zwei-

undzwanzig Deutsche, sind gefallen oder verwundet. Von den insgesamt vorhandenen hundertsechsundsiebzig Geschützen großen und kleinsten Kalibers waren nur neun außer Gefecht gesetzt, denn die Geschoßeinschläge lagen entweder vor oder hinter den Geschützbettungen.

Hier hat sich wieder der alte Artilleristenspruch bewahrheitet: „Eine Kanone auf dem Land hält zehnen auf dem Wasser stand!"

Die Haubitzen haben unter der genialen Leitung von Oberstleutnant Wehrle überhaupt keine Verluste zu verzeichnen. Unter seinen Mannschaften sind nur drei Tote und elf Verwundete zu beklagen.

Bald werden auch alle Forts und Batterien wieder gefechtsklar gemeldet, während noch hunderte griechischer und armenischer Arbeiter mit dem Zuschütten der Granattrichter und Glätten der aufgewühlten Erde beschäftigt sind.

Möge der Feind jetzt kommen, er findet die Verteidiger wieder gefechtsbereit!

Stunden vergehen in angespanntestem Warten — der Feind zeigt sich nicht. Auch in den nächsten Tagen liegt das Ägäische Meer still und friedlich da, keine Rauchfahnen der englischen Geschwader trüben das Blau des Himmels und der See.

Liman von Sanders

Ein Aufatmen geht durch die Reihen der Verteidiger, denn eine schwere Sorge lastete auf ihnen — die Sorge der Munitionsknappheit. Was würde die ganze Einsatzbereitschaft und der größte Heldenmut nützen, wenn die letzten Granaten verschossen sind?

Der Kampf am 18. März hat große Mengen der Munitionsvorräte verschlungen, und diese Lücken konnten nicht mehr ausgefüllt werden. Für jedes der fünf 35,5-Zentimeter-Geschütze stehen nur noch fünfzig Granaten zur Verfügung, für die elf 24-Zentimeter-Geschütze sogar nur je fünfundvierzig Schuß. Die weittragenden Sprenggranaten, welche allein die dicken Panzer der Schiffe durchbohren können, sind fast gänzlich aufgebraucht. Die Haubitzen und die Sperrbatterien haben die Hälfte ihrer Munition verfeuert. Noch solch ein Ansturm der feindlichen Armada, noch solch ein Kampf auf Leben und Tod, und ein Geschütz nach dem andern wird verstummen, wird schweigen müssen, wenn die letzte Granate das Rohr verlassen hat.

Und dann?

Wer wird dann die Minensperren schützen, wer wird dem Feind den Weg in das Marmara-Meer und weiter nach Konstantinopel verwehren? Wer? Die türkische Flotte? Gewiß würde sie sich mit „Goeben" an der Spitze dem Feinde am Eingang zum Marmara-Meer entgegenwerfen, siegen aber konnte sie nicht. Sie konnte nur heroisch sterben.

Doch die stahlgepanzerten Riesen kommen nicht, wagen sich nicht mehr hinein in die Höhle des Löwen. Admiral de Robeck läßt diese einzige Gelegenheit unausgenützt vorübergehen. Er, der „Draufgänger", kann sich nicht mehr zum Entschluß durchringen, seine Schiffe nochmals mit voller Wucht in die Waagschale des Kriegsglückes zu werfen, denn zu groß wäre der Rückschlag einer zweiten Schlappe für das Ansehen des mächtigen Weltreiches. Minen, Minen, überall diese Teufelskugeln, die kein Erbarmen kennen, vor denen es keine Rettung gibt!

Und wie nah war doch der Sieg, wie greifbar nah! So geht der 18. März als Ruhmestag in die türkische Geschichte

ein. Er wird aber stets auch ein Ruhmestag für die deutschen Dardanellenkämpfer sein, von den leitenden Männern bis zum letzten Kanonier, die alle so unendlich viel zu diesem Siege beigetragen haben.

Was wird nun geschehen? Welche Entschlüsse wird der Feind jetzt fassen? Eines liegt klar auf der Hand: wenn das seebeherrschende England keinen zweiten Fehlschlag seiner mächtigen Flotte hinnehmen kann, so ist es für sein Ansehen ebenso unmöglich, diesen Feldzug gegen den „Schlüssel des Meeres" ganz aufzugeben. Und Rußland? Ja, die Russen drängen, verlangen, daß die Tore, die sie von ihren Verbündeten trennen, gesprengt werden. Wie sollen ihre Millionenheere zum Siege geführt werden, wenn die Kampfmittel auszugehen drohen? Mit Knüppeln und Steinen ist schließlich keine Schlacht zu gewinnen.

So unterliegt es keinem Zweifel, daß England den einzigen noch möglichen Weg gehen wird, durch Landung einer Armee auf Gallipoli die Forts mit Unterstützung der Flotte zu bezwingen, und so das Ziel zu Fuß zu erreichen, das die Flotte nicht hatte vollbringen können.

Längst ist es bekannt, daß die Engländer auf den Inseln vor Gallipoli eine Landungsarmee konzentrieren, daß täglich immer neue Transporter Truppen und Kriegsmaterial heranführen.

Jeder Tag, ja jede gewonnene Stunde ist kostbar, um die Abwehrmaßnahmen zu stärken. Gewiß ist in den verflossenen Wochen schon viel geleistet worden: längs der Küsten Gallipolis und des asiatischen Ufers ziehen sich Schützengräben hin. Die Bataillone und Kompanien halten auf den Höhen der Ufer die Wacht, stehen oft auf schwer zugänglichen Punkten, die aber auch ihnen selbst jegliche Bewegungsfreiheit nehmen.

So sind die türkischen Kräfte zersplittert, nirgends gibt

es geschlossene Verbände, die bereit sind, den landenden Gegner in starkem Gegenstoß ins Meer zurückzuwerfen.

Die Gefahr einer Landung auf Gallipoli ist in so greifbare Nähe gerückt, daß sie für Erörterungen am grünen Tisch keine Zeit mehr übrigläßt. Es muß sofort gehandelt werden, mit größter Beschleunigung und Energie müssen die Maßnahmen zur Abwehr getroffen werden, ohne auch nur einen Tag nutzlos verstreichen zu lassen.

Die 5. osmanische Armee, zunächst aus fünf Divisionen bestehend, wird gebildet und der Oberbefehl über diese Armee dem Chef der Militärmission, Marschall Liman von Sanders, übertragen. Wieder ist es ein Deutscher, in dessen Hände das Schicksal des Osmanenreiches gelegt wird.

Am 25. März 1915 trifft der Marschall auf Gallipoli ein. Von den Höhen gewinnt er einen Überblick über das ganze Gelände, über all die Stätten der zu erwartenden Kämpfe. Rechts branden die Wogen des Ägäischen Meeres an den Felsen und Klippen. Links fließen die Wasser der Dardanellen dahin. Vor ihm breitet sich das Bergland der Halbinsel Gallipoli aus, dessen Höhen bis zu 340 Metern ansteigen. Der Regen hat im Laufe der Jahrtausende das fast vegetationslose Bergland völlig umgeformt. Die herabströmenden Wassermengen haben den Humus mit sich fortgerissen, den Kalkstein in Schroffen und Grate verwandelt. Mit einem Blick erkennt der Marschall, welch günstige Deckung und Schutz all die Hunderte von Schluchten und Spalten dem Verteidiger bieten, aber er sieht auch, wie wenig Straßen und Wege dieses Land durchziehen.

Zwischen dem kahlen, steinigen Labyrinth der Felsmassen liegen hin und wieder an den Flußmündungen Täler und Ebenen eingebettet, wohin der Regen den Humus herabgeschwemmt hat. Wie Oasen in der Wüste grüßen hier



Marschall Liman von Sanders

24-cm-Geschütz in Fort Hamidie und türkischer Munitionstransport

Olivenhaine und blumenübersäte Wiesen. Dazwischen sind einige bescheidene kleine Dörfer verstreut. Dort, am Nordufer der Südspitze, ist die Morto-Bucht mit ihren öden und steilen Ufern deutlich zu erkennen. Welch einen geschützten Ankerplatz könnte diese Bucht dem Feinde bieten! Dann läuft die Südwestspitze von Gallipoli in eine flache, gewellte Hochebene aus. Wie gut eignet sich dieser Abschnitt für eine feindliche Landung! Das allmählich ansteigende Land kann von den Schiffen unter verheerendes Artilleriefeuer genommen werden und bietet den Verteidigern kaum nennenswerten Schutz.

Und weiter schweift der Blick des Marschalls über die Dardanellen zum kleinasiatischen Ufer hinüber, das mit seinem flachen und sanften Hügelgelände fast wie eine Rheinlandschaft anmutet. Stattliche Siedlungen grüßen freundlich herüber.

Scharf prägt sich Liman von Sanders das ganze Geländebild ein. Tausend Gedanken drängen sich im Kopf dieses Mannes zusammen, auf dessen Schultern eine schwere Bürde größter Verantwortung ruht.

Was wird sein Gegner, General Hamilton, unternehmen, wo wird die Landung erfolgen? An einer Stelle nur oder an mehreren, auf dem asiatischen Ufer oder auf Gallipoli, oder im Rücken bei Bulair?

Eines ist klar: General Hamilton wird versuchen, in einer oder mehreren überraschend und schnell durchgeführten Landungen die beherrschenden Höhen zu besetzen, denn ihr Besitz bildet den Schlüssel zum Siege. Von diesen Höhen können die Forts, deren Vernichtung der Flotte nicht gelungen war, durch schwere Belagerungsgeschütze im Rücken gefaßt und niedergekämpft werden.

Bald steht der Entschluß des Marschalls fest: die Truppen müssen so konzentriert und gruppiert werden, daß sie zu

jeder Zeit und an jede gefährdete Stelle geworfen werden können.

Mit mächtiger Energie geht Liman von Sanders an die Lösung der ihm anvertrauten Aufgabe.

Ständig und unermüdlich ist dieser eiserne Mann in der ersten Zeit unterwegs. Überall taucht die sehnige Reitergestalt des Marschalls auf. Im Auto oder zu Pferde, per Schiff oder zu Fuß inspiziert er jeden Schützengraben, jeden Winkel, prüft selbst die Durchführung seiner Anordnungen und spornt alle zu immer höheren Leistungen an. An Schlaf scheint er überhaupt nicht mehr zu denken, denn Nacht für Nacht sieht man ihn über die Karten gebeugt, der dämmernde Morgen findet ihn wieder zu neuen Besichtigungen bereit.

Jeden Tag kann die feindliche Armada am Horizont erscheinen, und so unendlich viel gibt es noch zu tun, um mit den geringen Hilfsmitteln eine erfolgreiche Abwehr zu gewährleisten.

Neue Schützengräben werden an den am meisten gefährdeten Punkten ausgeworfen, Maschinengewehre und kleine Geschütze flankierend eingebaut, Stacheldrahthindernisse errichtet, Tretminen am Strande angelegt, Stolperdrähte im seichten Wasser versenkt. Ganze Arbeiterbataillone werden zum Wege- und Brückenbau eingesetzt. Diese Bataillone bestehen nur aus den nichtmohammedanischen Untertanen, also Griechen, Armeniern und Juden, die wegen ihrer Unzuverlässigkeit, ja sogar feindlichen Einstellung zu den Türken nicht in die aktive Armee eingereiht werden konnten. Tagsüber ist das Arbeiten bald nicht mehr möglich, denn feindliche Flieger ziehen ständig ihre Kreise über dem künftigen Kampfgebiet und werfen ihre Bomben ab, während die englischen Kreuzer längs der Küste auf und ab dampfen und jede noch so kleine Gruppe, ja sogar einzelne Reiter oder Fußgänger, unter Feuer nehmen.

So wird denn nur noch nachts gearbeitet, fieberhaft, pausenlos. Ganz Gallipoli gleicht einem Ameisenhaufen.

Proviant-Depots entstehen, Feldbäckereien werden errichtet, für rechtzeitige Munitions- und Ausrüstungsergänzungen wird gesorgt.

Welch vorzügliche Fortschritte die Vorbereitungen der Türken unter deutscher Anleitung nehmen, ist am deutlichsten aus der Denkschrift zu ersehen, die Admiral de Robeck dem eben eingetroffenen General Hamilton zu seiner Orientierung überreichte. Darin heißt es: „Die Halbinsel Gallipoli wird mit stürmischer Eile befestigt. Tausende von Türken arbeiten die ganze Nacht wie die Biber an Schützengräben, Redouten und Stacheldraht. Zwar hat man noch keinen einzigen von ihnen gesehen, aber jeder Morgen bringt neue Beweise von ihrer nächtlichen Tätigkeit. Alle Landungsplätze werden jetzt durch Linien von Schützengräben beherrscht und wirksam bestrichen . . . Die Deutschen haben offenbar die Türken fest in ihre Hand genommen, und alle jene Arbeiten werden ganz famos gemacht."

Unterdessen sind auch die türkischen Divisionen längst aus ihrer starren Untätigkeit herausgerissen. Wochenlang hatten sie ihren eintönigen Küstendienst versehen, wochenlang nur in den Schützengräben gelegen und ihre Marschfähigkeit vollständig verloren. Diese Marschfähigkeit und Geschmeidigkeit bilden jedoch die erste Voraussetzung für eine Truppe, die schnell an verschiedenen, räumlich weit getrennten Gefahrenpunkten eingesetzt werden soll.

Nacht für Nacht finden Geländeübungen und Gewaltmärsche statt. Auch die Truppenverschiebungen gehen nur nachts vor sich, um den Feind über die Neugruppierungen in völliger Unkenntnis zu lassen. Schießstände werden angelegt, um die seit Monaten ruhende Ausbildung im Scharfschießen zu fördern.

Mit Begeisterung verrichten die türkischen Soldaten ihren Dienst, denn es gibt wohl keinen unter ihnen, der nicht wüßte, wofür er seine ganze Kraft einsetzt. Der Türke, besonders der Anatolier, ist überhaupt ein prachtvoller Soldat, wie aus Eisen geformt. Die Härte der Lebensbedingungen in den Bergen Anatoliens läßt nur gesunde, zähe Menschen zum Manne reifen. Dazu sind sie von einer beispiellosen Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit, willig, geduldig und von einer uns Europäern fast unverständlichen Todesverachtung, gepaart mit einem felsenfesten Glauben an das unabänderliche Schicksal. Diese Todesverachtung wurzelt in ihrer Religion, die einem jeden auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden das Paradies verheißt. Was diesen prächtigen Soldaten fehlte, war eine einheitliche, zielbewußte Führung. Sie brauchten Vorgesetzte, zu denen sie vertrauensvoll heraufblicken, denen sie durch dick und dünn folgen konnten. Und diese Führer waren jetzt da, nicht nur die deutschen Lehrmeister, sondern auch viele türkische Offiziere.

Eine neue Waffe ist bei der Armee eingetroffen — die Handgranate. Auch hierin erweist sich der türkische Soldat als gelehriger Schüler. Bald hat er alle Kniffe der Handhabung dieser gefährlichen Verteidigungs- und Angriffswaffe heraus, deren Vorhandensein die Selbstsicherheit und Kampfstimmung noch weiter hebt.

Handgranaten! Wo kommen die überhaupt so plötzlich her? Da müssen doch sicher die Deutschen wieder ihre Hand im Spiel gehabt haben. Und ob sie es getan haben: durch Konstantinopel sah man tagelang Karren schieben, von deutschen Matrosen begleitet, die überall leere Konservendosen sammelten. So manche neugierige Frage blieb unbeantwortet, so manche spöttische Bemerkung mußten sie einstecken. Das tat ja nicht weiter weh. Sie wußten nur zu genau, wozu die Konservendosen gesammelt werden: für

Kapitän Piepers Fabriken und Werkstätten waren sie bestimmt, und dort entstanden aus ihnen die Handgranaten. Sicher hat es an keiner Front Handgranaten aus Konservenbüchsen gegeben. Ihr Aussehen ist ja auch nebensächlich. Wichtig war, daß sie explodierten, und das taten sie!

Mit jedem Tag schreitet die Ausbildung der Armee rüstig vorwärts. Nur noch etwas Zeit, und diese Armee wird fähig sein, eine unerhörte offensive Schlagkraft zu entwickeln.

Einige Tage nach seiner Betrauung mit dem Oberbefehl hatte Liman von Sanders zum Oberst Kannengießer geäußert: „Wenn die Engländer mir nur acht Tage Zeit lassen!" Nun sind bald vier Wochen verstrichen in rastloser Arbeit an dem Ausbau der Stellungen und Ausbildung der Armee. Jetzt ist diese Armee von 60000 Mann zum Empfang des Gegners bereit, doch vergeblich spähen die Posten Tag und Nacht auf das Meer hinaus.

Anfang April waren Nachrichten eingetroffen, daß die auf den benachbarten Inseln zusammengezogene englisch-französische Landungsarmee nach Ägypten gebracht worden sei, wo sich bereits indische und australische Truppen befanden. Schweren Herzens mußte sich General Hamilton zum Abtransport seiner Truppen entschließen, denn er wußte ja genau so gut, daß sich durch jeden Tag der Verzögerung die Landung immer schwieriger und verlustreicher gestalten mußte. Doch kleine Ursachen haben oft große Wirkung. Täglich trafen, aus dem Überfluß des Weltreiches schöpfend, Transporte mit Truppen, Pferden, Munition, Kriegsmaterial und Verpflegung auf den Inseln ein. General Hamilton aber tobte, statt sich zu freuen: jeder Dampfer hatte entweder nur Truppen oder Munition oder eine bestimmte Sorte von Kriegsmaterial an Bord, und bald herrschte in den räumlich stark beengten Häfen der Inseln ein fürchterliches Durcheinander von Kasten, Kisten

und Ballen. Niemand konnte sich in diesem heillosen Wirrwarr zurechtfinden, im Gegenteil, mit jedem Tage wurde er immer größer und bunter. Schließlich blieb nichts weiter übrig, als alles wieder auf die Schiffe zu verladen und sie mitsamt den Truppen nach Ägypten zu transportieren.

So werden Liman von Sanders wie durch eine Fügung des Himmels vier Wochen zum Ausbau der Verteidigung geschenkt. Unbewegt von all den vielen falschen Nachrichten, die der Feind geschickt durch die Presse verbreitet, geht dieser Mann unbeirrt seinen Weg in rastloser Arbeit vorwärts. Möge Athen auch melden, daß zweihundert Transportschiffe in Alexandrien und Port Said bereitliegen, um eine Armee bei Smyrna zu landen, möge gleichzeitig aus Rom die Nachricht eintreffen, daß in den russischen Häfen des Schwarzen Meeres hundertfünfzig Schiffe zum Übersetzen von drei Armeekorps nach dem Bosporus unter Dampf liegen — Liman von Sanders weiß, daß der Feind weder bei Smyrna noch am Bosporus, sondern auf Gallipoli landen muß und landen wird. Er wird sich schwer hüten, die Halbinsel von seinen Truppen zu entblößen. Das könnte den Engländern gerade so in ihren Kram passen. Seine Armee bleibt hier, so wie er sie aufgestellt hat: die vorgeschobenen Kompanien an den wichtigsten und am meisten gefährdeten Punkten der Küste in ihren sorgsam ausgebauten Feldstellungen, hinter ihnen die Bataillone, um den ersten Stoß aufzufangen, nördlich Maidos, zum konzentrierten Schlag bereit, die neunte und Teile der siebenten Division, bei Gallipoli zum Schutze des Saros-Golfes und der Landenge von Bulair die Hauptkräfte der siebenten Division sowie die fünfte bei Kawak und auf asiatischer Seite die dritte und elfte Division.

Möge der Feind jetzt kommen, er trifft die Armee wohlvorbereitet.

Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß der Sturm bald losbrechen wird: nicht umsonst entwickeln die englischen Kreuzer seit Mitte April eine erhöhte Aktivität und feuern ihre Breitseiten bald hier, bald dort auf die Batterien und Stellungen. Nicht umsonst treibt sich das französische Linienschiff „Henri IV" mit Torpedobooten seit einigen Tagen im Saros-Golf herum, fährt dort langsam die Küste entlang, während die Torpedoboote Lotungen vornehmen. Dann geht der „Henri IV" abends stets bei der kleinen Insel Saros vor Anker, um am folgenden Tage die Lotungen wieder aufzunehmen. Sollte hier wirklich eine Landung geplant sein, oder ist es auch nur ein Scheinmanöver? Jedenfalls ist es für die Verteidiger keine angenehme Beschäftigung, den tatenlosen Beobachter spielen zu müssen. Wenn sie doch hier bloß eine anständige Batterie zur Verfügung hätten. Die sind ja aber alle weit vorn an der Südspitze konzentriert. Nur eine kleine Gebirgsbatterie, die auf Maultieren transportiert werden kann, befindet sich in ihrem Besitz. Doch eines Abends, als das Linienschiff wie gewöhnlich zur Nachtruhe die Anker geworfen hat, werden diese Kanönchen dicht an den Meeresstrand herangerollt. An Bord des „Henri IV" scheint alles in sorglosen Schlaf versunken. Da kracht eine Salve durch die Nacht, noch eine und noch eine. An den Bordwänden und auf Deck bersten die kleinen Geschosse. Kampfsignale ertönen, Alarmglocken schrillen durch die Decks. Jetzt blitzt es wieder am Ufer auf, jedoch etwas weiter und höher, denn diesmal sind es bloß harmlose „Kanonenschläge". Dorthin richtet der „Henri IV" auch prompt sein Feuer. Dann lichtet er die Anker und verschwindet für lange Zeit von der Bildfläche.

Aber auch in den Dardanellen selbst nimmt die Aktivität des Feindes zu: immer versuchen U-Boote wieder in das Marmara-Meer durchzuschlüpfen, um den für die Armee so

wichtigen Transport auf dem Seewege zu schädigen, wenn nicht ganz zu unterbinden.

Am 17. April hat es das englische U-Boot „E 15" wieder versucht. Es muß sich aber in der Navigation geirrt haben, denn in der Bucht von Erenkoi läuft es auf und wird sofort von den türkischen Batterien zusammengeschossen. Drei Offiziere und einundzwanzig Mann geraten in Gefangenschaft. Zwei Tage später versucht ein anderes U-Boot ebenfalls erfolglos sein Glück. So vergeht fast kein Tag ohne irgendwelche Ereignisse.

Immer häufiger treffen auch Nachrichten ein, daß eine mächtige Flotte und Hunderte von Transportschiffen mit den neugeordneten Landungstruppen bei den Inseln bereitliegen. Flieger kreisen tagtäglich über Gallipoli. Die Ungewißheit und das stille Ausharren sind für die kampfbereite türkische Armee kaum noch zu ertragen.

Marschall Liman von Sanders ist aber die Ruhe selbst. Auf diesen weltgeschichtlichen Platz gestellt, hat er seine ganze Erfahrung, sein ganzes Können und seinen eisernen Willen eingesetzt. Er ist entschlossen, die Summe seines Lebens, seines Strebens und seiner unermüdlichen Friedensarbeit zu ziehen. Er weiß, daß diese Summe stimmen wird.

Alarm

Der junge Tag des 25. April hat gerade seinen Kampf mit der Nacht begonnen. Der helle Schimmer im Osten breitet sich mehr und mehr über den nachtdunklen Himmel aus und läßt die flimmernden Sterne allmählich verblassen. Auch in den Schützengräben beginnt sich bereits neues Leben

zu regen, denn der türkische Soldat ist Frühaufsteher. Sein Tagewerk beginnt mit dem Anrufen Allahs, sein letzter Gedanke gehört Allah. So verrichten auch heute die Soldaten in den Schützengräben ihr Morgengebet, ihr Gesicht zu dem sich rötenden Osten gewandt, und achtmal mit der Stirn die Erde berührend, während die vorgeschobenen Posten unermüdlich in die Ferne spähen.

Dort in dem Zwielicht zwischen Nacht und Tag scheinen sich graue Schatten zu bewegen, rechts auch und weiter links ebenfalls. In breiter Front schleichen sie heran, gespensterhaft drohend. Immer mehr und mehr, immer deutlicher treten sie aus dem Nichts der entschwindenden Nacht heraus.

Sie kommen, sie kommen! Der große Tag ist da! Alarmsignale rufen die türkischen Truppen zur Gefechtsbereitschaft. Von der Südspitze Gallipolis bis hinauf zum Saros-Golf, von Kum Kalé bis zu den Forts bei Tschanak straffen sich die Nerven und Muskeln. Noch sind die Küsten in Morgendunst gehüllt, aber schon fahren gewaltige Feuergarben aus den Schlünden unzähliger Kriegsschiffe. Auf der Südspitze von Gallipoli und auf der asiatischen Seite bersten die Granaten, Sprengstücke wirbeln durch die Luft und schlagen dumpf auf dem Boden auf. Auch im Golf von Saros ist im Tagesgrauen eine Flotte von Linienschiffen, Torpedobooten und Transportern erschienen, und die Befestigungen von Bulair liegen unter schwerstem Feuer. Als die Sonne hinter den Marmorfelsen der Marmara-Insel aufgeht und ihre ersten Strahlen die Berge und Schroffen Gallipolis vergolden, gibt es an der Küste keinen wichtigen Punkt mehr, auf den nicht der Stahlhagel niederprasselt. Die mächtige Flotte, umringt von Torpedobooten, hat sich in zwei Gruppen geteilt. Die eine nähert sich unaufhaltsam Kum Kalé, während die andere im Halbkreis um die Landspitze von Gallipoli Aufstellung nimmt. Dicht hinter den

feuernden Schlachtschiffen wirft in ihrem Schutz die ganze Armada der Transportschiffe mit den Landungstruppen die Anker, während andere noch im Anmarsch sind.

Nichts regt sich an den Ufern. Kein Schuß pfeift zu den Schiffen herüber, kein Lebewesen ist auch mit den schärfsten Gläsern zu entdecken. Nur die Sprengkegel von Feuer und Rauch steigen überall im Vorgelände auf, und ein gelber Schwefelqualm der berstenden Granaten streicht träge über das Land.

Immer näher gehen die Panzerschiffe heran. Heraus aus den Rohren, was sie nur hergeben können! Wie bei einer Schießübung im tiefsten Frieden können die Besatzungen arbeiten. Das ganze Ufer gleicht einem brodelnden, kochenden Hexenkessel, über dem sich der strahlend blaue Frühlingshimmel wölbt.

Nun ist der Feind überzeugt, die Schützengräben in einen Trümmerhaufen verwandelt und die Besatzungen vernichtet zu haben. Nichts kann ihn jetzt an einer glatten, verlustlosen Landung hindern. Welch ein Irrtum!

So weit ist es noch nicht, noch lange nicht. Mit unglaublicher Zähigkeit haben die Osmanen trotz der Verluste ausgeharrt, dieses mörderische Gewitter über sich ergehen lassen, halten in den von schwersten Granaten überschütteten Gräben die Wacht auf ihrem Heimatboden. Nur ein Gedanke hält sie in seinem Bann, läßt die Nerven vibrieren: wo, wo wird der Feind landen, wo zuerst landen? Überall stehen seine Schiffe, sogar in die Dardanellen selbst sind sie vorgedrungen. In breiter Front halten sie die Gestade mit ihrem Feuerring umklammert.

Doch jetzt beginnt es sich auf den Transportern des rechten Flügels zu regen. Hier steht der französische Admiral Guépratte mit seinen Panzern sowie der russische Kreuzer „Askold". Kutter, Motorboote, Leichter, Pinassen und

Ruderboote umgeben die Transportschiffe, und bald nähern sich die ersten mit Truppen vollgepfropften Schleppzüge unter dem Schutz der feuernden Kriegsschiffe dem asiatischen Ufer bei Kum Kalé. Jetzt sind sie dicht heran, die Schleppzüge schwenken ein, Offiziere und Soldaten springen in das seichte Wasser, um watend das Ufer zu erreichen. Senegalneger und französische Fremdenlegionäre haben als erste Landungstruppe türkischen Boden betreten.

Noch immer regt sich nichts. Nur die französischen Granaten allein bersten weiter landeinwärts, um die eigenen Truppen nicht zu gefährden und die Ansammlung türkischer Streitkräfte zu verhindern. Dies gelingt Admiral Guépratte auch vollkommen. Meterhoch überragen die Masten seiner Linienschiffe das flache Vorgelände, und weit in die trojanische Ebene hinein kann das flankierende Feuer jegliche Truppenbewegungen im Keime ersticken. Die einzige Brücke über den Menderes geht in Trümmer. Schrapnells streuen ununterbrochen die ganze Gegend ab.

Nur ein einziger Zug unter Leutnant Ali-Efendi liegt im vordersten Graben, während die Kompanie des Küstenschutzes den südlich von Kum Kalé gelegenen Friedhof besetzt hält. Es gibt keine Möglichkeit mehr für die Leute, aus der vordersten Linie zu ihrer Kompanie zu gelangen. Der dichte Hagel der Schrapnells würde sie bis zum letzten Mann niedermähen. Aber auch ihr Schützengraben wird vom Schrapnellfeuer eingedeckt. Viele sinken getroffen um. Es gibt kein Zurück mehr, also vorwärts!

„Achtung!" — ertönt die Stimme des jungen Leutnants. „Seitengewehre pflanzt auf!"

Aus dem Graben herausspringend, stürmt die kleine Schar mit vorgestreckten Bajonetten den Abhang zum Strande herunter. So stürmisch ist ihr Lauf, daß nur wenige den feindlichen Granaten zum Opfer fallen. Wie die Tiger

stürzen sie sich auf den verdutzten Feind, und dann sind sie in furchtbarem Handgemenge mit ihm verbissen. Wildes Geschrei ringsum, die Kolben sausen auf die schwarzen Söldner nieder, die Bajonette blitzen. Wo der Degen des Feldwebels Schirmer wie eine Sense mäht, klaffen Lücken. Doch immer neue Boote legen an, weitere Verstärkungen an Land werfend. Einer nach dem anderen sinken die Tapferen zu Boden, und immer hoffnungsloser wird die Lage der kleinen Schar. Leutnant Ali-Efendi hat eine Kugel niedergestreckt, seine Unterführer sind gefallen.

„Zurück!" Feldwebel Schirmer hat es gerufen. Selbst mit einigen seiner Leute den Rückzug deckend, stirbt auch er den Heldentod. Nur zehn Mann erreichen die Kompanie auf dem Begräbnisplatz vor Kum Kalé.

Jetzt wimmelt es bereits am Ufer von feindlichen Truppen, die, ständig vordringend, Kum Kalé besetzen.

Einem türkischen Bataillon ist es gelungen, sich auf der östlichen Höhe zu entwickeln und in breiter Front gegen das vom Feinde besetzte Dorf vorzugehen. Ein weiteres Vordringen bei Tag in der von den Schiffsgeschützen völlig beherrschten Niederung ist nicht möglich. Wenigstens gelingt es, den Feind hier aufzuhalten und den Friedhof nicht preiszugeben.

Unterdessen hat Oberstleutnant Wehrle eine seiner Haubitzbatterien unter Hauptmann Ali Tewfik-Efendi zur Unterstützung gesandt. Auch Oberstleutnant Binhold hat seine Geschütze auf den Höhen und sogar dicht hinter den Schützenlinien in Stellung gebracht. Des heftigen Feuers der feindlichen Schiffsgeschütze nicht achtend, beginnen sie am frühen Nachmittag ihre Granaten nach Kum Kalé zu senden, mitten in die dicht zusammengeballten Truppenmassen hinein, die dort zum Sturm bereitstehen.

Endlich bricht die Dunkelheit herein, und jetzt ist auch für

die Türken die Zeit zum Vorgehen gekommen. Oberst Nicolai, der Kommandeur der 3. Division, gibt den Befehl zum Angriff.

Die Trompeten schmettern das Signal zum Sturm in die Nacht hinaus, das Donnern der türkischen Batterien schwillt immer stärker an. Die Offiziere mit gezogenem Degen voran, stürzen die Truppen des Obersten Nicolai aus ihren Deckungen heraus und stürmen vor. Taghell beleuchten die mächtigen Scheinwerfer der Schiffe das ganze Gelände, Granaten und Schrapnells prasseln herab. Regungslos harren die Schützenlinien aus, bis die Scheinwerfer tastend weiterhuschen. Dann geht es unter dem Kugelregen, der ihnen vom Dorfe entgegenpfeift, wieder vorwärts. Der wilde kriegerische Geist ihrer Vorfahren, der ganze Fanatismus und der abgrundtiefe Haß sind in den Osmanen erwacht, treiben sie ungeachtet der Verluste weiter vor. Das Dorf muß dem Feinde entrissen werden, es muß gelingen, ihn vom türkischen Boden ins Meer zu werfen.

Jetzt rollen die ersten Schützenwellen bereits an das Dorf heran. Von drei Seiten dringt die Division mit all ihren Reserven ein. Der Kanonendonner verstummt. Freund und Feind müssen das Geschützfeuer einstellen, denn die Truppen haben sich bereits in erbittertem Handgemenge verbissen. In den Straßen wird auf den Barrikaden gerungen, aus allen Fenstern der Häuser krachen Schüsse, Handgranaten fliegen, wildes Kampfgeheul der Senegalneger und die Allah-Rufe der Türken erfüllen die Luft. Kolbenschläge sausen nieder, die Bajonette verrichten ihre blutige Arbeit, Messer blitzen im erbitterten Nahkampf Mann gegen Mann. Haus für Haus muß den sich tapfer wehrenden Söldlingen Frankreichs einzeln entrissen werden. Kolben krachen gegen die Türen, zerschmettern sie. Schwarze Gesellen mit wutverzerrten Gesichtern stürzen sich den eindringenden Türken

entgegen. Wildes Kampfgeschrei, erbittertes Ringen, Stöhnen und Blut. Auf beiden Seiten gibt es keine Gnade. Weiter stürmen die Osmanen durch die schmalen Gassen, über zertrümmerte Barrikaden aus Balken, Wagen und Steinen, immer nur vorwärts über menschliche Leiber und durch Pfützen von Blut. In den Seitengassen tobt der Kampf, auf den Ruinen der durch das Geschützfeuer zerstörten Häuser wird gerungen. Mehr und mehr schwillt das Kampfgetöse auf dem Marktplatz an, wo eine türkische Kompanie sich verzweifelt und heldenmütig gegen eine erdrückende Übermacht wehrt. Der Feind scheint dauernd Verstärkungen zu landen, denn ununterbrochen ergießen sich neue Truppenmassen auf den Platz. Es sieht schlimm aus um die türkische Kompanie. Schritt für Schritt müssen sie vor der Übermacht weichen, stehen jetzt, bis an die Trümmer der Häuser zurückgedrängt, im letzten aussichtslosen Kampf. Schon erschallt das Triumphgeheul der Gegner, da knattern in diesem kritischen Moment plötzlich verheerende Salven aus einer Seitengasse in die dichtgedrängten feindlichen Haufen hinein. Von der Flanke durch frische türkische Truppen gefaßt, geraten die Feinde in Verwirrung, die bald eine allgemeine Panik auslöst. Mit lauten Allah-Rufen stürmt eine frische türkische Kompanie heran. Mit neuem Mut geht jetzt auch die so stark bedrängte Schar auf dem Platz wieder vor.

Das ist die Entscheidung.

In wilder Flucht streben die Senegalschützen dem rettenden Strande zu. Etwa zweihundert Mann sind jedoch abgeschnitten und umzingelt. Sie werfen die Waffen fort und heben die Hände hoch.

Kum Kalé ist erobert! Nur noch hin und wieder fallen vereinzelte Schüsse bei der Säuberung einiger Häuser und Nester von einzelnen versprengten Feinden. Dann wird es

still in Kum Kalé. Nur das Stöhnen der Verwundeten erfüllt die Nacht. Der Platz ist noch von Truppen angefüllt. Eben werden die Gefangenen zu einer Kolonne formiert, um sie wegzubringen. Da flammt es wieder auf den Schiffen auf. Die grellen Lichtkegel der Scheinwerfer erleuchten die Stätten des erbitterten Kampfes. Granaten und Schrapnellkugeln sausen aufs neue herab, auf die Trümmer von Kum Kalé, auf die siegreichen Truppen und auf die Gefangenen. Es besteht keine Möglichkeit, sich hier unter diesem verheerenden Feuer zu halten, soll nicht die ganze Truppe nutzlos geopfert werden.

Zurück!

Krachend bersten die Granaten auf dem Platz. Wen von den gefangenen Senegalschützen der stählerne Tod noch nicht ereilt hat, befreit sich im allgemeinen Wirrwarr und rennt zu den am Strande harrenden Booten zurück. In wenigen Minuten ist der Platz verlassen. Nur die zerfetzten Leiber der Gefallenen bedecken ihn, und unaufhörlich schlagen die Granaten weiter ein.

Hart südlich von Kum Kalé sammelt sich die siegreiche dritte türkische Division. Sechsunddreißig Stunden haben sie ununterbrochen gekämpft. Hier bietet ihnen das Gelände einigen Schutz vor den feindlichen Granaten, hier können sie sich etwas ausruhen und neue Kräfte für die bevorstehenden Kämpfe sammeln, denn der Feind hat den Strand noch nicht geräumt.

Der Morgen dämmert. Die Strahlen der Scheinwerfer tasten noch immer umher, Salve auf Salve bohrt sich in die Trümmer von Kum Kalé.

Als die Sonne endlich aufgeht, gewahren die Verteidiger die Schleppzüge des Feindes, die von den Transportern immer neue Truppen an Land werfen. Die während der Nacht verstärkten türkischen Batterien eröffnen sofort ein

wirksames Feuer, und die Truppen vereiteln durch ihr Feuer jeden Versuch des Gegners, weiteres Gelände zu gewinnen. Doch zäh klammert sich der Feind am Ufer fest und besetzt auch wieder einen Teil von Kum Kalé.

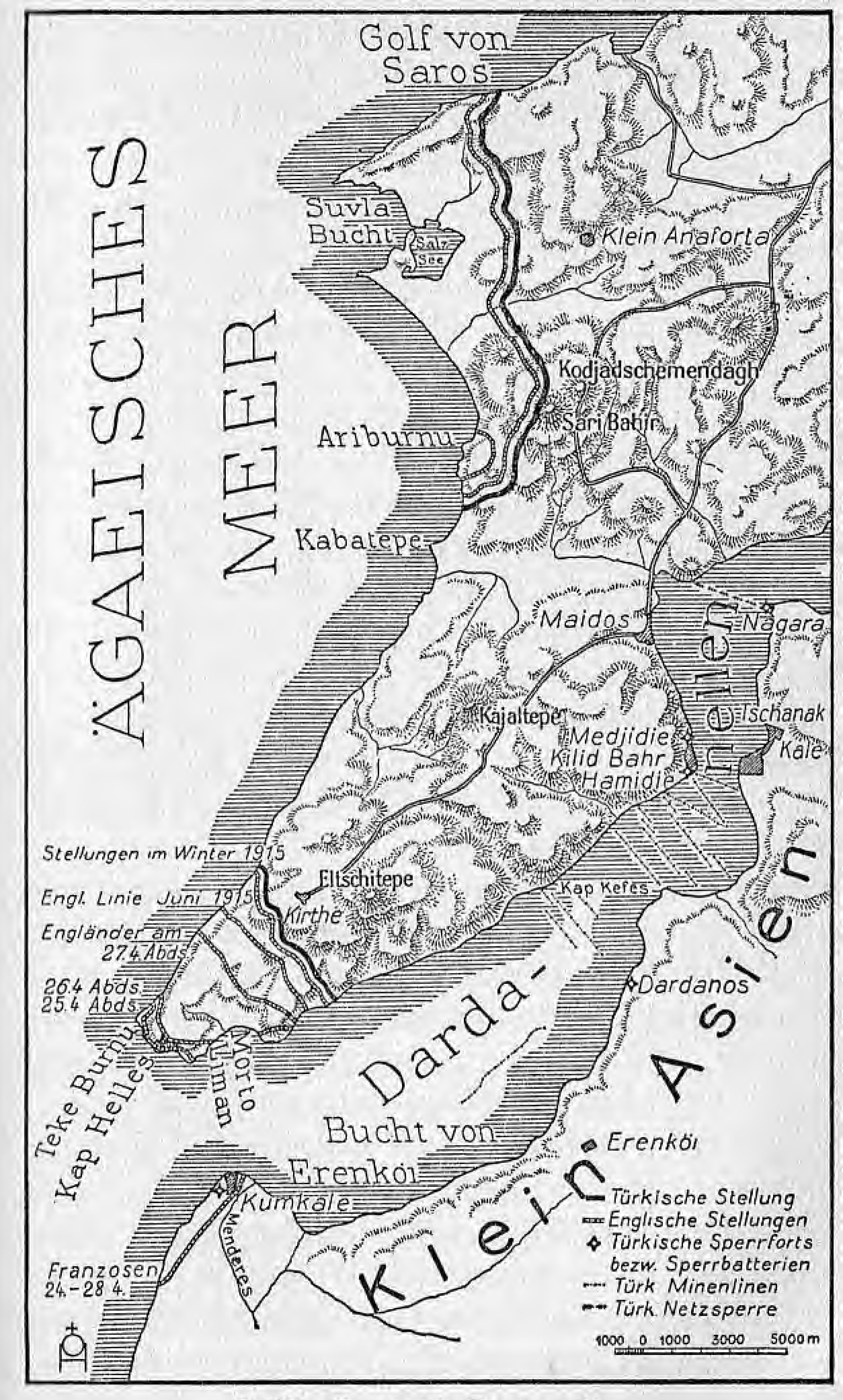
Kaum dunkelt es, so gehen die Türken wieder vor. Die Widerstandskraft des Feindes scheint durch das verheerende Feuer der türkischen Batterien, dem es tagsüber ausgesetzt war, wesentlich gemindert. Bald ist das Dorf vom Feinde im Nahkampf gesäubert. In fluchtartiger Hast räumen die gelandeten Truppen jetzt auch den Strand, verfolgt und bedrängt von den siegreichen Osmanen. Bald sind alle Landungsboote im nächtlichen Dunkel verschwunden, Hunderte von Toten und Verwundeten zurücklassend.

Jetzt blitzt es wieder feurig an den Breitseiten der Panzerschiffe auf; wieder heulen die Granaten durch die Luft, lassen die Sieger nicht zur Ruhe kommen. Noch einen weiteren Tag muß die Division unter diesem Feuer ausharren und die immer wieder erneuerten Versuche des Feindes, Truppen an Land zu werfen, abwehren.

Als jedoch der Tag des 28. April anbricht, liegt das Meer in großer Einsamkeit da. Die mächtigen Kriegsschiffe, die Transporter und all die unzähligen Hilfsschiffe sind verschwunden. Sieg! Sieg!

Eine Welle der Begeisterung und der Siegesfreude braust durch die gelichteten Reihen der dritten Division. Die erste Siegesmeldung eilt in die Welt hinaus:

„Trotzdem der in der Gegend von Kum Kalé gelandete Feind erbitterte Anstrengungen gemacht hat, sich unter dem Schutz seiner Kriegsschiffe zu behaupten, ist er doch von unseren Truppen vollständig verjagt worden. Zur Stunde steht auch nicht ein einziger Feind auf der asiatischen Küste der Meerenge."



Gallipoli und die Dardanellen

An der Südspitze

Admiral Guépratte führt seine Schiffe und Landungstruppen der Südspitze Gallipolis zu, um sie wenigstens dort einzusetzen, denn große Ereignisse haben sich in diesen Tagen auf der Halbinsel abgespielt.

Wir verließen dieses Kampfgebiet, als ein feuriger Ring der mächtigen Flotte Englands die Ufer beim Morgengrauen des 25. April umklammerte.

Bald bildet das Fort Sed ul Bahr nur noch einen formlosen Trümmerhaufen von Stein, Geröll und Sand. Regungslos und standhaft aber lassen die Besatzungstruppen des Küstenschutzes dieses Höllenfeuer über sich ergehen. Reißt auch so manches dumpf heranheulende Riesengeschoß, die Unterstände zertrümmernd, ganze Gruppen mit sich in die Luft und in den Tod. Die Überlebenden harren aus. Rundum aufgewühlter Staub, wirbelnde Sandmassen und Gestein, zischend niedersausende Splitter von Stahl. Dichter Qualm nimmt jede Sicht. Auch die Schiffe sind in Rauch und Schwefeldampf gehüllt.

Eine frische Brise kommt auf, zerreißt den undurchdringlichen Schleier. Die Transportdampfer werden wieder für wenige Augenblicke sichtbar, und von diesen Transportern lösen sich gerade die mit Truppen vollgepfropften Leichter und Boote, zu langen Schleppzügen vereint, dem Ufer zwischen Sed ul Bahr und Kap Helles zustrebend.

Hier an der äußersten Spitze will also Sir Hamilton zuerst anpacken!

Näher und näher kommen die Boote. Fröhlich und siegesbewußt springen die Leute der 88. Brigade in das seichte Wasser und waten an Land. Kein Kanonenschuß donnert ihnen entgegen, keine Gewehrkugel pfeift durch die Luft. Nur im Hintergelände bersten die Granaten ihrer Linienschiffe.

Totenstill, wie ausgestorben liegt das Ufer vor ihnen. Es ist ja völlig ausgeschlossen, daß auch nur ein Türke in dieser Hölle von Feuer und Stahl durchgehalten hat. Also vorwärts! Bald ist Gallipoli und dann auch Konstantinopel unser!

Doch plötzlich fallen die vordersten Reihen wie hingemäht klatschend in das Wasser. Die Stolperdrähte haben nicht versagt. Die stürmisch nachdrängenden Kameraden kommen ebenfalls zu Fall, und bald wälzt sich ein unentwirrbarer, schreiender Haufen im seichten Wasser. Jetzt wird es am Ufer lebendig: das Tack-Tack der türkischen Maschinengewehre erklingt, und ihre Kugelgarben halten grausige Ernte in diesem Knäuel schreiender Menschen.

Neue Schleppzüge kommen heran, drehen ab, halten jetzt mehr nach rechts, wo die Landungsmöglichkeiten günstiger zu sein scheinen. Dort ist ja sogar ein breiter Landungssteg. Weit ragt er, zum Anlegen förmlich einladend, in das Wasser hinein. Dorthin steuern die Boote, und in breitem Strom ergießen sich die Truppen auf den Steg.

Da übertönt eine gewaltige Explosion den Schlachtenlärm: der ganze Steg zersplittert, fliegt mit all den hunderten englischer Soldaten hoch in die Luft.

Vor wenigen Tagen erst hat hier Major Effnert mit seinen Pionieren einige Torpedoköpfe zu Tretminen umgebaut, und grausig ist ihre Wirkung.

Doch immer neue Boote kommen heran. Einzelnen Gruppen ist es bereits gelungen, die vielen Hindernisse zu überwinden und trotz des türkischen Feuers festen Fuß zu fassen. Sich flach in den Sand werfend, rutschen sie vorwärts, um die nahen rettenden Klippen und Hügelränder zu erreichen. Bald ist das Ufer von leblosen Körpern übersät, aber immer wieder werfen Boote neue Menschenfracht an Land. Tapfer gehen die Engländer im Kugelregen vor. Es

bleibt ihnen ja auch keine andere Wahl. Hinter ihnen das Meer und vor ihnen die einzigen Schutz bietenden Klippen. So stürmen sie denn vorwärts und beginnen die Anhöhen zu erklimmen.

Das Feuer ihrer Schiffe ist verstummt, um nicht die eigenen Reihen zu gefährden. Auf diesen Augenblick haben die hier liegenden Teile des 26. türkischen Regiments nur gewartet. Sie springen aus ihren Schützengräben, allen voran der alte weißbärtige Hodja mit dem grünen Turban des Mekkapilgers. Der wilde Fanatismus ist entfacht. In vielfachem Echo schallen die Allah-Rufe durch die Schluchten. Unaufhaltsam braust die Welle der Angreifer den Hügel hinab, und ein furchtbarer Nahkampf beginnt. Bald haben die Engländer all ihre Offiziere verloren. Ihrer Führer beraubt, fliehen die Überlebenden zum Strande, werfen sich in das Meer und versuchen schwimmend die nahenden Boote zu erreichen. Salven krachen hinterdrein, immer geringer wird die Zahl der Schwimmenden.

Dieser Feind wäre glücklich ins Meer geworfen. Das Feuer der Schiffe setzt aber wieder ein, und unter schwerstem Schrapnellfeuer müssen die siegreichen Türken in ihren Schützengräben Deckung suchen. Ihre Reihen sind stark gelichtet, müde und abgekämpft sind sie alle. Doch jetzt ist keine Zeit zum Ausruhen. Wenige Kilometer westlich von Sed ul Bahr versucht der Feind bei Kap Helles ebenfalls zu landen. Wohl ist es den schwachen türkischen Kräften dort gelungen, den ersten Ansturm abzuschlagen, doch unzählige Leichter und Boote umgeben wieder die Transportschiffe, zu neuen Landungsversuchen bereit.

Die Hälfte der Verteidiger von Sed ul Bahr verläßt die Gräben. Vorwärts geht es im Laufschritt unter dem Granatfeuer zu den bedrängten Kameraden.

Endlich sind die Höhen von Kap Helles erreicht, gerade

noch zur rechten Zeit, um die dünn besetzten Gräben aufzufüllen. Etwa hundert Fuß überragt der Rand dieser Höhe den Strand, dichtes Gestrüpp und Buschwerk bietet gute Deckung. Terrassenförmig senkt sich die Anhöhe zum schmalen Strand, und Stacheldrahthindernisse ziehen sich überall dahin. Zertrümmerte Boote und gefallene Feinde bedecken das Ufer. Der ganze Strand kann von der Höhe durch die Kugeln der Verteidiger bestrichen werden. Wen sie vorläufig aber nicht erreichen können, das ist ein Teil des gelandeten Bataillons, dem es gelungen ist, lebend über den Sandstreifen hinwegzukommen und sich im Schutz der Klippenwand zu verbergen. Hier kauern sie und warten auf Verstärkung.

Jetzt wimmelt das Meer bereits wieder von Booten und Schleppzügen, die sich dem Ufer nähern. Kaum haben die ersten Boote den Grund berührt, so bricht der Sturm los. Ein Wirbelwind von Stahl, ein grauenhafter Eisenhagel fegt über die Boote hinweg. Groß sind die Verluste der Dublin-Füsiliere, und auch unter den Matrosen der Schlepper hält der Tod reiche Ernte. Nur einem geringen Teil gelingt es, die Klippen zu erreichen und sich mit den dort harrenden Kampfgefährten zu vereinen.

Doch jetzt kommt ein riesiger Kohlendampfer mit schäumender Bugwelle herangedampft. Mit voller Kraft hält er auf das Ufer zu. Für wenige Augenblicke verstummt das Feuer der Türken, so verblüfft sind sie über diesen Anblick. Wahrhaftig, er denkt gar nicht daran, zu stoppen, er will auf den Strand auflaufen! So braust der „River Clyde“, umgeben von mehreren kleinen Dampfern, heran. Sein Deck ist wie ausgestorben, kein Mensch ist zu entdecken. Wie ein Gespensterschiff kommt er daher. Jetzt hat der „River Clyde“ das seichte Wasser erreicht, und mit voller Wucht jagt ihn die wild wirbelnde Schraube auf den Strand.

Kleine Dampfer und Leichter gehen vor, und Marinemannschaften mühen sich in der starken Strömung ab, den „River Clyde“ mit dem Ufer durch eine Landungsbrücke zu verbinden. Die Kugeln der Verteidiger schlagen hinein, die Strömung zwischen den Sandbänken reißt die Leichter immer wieder auseinander. Entsetzlich groß sind die Verluste unter den Matrosen, doch immer neue Männer ersetzen die Gefallenen. Sie müssen es schaffen, denn im Riesenleib des „River Clyde“ warten zweitausend Dublin- und Munster-Füsiliere und Teile des Hampshire-Regiments unter General Napier, um über diese Laufbrücke an Land zu stürmen. Endlich werden die Leichter doch in Stellung gebracht und die Planken von Bord zu Bord gelegt. Doch fast alle Leute mußten dieses Werk mit ihrem Leben bezahlen.

Die Ausschiffung beginnt. Durch zwei große Löcher im Bug des Schiffes stürmt die erste Kompanie der Munster-Füsiliere vor. Erbarmungslos schlagen die türkischen Kugeln in die dichten Massen hinein. So kurz auch die Entfernung bis zum Strande ist, nur wenige überleben den Geschoßhagel, der von vorn und von beiden Flanken aus über sie herniedergeht. Rechts und links taumeln sie getroffen von den Planken ins Wasser, fallen auf der Brücke, Kameraden trampeln über sie hinweg. Unablässig knattern die Maschinengewehre in die Haufen hinein. Einige springen ins Wasser, versuchen schwimmend das nahe Ufer zu erreichen. Die schwere Ausrüstung und die Strömung ziehen sie in die Tiefe.

Die erste Kompanie der Munster-Füsiliere ist aufgerieben, die zweite stürmt aus dem „River Clyde“ heraus. Doch plötzlich gibt die Schiffsbrücke in der Strömung nach. Die Leichter, die dem Ufer am nächsten sind, geraten in tiefes Wasser, die Planken rutschen ab, und ganze Haufen der Stürmenden stürzen ins Meer. In das

Knattern des türkischen Feuers gellen die Hilferufe der Ertrinkenden.

Doch der Feind will seinen Plan nicht aufgeben. Verbissen, zäh und todesmutig gehen die britischen Seeleute unter dem mörderischen Kugelregen wieder an die Arbeit. Die Leichter werden nochmals in Stellung gebracht, und unter den schwersten Verlusten stürmt die dritte Kompanie an Land. Die Mannschaften des Hampshire-Regiments folgen und mit ihnen der Brigadegeneral Napier.

Plötzlich geben die Leichter zum zweiten Male nach, geraten wieder in tiefes Wasser. Vom „River Clyde" sowie vom Ufer abgeschnitten, bleibt den Männern nichts anderes übrig, als sich, vor dem Kugelregen Schutz suchend, platt auf den Leichtern hinzuwerfen. Aber auch jetzt werden sie durch die türkischen Kugeln von den Höhen erreicht, und schwer sind die Verluste. General Napier und der Kommandeur des Hampshire-Regiments sterben den Heldentod. Nun muß jeder weitere Versuch, die Brücke am hellichten Tage zum dritten Male mitten in dieser Hölle aufzubauen, endgültig aufgegeben werden. Bisher mochten im ganzen gegen tausend Mann das Schiff verlassen haben, aber kaum der Hälfte ist es gelungen, die Klippen zu erreichen oder sich unmittelbar am Ufer hinter einer Sandbank von fünf Fuß Höhe zu verkriechen. Die Leichter kehren zu den Kriegsschiffen zurück. Ihre Decks sind übersät mit Gefallenen und Verwundeten.

Nur der plumpe Rumpf des Kohlendampfers „River Clyde" bleibt bewegungslos liegen, das zweite Tausend der Landungstruppen bergend.

Was sich hier abgespielt hat, ist größtes Heldentum und doch ein vergebliches Aufopfern gewesen. Nach wie vor halten die türkischen Soldaten ihre Schützengräben auf der Anhöhe besetzt, während unter ihnen die kläglichen Reste des

zermürbten Feindes hinter den Klippen kauern. Die türkischen Kräfte sind hier jedoch noch zu schwach, um diesen Feind in das Meer zu jagen.

Am Sigindere

Im weiteren Verlauf tritt der steil abfallende Höhenrand hinter Kap Helles dicht an das Meer heran, meist nur einen schmalen Sandstreifen freilassend. In dieser Gestaltung verläuft die Küste über Teke Burnu und Kumtepe fast bis zur Mündung des Sigindere.

Auch hier werfen die Engländer ihre Truppen an Land. Die schwachen Schützenlinien der Türken können es nicht verhindern. Mit großer navigatorischer Kühnheit dampft die „Implacable" dicht an das Ufer heran, und ihre Breitseiten überschütten die türkische Linie aus kurzer Entfernung mit einem verheerenden Feuer, so daß sich niemand aus den Unterständen herauswagen kann. Durch die feuernden Schlünde der „Implacable" gedeckt, landen die Royal-Füsiliere und Teile der Marinedivision in Booten an dem zweihundert Meter langen und nur acht Meter breiten Sandstreifen. Fast ohne Verluste können die gelandeten Truppen zum Angriff vorgehen. Die Uferhöhen erklimmend, gelangen sie auf das Plateau. Schon glauben sie sich ihres Sieges sicher und setzen zum Sturm auf den vor ihnen liegenden Hügel an. Die Geschütze der „Implacable" schweigen. Das Bataillon stürmt vorwärts. Doch plötzlich schallen brausende Allah-Rufe ihnen entgegen, und mit aufgepflanzten Bajonetten gehen Teile des tapferen Infanterie-Regiments 26 vor. Vor diesem heftigen, mit

vollem Einsatz ausgeführten Gegenangriff müssen die Engländer bis zum Rande der Höhe weichen. Wieder donnern die Geschütze der „Implacable“, doch zäh und verbissen lassen die Türken das Stahlgewitter über sich ergehen, weichen und wanken nicht. Kaum setzt jedoch das Feuer aus, um die eigenen Leute beim Vorgehen nicht zu gefährden, so stürzen auch die Sechsundzwanziger wieder in wütendem Gegenangriff vor. Endlich geben es die Engländer auf, weiter auf die Hochfläche vorzudringen. Sie nisten sich am Höhenrande ein und verschanzen sich.

Unterdessen ist aber für die gesamte Verteidigung Gallipolis eine äußerst kritische Situation entstanden: nur etwa einen Kilometer nördlich von Kumtepe landen unter dem Feuerschutze des Linienschiffes „Goliath“ und der Kreuzer „Dublin“, „Amethyst“ und „Saphir“ in der Nähe der Sigindere-Mündung die Kings Own Scottisch Borderers und das Marine-Bataillon „Plymouth“. Es gelingt ihnen, sich zunächst auf einer achtzig Meter hohen, mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Klippe festzusetzen. Von hier aus soll die Vereinigung mit den Royal-Füsilieren bei Kumtepe angestrebt werden. Gelingt ihnen diese und auch der weitere Vormarsch mit vereinten Kräften, so sind die Türken an der Südspitze im Rücken gefaßt. Die taktische Umklammerung kann sich noch in der Nacht auswirken, und vielleicht kann auch der Berg Eltschitepe besetzt werden. Fällt dieser nur 340 Meter hohe Berg in die Hand des Feindes, so ist es gleichzeitig auch der Todesstoß für die Dardanellen, denn von seiner Kuppe können die Dardanellenforts mit schwerer Artillerie in kürzester Frist widerstandslos zusammengeschossen werden und der Weg nach Konstantinopel und in das Schwarze Meer zum verbündeten Rußland wäre frei. Die Möglichkeit des Sieges scheint in greifbare Nähe gerückt.

Doch zu früh triumphiert der Feind. Kaum haben sich die Truppen in Bewegung gesetzt, um in Richtung Kumtepe zu marschieren, so werfen sich türkische Truppen dazwischen. Wiederum sind es Teile des den Küstenschutz bildenden 26. Regiments, das wirklich überall zu sein scheint. Voller Todesverachtung und mit unglaublicher Zähigkeit kämpft die Schar. Sie versperren den Weg mit ihren Leibern, wanken nicht, trotzdem keine Hoffnung auf Hilfe besteht.

Und doch kommt diese Hilfe um die Mittagszeit ungeahnt und unerhofft, Hilfe in größter Not. Der Divisionskommandeur, Oberst Sami-Bei, hat, die gefährliche Situation voraussehend, zwei Bataillone seines 25. Regiments und Batterien des 9. Feldartillerie-Regiments unter Oberstleutnant Nail-Bei zur Unterstützung gesandt. Im Eilmarsch kommen die Truppen heran und greifen sofort an, unterstützt vom wohlgezielten Feuer der Feldgeschütze.

Die Schotten müssen sich schleunigst eingraben, um die wiederholten Angriffe abwehren zu können. Immer verzweifelter wird ihre Lage. Ihr Kommandeur, Oberst Koe, wird tödlich verwundet. In verzweifelten Gegenangriffen versuchen die Schotten vergeblich, sich mit dem Bajonett Luft zu verschaffen. Ständig wachsen ihre Verluste. Gegen Abend ist von den Scottisch Borderers nur noch die Hälfte übriggeblieben. Sie sind von den pausenlosen Kämpfen so erschöpft, daß sie die ausgedehnten Gräben nicht mehr halten können. So fluten sie denn, unter Aufopferung einer kleinen Nachhut, zum Ufer unter den Schutz der Schiffsgeschütze, die bisher schweigen mußten, zurück.

Wieder hageln die Granaten der Kriegsschiffe auf die Uferhöhen, und, durch dieses Sperrfeuer gedeckt, gelingt die Einschiffung der Reste der beiden Bataillone. Noch einige Salven krachen von den Schiffen, dann verlassen sie die Gestade der Sigindere-Mündung und entschwinden bald

in der Abenddämmerung den Blicken. Mögen sie dahinziehen. Hoffentlich kommen sie nicht so bald wieder. Ein Aufatmen geht durch die Reihen der türkischen Kämpfer, denn eine große Gefahr ist in letzter Minute beseitigt. Tiefer, traumloser Schlaf der Erschöpfung umfängt die Sieger.

Morto-Bucht

Die taktische Umklammerung auf dem linken Flügel bei der Mündung des Sigindere ist mißlungen. Gleichzeitig versucht der Feind aber einen gleichen Vorstoß am rechten Flügel, wo eine Landung am wenigsten erwartet wird. Dicht hinter der Einfahrt in die Dardanellen liegt die Morto-Bucht. Die Felsen fallen hier steil zum Wasser ab. Hinter ihnen erheben sich die Höhen von Hissarlik. Nur eine dünne Kette des Küstenschutzes hält sie besetzt.

Schon bei Tagesanbruch haben sich „Agamemnon", „Vengeance" und sechs Zerstörer von der Flotte getrennt und sind in die Dardanellen eingelaufen. Ein Granathagel überschüttet die Höhen von Hissarlik und die Schützengräben. Doch Wehrles Sperrbatterien auf der asiatischen Seite schlafen nicht. Von dort können sie den Feuerüberfall dieser Schiffe nicht nur genau beobachten, sondern diese sogar mit ihren Granaten erreichen. Salve auf Salve kracht. Ein Wald von Fontänen umgibt, hoch aufgischtend, den Angreifer. Das kurze Aufblitzen an den Bordwänden und an Deck zeigt die Treffer an. Das feindliche Geschwader muß weichen. Doch bald kommen sie wieder in rasender Fahrt herangedampft. Das Granatenduell hüben und drüben tobt weiter. Immer wieder müssen die Engländer, von Wehrles

Salven bedrängt, den Rückzug antreten, und immer wieder stoßen sie aufs neue vor. Was wollen sie bloß hier in der Morto-Bucht? Doch nicht etwa landen?

Sechsmal sind sie schon so vorgestoßen, und nun kommen wahrhaftig auch Transporter heran. Zwölf Boote lösen sich von ihnen und steuern zum steilen Ufer. Heulend fahren die Granaten von Wehrles Batterien dazwischen, und die Trümmer einiger Boote fliegen hoch in die Luft. Die anderen müssen zurück. Doch zäh wie immer verfolgt der Engländer sein Ziel. Neue Boote versuchen ihr Glück, steuern an anderen Stellen, an vielen Stellen gleichzeitig, dem Ufer zu. Die Geschützführer Wehrles bei Intepe wissen kaum mehr, wohin zuerst ihr Feuer zu richten, so wimmelt es in der Ferne an Gallipolis Küste von Leichtern und Booten. Eine Wassersäule steigt jetzt an einem Zerstörer hoch, und in anderthalb Minuten haben ihn die Fluten verschlungen. Der Feind aber will nicht weichen.

Seltener und seltener feuern Wehrles Batterien, die Pausen werden immer größer, und schließlich verstummen sie ganz. Die Munition ist bis zur letzten Granate aufgebraucht. Machtlos müssen die Männer nun zusehen, wie der Gegner seine Truppen bei der Morto-Bucht an Land wirft. Die schwachen türkischen Bewachungstruppen können es nicht verhindern, denn das verheerende Feuer der Schiffsgeschütze hält sie in ihren Unterständen gefangen. Dem gelandeten englisch-französischen Bataillon gelingt es, ungehindert die steilen Ufer zu erklimmen und in stürmischem Lauf bis zum Höhenrand von Hissarlik vorzudringen. Das Geschützfeuer muß verstummen. Sofort sind die Türken aus ihren Unterständen heraus und halten ihre Gräben besetzt. In wiederholten Stürmen sucht der Gegner die dünne Verteidigungslinie der Türken über den Haufen zu rennen.

Zäh klebt die kleine Schar an ihren mit Stacheldraht

geschützten Gräben. Es gelingt dem Feinde nicht, weiter auf die Hochfläche vorzudringen und das Dorf Kirthe mit dem dort steil aufragenden Eltschitepe zu besetzen. Er muß sich am Höhenrand eingraben. Die tapferen Verteidiger wissen, daß von Maidos Verstärkungen im Eilmarsch unterwegs sind, sie wissen aber auch, daß diese Truppen über weglose Klippen klettern und durch tiefe Schluchten marschieren müssen, denn auf allen Wegen liegt ein vernichtendes Sperrfeuer der mächtigen Flotte. Es können noch Stunden vergehen, und bis dahin heißt es durchhalten bis zum letzten Mann. Stößt der Gegner hier durch, so ist alles verloren. Wie die Löwen kämpfen die Osmanen. Zwischendurch treffen kleine, den Stellungen von Sed ul Bahr und Kap Helles entnommene Abteilungen ein, wodurch die Lücken der Verteidiger wenigstens aufgefüllt werden können. Immer wieder rennt das feindliche Bataillon gegen die Stellungen an. Die Türken halten stand. Der Abend naht und mit ihm die ersehnten Verstärkungen aus Maidos.

„Allah sei gepriesen!" schallt es ihnen jubelnd entgegen. Jetzt wird die von General Hamilton am rechten Flügel im Rücken der Verteidiger angesetzte Zange ebenfalls zerbrechen, genau so, wie es bereits an der Sigindere-Mündung geschehen ist.

Der erste Schlachttag geht zu Ende. An vier Stellen ist es dem Feinde durch Einsatz seiner mächtigen Kampfmittel unter großen Verlusten gelungen, an der Südspitze Gallipolis Fuß zu fassen. Dieses Fußfassen hat er jedoch teuer erkaufen müssen: von den 9000 gelandeten Streitern sind bereits 3000 Mann ausgefallen. Nirgends ist es den Überlebenden gelungen, Boden zu gewinnen. Sie klammern sich überall an schmalen Uferrand, verteidigen hartnäckig ihre Stellungen, denn hinter ihnen liegt das Meer. Da kann es kein Zurück mehr geben.

Kabatepe-Ariburnu

Gleichzeitig mit den Landungskämpfen an der Südspitze haben sich noch große Ereignisse weiter nördlich bei Ariburnu abgespielt. Es ist ein großer Trumpf, den General Hamilton in seiner Hand hält. Es liegt ja in seinem Ermessen, die Truppen an jeder beliebigen Stelle, die ein Ausschiffen zuläßt, an Land zu werfen, während die Türken nicht in der Lage sind, mit stärkeren Kräften überall rechtzeitig zur Stelle zu sein, um den Hieb aufzufangen.

Kabatepe: das ist der Punkt, wo General Hamilton seinen großen Hebel ansetzen will, um die ganzen Verteidigungsstellungen an der Südspitze mit einem mächtigen Druck aus den Angeln zu heben. Hier ist die schmalste Stelle des südlichen Gallipoli, und nur knapp sieben Kilometer trennen sie von Maidos. Ist Maidos im ersten Ansturm genommen, so können die Dardanellen-Forts von rückwärts aufgerollt werden, und damit ist das erstrebte Ziel ebenfalls erreicht.

Sir Hamilton hofft, die Türken hier bei Kabatepe völlig überraschen und überrumpeln zu können. Lautlos schleichen die Kriegsschiffe und Transporter im nächtlichen Dunkel heran. Keine Granate fährt aus den Schlünden, kein Kanonendonner rollt durch die Schluchten, kein verräterisches Licht leuchtet von den sich nähernden Schiffen zum Ufer hinüber. Still und friedlich schlummert die See, in die der Mond gerade untertaucht. Das ist der richtige Moment zum Handeln. Kein Kommando ertönt, kein unnützes Wort wird gesprochen, als die Australier und Neuseeländer in die Boote steigen, die sich geräuschlos dem Ufer nähern. Nur von weither dringt der Kanonendonner von der Südspitze Gallipolis wie ein fernes Grollen an das Ohr der Wachposten. Der neue Tag dämmert herauf.

Jetzt sind die Boote dicht am Ufer. Wo aber ist der erwartete flache Strand? Nur ein winziger Sandstreifen zieht sich hier unter hohen Felsen dahin. Die starke Strömung hat sie nach Norden abgetrieben, und statt bei Kabatepe befinden sich die Boote vor Ariburnu.

Ein Zurück ist nicht mehr möglich, wenn diese abgelegene Landungsstelle auch viel ungünstiger ist. Also vorwärts! Auch von hier läßt sich Maidos ohne nennenswerten Widerstand erreichen, denn sicher befindet sich die dort stationierte neunte Division bereits auf dem Marsch zur Südspitze, während die übrigen Divisionen weit oben im Norden zum Schutze von Bulair konzentriert sind.

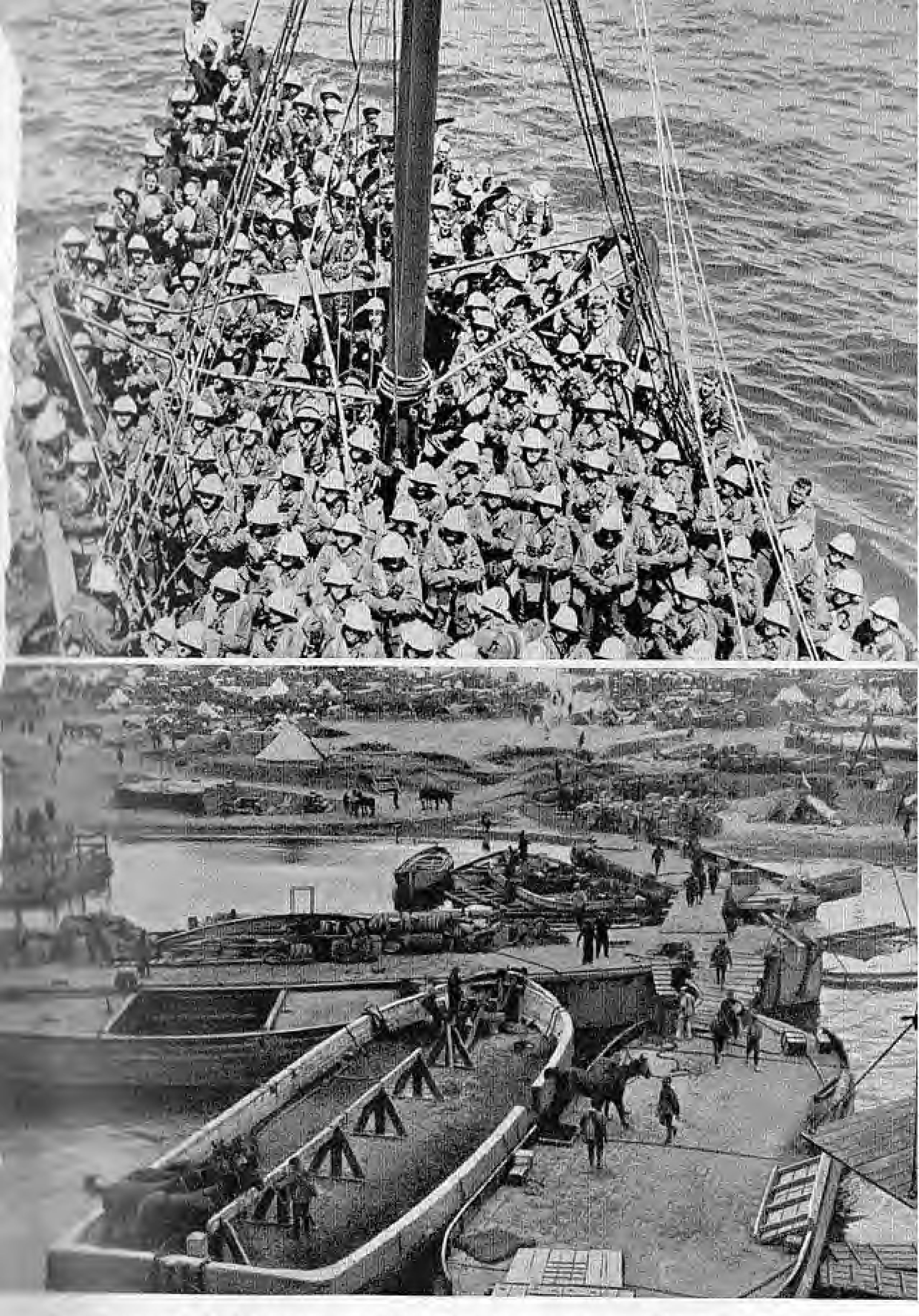
Da gewahrt das Vorpostenbataillon im Zwielicht des anbrechenden Tages die ganze Bootsflotte dicht vor dem Ufer. Kugeln pfeifen den Australiern entgegen, doch es ist zu spät: 1500 Mann springen bereits in das seichte Wasser und stürmen an Land. Die bei Kabatepe eingebauten türkischen Geschütze eröffnen ein Schnellfeuer auf den Strand, doch bald haben sich die vorstürmenden Australier im zerklüfteten Gelände der vernichtenden Wirkung der Granaten und Schrapnells entzogen. Das schwache türkische Bataillon muß, von den Australiern stark bedrängt, in das zerrissene Höhengelände zurückweichen. Nun braucht die auf der Lauer liegende feindliche Flotte nicht länger zu schweigen. Ihre ehernen Schlünde öffnen sich, und die schweren Granaten sausen über die Höhen weit in das Land, über die ganze Halbinsel bis nach Maidos herein. Furchtbar ist das Erwachen der schutzlosen Bevölkerung. Überall in der Stadt bersten mit trockenem Krachen die Geschosse, heulend fahren sie in die Häuser hinein, die in Schutt und Trümmer gehen. Stöhnen und Angstgeschrei ringsum, lodernde Flammen und beißender Rauch, von panischer Angst ergriffene Menschen, die sich in dichten Haufen durch die engen Straßen

wälzen, um dieser Hölle zu entrinnen. Bald bildet Maidos nur noch einen rauchenden Trümmerhaufen.

Während die zwölf großen Kriegsschiffe mit allen Kalibern Maidos und die Anmarschwege auf den Höhen und in den Tälern unter schwerstem Feuer halten, Aufschlag an Aufschlag die Gegend zerwühlt und ein ununterbrochener Donner durch die Schluchten rollt, geht die Landung pausenlos weiter. Etwa dreißig Transporter geben ihre lebende Fracht an die Pinassen, Leichter und Boote ab, die emsig hin und her fahren. Nach einer halben Stunde seit Beginn der Landung waren schon 4000 Mann an Land geworfen, um 7 Uhr 30 sind es bereits 8000 Mann.

So glatt und gefahrlos, wie sich die Engländer die Landung vorgestellt hatten, geht es nun doch nicht vonstatten, denn plötzlich saust es tief brummend durch die Luft, und einige riesige Wassersäulen steigen in nächster Nähe der Schiffe auf. Wieder pfeift ein tiefer Orgelton durch die Luft, und ein 28-Zentimeter-Geschoß bohrt sich in den „Triumph". Die nächste Salve liegt noch besser, denn vier Transporter und Linienschiffe erhalten Treffer.

Wo kommen bloß diese verdammten Stahlkoffer her? Bald wissen es die Engländer, denn sie haben von ihrem weit außerhalb der Schußweite liegenden Ballonschiff einen Fesselballon aufsteigen lassen, dessen Beobachter in die ganze Gegend von ihrer luftigen Höhe einsehen können. So bemerken sie auch bald das alte türkische Linienschiff „Torgut", das in der Nähe von Maidos Anker geworfen hat und, von einem Beobachtungsstand an Land gut geleitet, seine wohlgezielten 28er über die Halbinsel herübersendet. Doch kaum haben die Engländer es entdeckt, so eröffnen auch ihre Schiffe, vom Ballon geleitet, ein indirektes Feuer auf den Veteranen. Rund um ihn schlagen die 30,5-Zentimeter-Geschosse in das Wasser. Er muß



Der Feind wirft Soldaten und Material in ungeheuren Mengen an Land



Sturmangriff der englischen Marine-Division

die Ankerkette schlippen, um die Gefahrenzone zu verlassen, falls ihm sein Leben lieb ist. Wenn er auch schon alt und nicht mehr seetüchtig ist, braucht er trotzdem sein bißchen Leben, denn die schwer bedrängten Waffengefährten an Land werden noch oft seiner Hilfe dringend bedürfen.

Schon einmal war „Torgut" heute einer großen Gefahr glücklich entronnen, als er bei Killia, wo er die Nacht gelegen hatte, die Anker lichtete, um zu seinem Schießstand zu dampfen. Während er noch damit beschäftigt war, eröffneten die Forts bei Tschanak und die Wachfahrzeuge ein Schnellfeuer, und gleich darauf wurde eine Torpedobahn gesichtet, die dicht an ihm vorbeilief.

Ein U-Boot!

Also ist den zähen englischen U-Boot-Kommandanten ihr Vorhaben, unter den Minensperren hindurchzuschlüpfen, doch geglückt. Jetzt werden sie das Marmara-Meer unsicher machen. Kein Transportdampfer, kein Schleppzug wird vor ihnen sicher sein. Dabei bietet dieser Wasserweg die einzige Möglichkeit, die Versorgung der kämpfenden Truppen mit Munition und Verpflegung sicherzustellen. Von allen Seiten und mit allen Mitteln versucht der übermächtige Feind, das Reich des Kalifen auf die Knie zu zwingen.

Bei Ariburnu haben die Türken einen schweren Stand. Wenn auch nach und nach das 27. Infanterie-Regiment anrückt und sofort in den Kampf eingreift, so können die Osmanen dem mit seinen Australiern und Neuseeländern kraftvoll vordringenden General Birdwood doch kein Halt gebieten. Das Gelände ist zudem vollständig unübersichtlich, mit steilen Kegeln übersät und von tiefen Schluchten zerfetzt. Das dichte Buschwerk in den Tälern verbirgt die Bewegungen der feindlichen Truppen. Und so nah von der Kampfstätte erhebt sich das Bergmassiv des Kodjadschemendagh. Wer ihn beherrscht, ist auch Gebieter über die ganze Gegend.

Es sieht böse aus für Gallipoli!

Die in den Schluchten in kleine Abteilungen zersplitterten Osmanen werden immer weiter zurückgedrängt, die Verluste mehren sich, die Widerstandskraft erlahmt. Sie weichen. In diesem Moment der höchsten Gefahr blitzt es plötzlich auf einem Hügel auf. Granaten sausen in die siegestrunkenen Feinde hinein. In breiter Front stürmen frische türkische Truppen entgegen, reißen das zurückweichende Vorpostenbataillon mit sich vorwärts. Hilfe in höchster Not, Hilfe in letzter Minute. Niemand anders ist es als Oberstleutnant Mustapha Kemal-Bei, der heutige Gebieter der Türkei, mit seiner 19. Division.

Nur einem Zufall ist es zu verdanken, daß diese Division gerade in der Nacht des 25. April in dieser Gegend Übungen abhielt. Beim Morgengrauen hört Mustapha Kemal den Kanonendonner, auch Gefechtslärm dringt bald von weit her an sein Ohr. Gendarmen kommen atemlos und vollständig kopflos herangejagt:

„Sie kommen, die Inglis kommen!"

Mustapha Kemal erkennt sofort die Gefahr, und handelt ohne zu zaudern. Ein Regiment mit einer Batterie wird zum Kodjadschemendagh in Marsch gesetzt, um diesen wichtigen Berg zu besetzen. Die übrigen Truppen stürmen in Richtung Kabatepe-Ariburnu vorwärts. Mustapha Kemal selbst reitet voraus. Immer zerklüfteter wird die Gegend und immer größer und stärker das Schlachtgetöse. Jetzt weiß er, worum es geht, weiß, daß alles auf dem Spiele steht. Er läßt seine Truppen in die Schluchten vorstürmen und galoppiert selbst zur zackigen Höhe, um deren Besitz so blutig gerungen wird. Dort bringt er selbst die Batterie in Stellung, und die Granaten verrichten ihr blutiges Werk.

Es ist wirklich Hilfe in allerletzter Minute. Auch dem Feinde ist es gelungen, zwei indische Batterien an Land zu

bringen und in den vordersten Linien aufzustellen. Die Boote bringen immer neue Verstärkungen heran, und gegen 2 Uhr haben bei Ariburnu bereits 12000 Mann den Boden Gallipolis betreten.

Erbittert und schonungslos ist das Ringen in den Schluchten. Ein Bajonettangriff löst den anderen ab. Bald stürmen die Australier mit der blanken Waffe vor, bald die Türken. So wogt dieser Entscheidungskampf in den Schluchten und dem zerklüfteten Gelände hin und her. Nirgends eine einheitliche Gefechtslinie, nirgends ein einheitliches Kommando. Sie brauchen auch keine Befehle, denn jeder Mann weiß, worum es geht. Erbittert ringen die einzelnen Kampfgruppen miteinander. Wie oft geraten vorstürmende Abteilungen in den Schluchten in Sackgassen, aus denen es kein Entrinnen mehr gibt. Die Maschinengewehre mähen sie nieder.

Vom frühen Morgen tobt der Kampf. Den ganzen Tag hindurch bis zum Abend. Schwer sind die Verluste auf beiden Seiten, groß die Erschöpfung. Hunger und Durst quälen und lassen die Kräfte erlahmen. In endlosen Reihen liegen die verwundeten Feinde am Strande, um auf die Lazarettschiffe gebracht zu werden. Munitionsmangel stellt sich bei den Engländern ein. Von den Türken stark bedrängt, müssen sie allmählich weichen. Ihre Lage wird mit jeder Stunde kritischer. Nur die Erkenntnis, daß es ein aussichtsloses Beginnen wäre, unter dem Feuer der türkischen Division die Einschiffung durchzuführen, läßt sie davon absehen. Mit größter Mühe bauen sie in Eile eine Brückenkopfstellung bei Ariburnu aus. Durch das nunmehr wieder einsetzende gewaltige Sperrfeuer der Flotte und das Eingreifen frischer, neu gelandeter Kräfte gelingt es den Australiern und Neuseeländern, sich an die Felsenklippen zu klammern und ihre Brückenkopfstellung zu halten.

Die große Zange, von General Hamilton so geschickt und durchdacht angelegt, ist durch das rechtzeitige Eingreifen Mustapha Kemals zerbrochen. Sein klarer Blick im schnellen Erfassen der Situation, sein verantwortungsfreudiges, selbständiges Handeln und der todesverachtende, fanatische Angriffsgeist seiner Truppen haben Hamilton in letzter Minute den sicheren und vollständigen Sieg aus der Hand gerissen. Die kluge Disposition des Oberbefehlshabers Liman von Sanders, seine Truppen nicht längs der ganzen Küste zu zersplittern, sondern die 19. Division bei Maidos zum entscheidenden Schlag an der gefährdetsten Stelle Gallipolis zu konzentrieren, hat sich voll bewährt. Jetzt wird es dem Gegner nicht mehr gelingen, durchzubrechen und durch das breite Tal nach Maidos und in den Rücken von Tschanak zu gelangen.

Umklammerung

Marschall Liman von Sanders hatte sein Hauptquartier in der Stadt Gallipoli aufgeschlagen. Beim Eintreffen der ersten Nachrichten, daß die Engländer mit der Landung ihrer Streitmacht an der Südspitze begonnen haben und Kriegsschiffe mit Transportern ihren Kurs in den Saros-Golf nehmen, begibt sich der Marschall mit seinem Stabe auf die Höhen vor Bulair. Dies ist die am meisten gefährdete Stelle, durch deren Besitz die gesamte Halbinsel abgeschnitten werden kann. Nur fünf Kilometer breit ist dieser Landstreifen, der von den Befestigungen von Bulair verteidigt wird. Es bestehen keine Zweifel, daß die mächtige Flotte Englands diese Festungswerke in kürzester Zeit dem

Erdboden gleichmachen kann. Daher stehen auch die 5. und 7. Division hier einsatzbereit.

Von den Höhen hat der Marschall einen weiten Ausblick auf die ganze Gegend und die Saros-Bucht. Hier liegen bereits zwanzig Kriegsschiffe und Transporter. Die Festungswerke von Bulair sind unter einer Wolke von Rauch und Staub verschwunden, denn das schwere Feuer der Kriegsschiffe liegt auf ihnen. Unbeweglich stehen die Transporter in der Bucht, drohend und geheimnisvoll. Durch das auf ihren Decks ringsherum aufgestellte Buschwerk kann kein neugieriger Blick hindurchdringen. Nur merkwürdig hoch ragen die Bordwände aus dem Wasser heraus.

Sollen hier Truppen gelandet werden, oder handelt es sich nur um ein Scheinmanöver?

Das ist die einzige Frage, die den Marschall jetzt in ihrem Banne hält, von deren richtiger Beantwortung Sein oder Nichtsein der Türkei abhängt, und die darüber hinaus auch für die Gesamtkriegsführung der Mittelmächte von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Nur spärlich, verworren und widersprechend sind die Nachrichten, die von der Südspitze eingehen, genau so verworren, wie die Lage selbst dort ist. Dazu ist die Mehrzahl der Leitungen zerschossen, so daß die Meldungen nur mit großer Verzögerung eintreffen und daher durch die Ereignisse selbst meist überholt sind. Auch vom Bosporus treffen alarmierende Meldungen ein: die russische Flotte ist dort erschienen und hat die Festungswerke über eine Stunde auf große Entfernung erfolglos bombardiert. So laufen von allen Seiten immer neue Nachrichten ein, die das Gesamtbild nur noch unklarer gestalten. Vom asiatischen Ufer fehlen sie ganz.

Allerdings weiß der Marschall die Südfront in guten Händen, denn er hatte schon gleich am frühen Morgen den

General Essad-Pascha zur Übernahme des Befehls dorthin gesandt. Er weiß aber auch ebenso genau, daß die Streitkräfte an der Südspitze zu schwach sind, um dem Stahlhagel der englischen Flotte sowie dem Ansturm der gelandeten Truppen lange zu widerstehen. Und daß es dem Feinde gelungen ist, an mehreren Stellen festen Fuß zu fassen, steht trotz der verworrenen und spärlichen Nachrichten außer Zweifel. Gegen Abend treffen auch die vorausgesehenen Hilferufe Essad-Paschas ein.

Was ist zu tun? Welche Entscheidung ist zu treffen? Ein längeres Hinauszögern der Entscheidung läßt die Situation nicht zu. Unten an der Südspitze verbluten die 9. und 19. Division langsam, aber sicher. Reserven stehen dort nicht zur Verfügung. Die 3. Division ist durch die Landung der Franzosen bei Kum Kalé an das asiatische Ufer gebunden. Nur noch die 5. und 7. Division bei Bulair kann der Marschall an der Südspitze in die Waagschale werfen.

Wenn aber der Feind bei Bulair doch landet? Ja, dann ist alles verloren.

Der Abend bricht an. Der Marschall kann noch beobachten, wie Boote die geheimnisvollen Transportdampfer umgeben und dann mit etwa 1200 Mann Marinetruppen auf die Insel Saros zuhalten.

Beginn der Landung oder Scheinmanöver?

Die Nacht kommt. Noch immer ist das Feuer der Schiffe nicht verstummt, ja es hat sogar an Stärke zugenommen. Aus allen Schlünden fahren die feurigen Strahlen heraus, und auf der schmalen Landenge von Bulair blitzt es ringsum von den einschlagenden Granaten auf.

Und unter diesem Geschützdonner, unter dieser schweren Bedrohung durch die Möglichkeit einer Landung im Saros-Golf trifft der Marschall die wichtigste und gewagteste Entscheidung des ganzen Feldzuges:

„Die 5. und 7. Division sind sofort an die Südspitze zu werfen!"

Die Artillerie und Kavallerie setzt sich sogleich auf den neu gebauten und der Sicht des Feindes entzogenen Straßen in Marsch, während die Infanterie auf die in der Stadt Gallipoli und in Scharköi bereitliegenden Transportdampfer verladen wird. Wegen der nun akut gewordenen U-Boot-Gefahr kann der Transport nach Maidos nur des Nachts erfolgen und muß einige Tage in Anspruch nehmen.

Liman von Sanders verbringt diese entscheidungsschwangere Nacht auf den Höhen vor Bulair. Als die Sonne aufgeht, ist die ganze Gegend von Truppen entblößt. Nur einige unbewaffnete Arbeiterbataillone haben ihre Zelte, für den Feind gut sichtbar, aufgestellt. Dieser Feind liegt noch immer stahlgepanzert und drohend im Saros-Golf, seine Transporter mit ihrem geheimnisvollen Inhalt ebenfalls. Wird der Feind jetzt landen, jetzt, wo ihn niemand daran hindern kann!

Es sind wohl die schwersten Stunden, die dieser geniale deutsche Feldherr jetzt durchlebt. Er hat seinen einzigen Trumpf ausgespielt. Wird er das Vabanque-Spiel gewinnen? Unentwegt haftet sein Blick auf den Bordwänden der Transporter. Doch nichts regt sich auf ihnen. Der Feind landet nicht! Dem General Hamilton wäre sicher nicht ganz wohl zumute, wenn er jetzt wüßte, daß sein Gegenspieler sich durch das so klug eingefädelte Scheinmanöver nicht hat täuschen lassen und die ganze türkische Streitmacht sich bereits im Eilmarsch auf dem Wege zur Südspitze befindet.

Nun kann Marschall Liman von Sanders beruhigt seinen Beobachtungsstand verlassen. Mögen die leeren englischen Transportdampfer hier liegenbleiben, solange es ihnen beliebt. Er selbst eilt zur Südspitze Gallipolis.

Hier hat der erbitterte Kampf ununterbrochen die ganze

Nacht hindurch getobt: bei Ariburnu und bei Kap Helles, bei Sed ul Bahr und auf den Höhen von Hissarlik. Für die Engländer ist es das Gebot der Selbsterhaltung, die besetzten schmalen Uferstreifen durch keine Opfer scheuende Angriffe zu erweitern. Die Gegenstöße der Türken werden wiederum durch den fanatischen Willen geleitet, den Gegner ins Meer zurückzuwerfen, bevor er endgültig festen Fuß gefaßt hat. So prallen diese gegensätzlichen Bestrebungen wie die Wellen in der Brandung aufeinander, und schonungslos ist dieses Ringen.

Während der ganzen Nacht ergießt sich unter ihrem Schutz ein dauernder Strom der Landungstruppen auf das Ufer, die sofort in den Kampf eingreifen. Die Türken können diese Landungen nicht mehr verhindern. So verlassen die Reste der auf dem aufgelaufenen „River Clyde" verbliebenen Truppen das Schiff. Die 29. Felddivision, Teile der Marinedivision und des französischen Orientkorps landen ebenfalls an der Südspitze und der Sigindere-Mündung. Aber auch kleine Abteilungen der von Maidos im Eilschritt anmarschierenden türkischen Verstärkungen treffen nach und nach noch im Laufe der Nacht ein und werden sofort an den gefährdeten Punkten angesetzt. In zäher Ausdauer kämpfen die stark gelichteten Reihen des 25. und 27. Regimentes ununterbrochen seit vierundzwanzig Stunden und hindern den Feind am weiteren Vorgehen. Das Scheinwerferlicht der Kriegsschiffe erhellt gespensterhaft das Kampfgelände, und die rückwärtigen Verbindungswege werden mit Granaten überschüttet.

Böse sieht es bei Hissarlik aus, denn durch neu gelandete Truppen verstärkt, ist es den vereinigten Engländern und Franzosen gelungen, die türkischen Linien bis in die Nähe des Dorfes Kirthe zurückzudrängen. Ganz nahe ist bereits der Berg Eltschitepe, dieses ersehnte Ziel der Angreifer. Mit

furchtbarer Erbitterung tobt hier der Kampf stundenlang. Die Schar der Verteidiger schmilzt erschreckend zusammen, doch sie sind entschlossen, eher Mann für Mann zu sterben, als auch nur einen Fußbreit weiter zurückzuweichen.

Der Morgen naht und mit ihm das vorderste Bataillon der 7. Division. Die Schützengräben füllen sich wieder mit diesen frischen Truppen, und der Widerstand versteift sich. Immer neue Verstärkungen kommen, und als kurz vor Sonnenaufgang noch zwei weitere Bataillone unter persönlicher Führung des Divisionskommandeurs Remsi-Bei heranrücken, bricht es wie ein Sturmwind über die Feinde herein. Handgranaten sausen in ihre vordersten Reihen, die ersten Gräben werden überrannt. Laut schallen die Allah-Rufe der stürmenden Türken in den jungen Morgen hinaus. Ein Graben nach dem andern wird vom Feinde gesäubert, bis er auf die Höhen von Hissarlik zurückgedrängt ist. Erst hier gebietet eine unüberwindliche Sperrwand der von den Schiffen in der Morto-Bucht hinaufgeschleuderten Granaten Halt.

Bei Kap Helles stürmen die frisch eingetroffenen Truppen am frühen Morgen des 26. ebenfalls vor. Es gelingt ihnen sogar, die Engländer in blutigem Handgemenge ins Meer zu werfen. Hier im seichten Wasser tobt der Kampf weiter. Bajonette und Messer verrichten ihre blutige Arbeit. Doch vor dem auf den Strand wieder niederprasselnden Granathagel der Schiffsgeschütze müssen die Truppen zurückgenommen werden.

Von drei Seiten hält die mächtige Flotte die Südspitze den ganzen Tag umklammert, und jeder Fußbreit des gemarterten Bodens wird von ihren schweren Granaten aufgewühlt. Wohl über hundert Transportschiffe sind jetzt versammelt, und unablässig bewegen sich die Kutter, Pinassen, Leichter und Boote zwischen ihnen und dem Ufer. In großen

Mengen werden Kriegsmaterial, Munition und Proviant sowie immer neue Truppen an Land geworfen.

Jetzt können die Boote auch direkt am „River Clyde" anlegen. Die Truppen klettern durch die Öffnungen im Heck in das Schiff, marschieren wie durch einen geschützten Tunnel zum Bug und stürmen dann an Land. Einige kleine Dampfboote haben sich geopfert und mit ihren Leibern eine schützende Wand vor den Landungssteg gelegt. Trotzdem sind die Verluste der Landenden durch das Feuer der Osmanen nach wie vor sehr groß.

Besonders am Hauptlandungsplatz bei Sed ul Bahr, wo die Engländer noch nicht an Boden gewinnen konnten, gehen diese erbittert vor. Das Dorf Sed ul Bahr bildet nur noch einen Trümmerhaufen, doch als die englische Infanterie gegen dieses Dorf zum Sturm ansetzt, wird es in den rauchenden und schwelenden Trümmern lebendig. Überall haben sich türkische Soldaten hinter Steinhaufen und Mauerruinen verschanzt. Erst nach schweren Verlusten gelingt es den Engländern, die Ruinen dieses einst so blühenden Dorfes in wütendem Nahkampf den heldenmütigen Verteidigern zu entreißen. Sie werden aber dieses Sieges nicht froh, denn hinter diesem Dorf ist ein Infanteriewerk ausgebaut, dessen Besatzung bisher allen Beschießungen standgehalten hatte. Die Engländer können nicht weiter vorrücken, bevor dieses Bollwerk der Verteidiger nicht ganz vernichtet ist. Gewaltig ist der Stahlhagel der Flotte, der wie ein Orkan über das Werk und seine Verteidiger — das dritte Bataillon des 26. Infanterie-Regimentes — hinwegbraust. Als jedoch die englische Infanterie wieder vorgeht, um die Trümmer dieses Werkes zu besetzen, stürzen die wenigen Überlebenden ihnen mit dem Bajonett entgegen. Das Werk fällt und mit ihm seine letzten Helden.

Vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht hinein

währen diese erbitterte Kämpfe an der ganzen Südspitze. Die schwachen türkischen Linien verbluten langsam, aber unaufhaltsam. Sie besitzen keine Stoßkraft mehr und müssen sich auf eine zähe Verteidigung ihrer vom Granatfeuer fast völlig eingeebneten Stellungen beschränken. Gegen Abend ist es den Engländern gelungen, weiter an Boden zu gewinnen und die vielen Kampfgruppen an der Südspitze zu einer Gefechtslinie zu vereinen. In fast achtundvierzigstündigem ununterbrochenem Kampfe stehend, ständig dem verheerenden Feuer der Flotte ausgesetzt, ist die Kampfkraft der 9. Division gebrochen. Allein die Regimenter 25 und 26 haben über 2000 Mann verloren. So weichen die todmüden Truppen vor dem Druck von 12000 Feinden langsam zurück und überlassen ihnen den kleinen, aber so wichtigen Südzipfel von Kap Tekke bis Hissarlik.

Auch die zweite Nacht schenkt den Verteidigern keine Stunde der Ruhe. Während die Engländer nun unbehelligt all ihre unerschöpflichen Vorräte an Kriegsmaterial, Stahlplatten, fertigen Drahtverhauen und Kanonen an Land schaffen können, huschen die grellen Lichtkegel der Scheinwerfer ununterbrochen über die neuen türkischen Stellungen hinweg. Das Pfeifen und Brummen der Schiffsgranaten will nicht ersterben, und unaufhörlich schlagen sie in die Reihen der schanzenden Truppen ein.

Mit dem ersten Tageslicht kommt die Schlacht wieder in Gang. Gewaltig ist der Ansturm des Feindes. Immer neue Angriffswellen rollen heran. Die jetzt tropfenweise eintreffenden Verbände der 5. und 7. Division werden, trotz der Strapazen der Nachtmärsche, sofort in die Schlacht geworfen. So halten die Türken noch bis zum Abend des 27. durch. Die Verluste durch die Schiffsartillerie sind ungeheuer. Nirgends gibt es in dieser Stellung einen Winkel, der nicht von den höllischen Granaten erreicht werden könnte.

Hoch in der Luft schweben die Fesselballons und Flugzeuge, beobachten jede Bewegung, jede Stellung und leiten das Feuer der Geschütze. Sogar bis nach Maidos hinein reicht ihr Gesichtsfeld, wo gerade sechs Transportdampfer mit dem Ausladen frisch eingetroffener Truppen beschäftigt sind. Da brummen auch schon die 38er der „Queen Elizabeth", über die Halbinsel geschleudert, heran, und übermasthohe Wassersäulen steigen in beängstigender Nähe der mit Truppen vollgestopften Dampfer auf. Es gelingt ihnen noch rechtzeitig die Anker zu lichten und sich in Sicherheit zu bringen. Nur ein Dampfer wird getroffen und sinkt sofort. Dieser Dampfer war aber der einzige, der die Ausschiffung bereits beendet hatte.

Es gibt keine Möglichkeit mehr, neue Verstärkungen ohne unverantwortlich große Verluste an die Front zu führen, auch keine Möglichkeit, Munition und Verpflegung in die vordersten Linien zu schaffen. Von Hunger und Durst geplagt, halten die Osmanen in beispielloser Genügsamkeit durch. Doch die Wirkung des feindlichen Feuers, besonders von den Flanken, steigert sich derartig, daß General Essad-Pascha sich entschließen muß, seine verblutenden Truppen am Abend des 27. April zurückzunehmen. Sie lösen sich vom Feinde und beziehen eine Stellung vier Kilometer südlich Kirthe, wo die Schluchten einen gewissen Schutz vor den Granaten der Flotte bieten und auch die Möglichkeit besteht, Verstärkungen, Munition und Verpflegung unter geringeren Verlusten heranzuführen.

Doch auch hier wird den vollständig durcheinandergewürfelten, abgekämpften Truppen keine Ruhepause gegeben. General Hamilton glaubt den Widerstandswillen der Verteidiger erschüttert, rafft alle gelandeten Kräfte zusammen und geht wieder zum Angriff über. Nur viertausend Meter trennen ihn von Kirthe, von diesem ersehnten Ziel.

Nur viertausend Meter! Vielleicht gelingt es, im ersten Anlauf die neuen türkischen Stellungen zu überrennen. Dann ist auch der Eltschitepe sein und der Endsieg nahe.

Aber die Türken halten stand. Endlich ist ihre Artillerie auch in der Lage, tatkräftig einzugreifen. Die Angriffswellen des Feindes zerschellen trotz der Übermacht, und seine Verluste steigern sich von Stunde zu Stunde.

Das Ringen um den Eltschitepe

General Hamilton hat wenig Ursache, mit den bisher erzielten Resultaten zufrieden zu sein. Wohl ist es ihm unter blutigsten Opfern gelungen zu landen, wohl ist er fünf Kilometer vorwärts gekommen, aber das Rennen um den Siegespreis, den Eltschitepe, hat er nicht gewinnen können, hat es nicht vermocht, die türkischen Linien zu überrennen. Genau fünf Kilometer trennen ihn noch von diesem Berg, fünf Kilometer, deren jeder Fußbreit mit fanatischer Zähigkeit verteidigt wird. General Hamilton ist sich aber auch dessen bewußt, daß jeder Tag des Zögerns die Erfolgsmöglichkeiten verringert. Er weiß, daß die türkischen Verstärkungen nahen, daß die Kolonnen ohne Gepäck und Troß, nur mit der Flinte in der Faust, ohne Weg und Steg über zerklüftete Grate und durch tiefe Täler ihren Weg nehmen, um noch rechtzeitig zur Stelle zu sein. Da muß der Angriff unverzüglich fortgeführt werden, um den Durchbruch zu erzwingen. Eben ist auch die französische 1. Division, von Kum Kalé kommend, gelandet. Weitere angeforderte Verstärkungen — die 42. Territorial-Division und eine indische Brigade — können erst in einigen Tagen aus Ägypten zur Stelle sein.

Die Landungskämpfe sind beendet. Die erste große Schlacht auf dem Boden Gallipolis beginnt.

Vom frühen Morgen des 28. überschütten die Schiffe Admiral de Robecks die türkischen Stellungen mit ihren Geschossen. Stundenlang prasselt das Trommelfeuer herab. Nur unvollkommen sind die türkischen Gräben ausgebaut, und viele von ihnen hat der Stahlhagel wieder eingeebnet. Gegen Mittag, als die Sonne den Verteidigern direkt ins Gesicht scheint, gewahren sie die ersten zum Sturm auf die bei Kirthe vorgesehene Einbruchstelle vorgehenden Schützenlinien.

Drei Tage und drei Nächte kämpft nun schon die neunte türkische Division, ohne Pause, fast ohne Verpflegung, ohne Reserven. Die Männer wehren sich mit allerletzten Kräften, schlagen eine Angriffswelle nach der anderen zurück. Doch immer neue Sturmtruppen werden eingesetzt, zäh und tapfer gehen sie vor.

Allmählich erlahmt der Widerstand der Türken. Dieses unausgesetzte Ringen geht über Menschenkraft. Der Divisionskommandeur, Oberst Sami-Bei, gibt schweren Herzens den Befehl zum Rückzug. Bis zur letzten Minute hatte er auf das Eintreffen der Verstärkungen gehofft, bis zur letzten Minute diesen folgenschweren Befehl hinausgezögert, der den Engländern den Weg zum Eltschitepe freigeben mußte. Schritt für Schritt weichen die gelichteten Reihen kämpfend zurück. Kraftvoll und siegesgewiß drängt der Feind nach. Immer tiefer wird diese Einbruchstelle, die bald die ganze Front aufrollen muß. Es kann sich nur noch um Minuten handeln. Doch plötzlich tönen Stimmengewirr und Allah-Rufe zu den Kämpfenden herüber. Teile der 7. Division eilen im Laufschritt herbei und werfen sich sofort in die Bresche. Die abgekämpften Streiter werden von den frischen Truppen mitgerissen und gehen ebenfalls zum

Angriff vor. In diesem Moment, wo alles auf dem Spiele steht, läßt das Feuer der Engländer nach, wird immer unregelmäßiger und schwächer. Die Munition scheint beim Feinde zur Neige zu gehen. Er weicht zurück, stark bedrängt von den Türken. Bald haben sich die Gegner aber wieder in erbittertem Nahkampf verbissen.

Unterdessen hat auch Wehrle eine Haubitzbatterie zur Hilfe gesandt, und am linken Flügel sind Teile der 11. und 5. Division eingetroffen. In energischem Gegenstoß dieser frischen Verbände werden hier die französischen Bataillone unter General d'Amade bis auf die Höhe von Hissarlik zurückgeworfen. Die Lage der Engländer im Zentrum wird kritisch, denn ihr Flügel hat nun den Anschluß an die Franzosen verloren und hängt in der Luft. Auch sie müssen weichen. Bald jedoch gehen sie mit neuen Reserven wieder zum Angriff über. So tobt der Kampf bis zum Abend, als dessen Endergebnis der Feind schließlich nur einen Geländegewinn von einigen hundert Metern verzeichnen kann, der mit ungeheuren Verlusten erkauft werden mußte.

Wie würde es wohl jetzt um die türkische Front bestellt sein, wenn Liman von Sanders nicht rechtzeitig den mutigen Entschluß gefaßt hätte, alle verfügbaren Truppen an die Südspitze zu werfen? Eine türkische Front würde hier nicht mehr bestanden haben, und der allgemeine Zusammenbruch wäre unvermeidlich.

Nach dieser großen Offensive, nach dem blutigen Ringen auf einer zusammengeballten Gefechtsfront von nur acht Kilometern, ist der Feind am Ende seiner Kräfte. Ohne frische Verstärkungen können weitere Angriffe nicht mehr durchgeführt werden. Der Feind hat auch einsehen müssen, daß er den türkischen Soldaten weit unterschätzt hat und daß dieser im Nahkampf ihm sogar stark überlegen ist.

Am Abend dieses denkwürdigen 29. April übernimmt

der Kommandeur der 5. Division, Oberstleutnant v. Sodenstern, den Befehl über die Südgruppe, während General Essad-Pascha zur äußerst gefährdeten Nordgruppe bei Ariburnu eilt.

Oberstleutnant v. Sodenstern ist sich voll bewußt, daß ein Gegenangriff seiner Truppen sofort einsetzen müßte, falls das erstrebte Ziel — den Gegner wieder in das Meer zurückzuwerfen — gelingen soll. Doch leider kann ohne Heranziehung sämtlicher Reserven an ein Vorgehen nicht gedacht werden. Die Truppenverschiebungen können auch nur nachts vor sich gehen, denn die Verluste durch Bomben und Pfeile der tagsüber kreisenden Flieger wären nicht zu verantworten.

So tritt denn auf beiden Seiten notgedrungen eine Kampfpause ein.

Nur das Feuer der Kriegsschiffe und der Landbatterien will nicht verstummen. Von See flimmert ein Lichtermeer der das Ufer im Halbkreis umgebenden Schiffe herüber. Von ihren Masten ergießen sich die Lichtkegel der Scheinwerfer, huschen hin und her, rastlos suchend, tastend. Taghell ist der äußerste Landstreifen durch die Strahlenbündel erleuchtet, und ein reges Leben wie in einem Welthafen spielt sich dort ab. Auf den Schiffen lodert es feurig auf, und pausenlos schlagen bald hier, bald dort die Granaten aufsprühend in den blutgetränkten Boden. In der Ferne leuchtet der Widerschein der Brände, die noch immer in Maidos und Tschanak wüten. Die 38er der „Queen Elizabeth" haben dort alles in Schutt und Ruinen verwandelt. Jetzt gilt dem Eltschitepe ihre ganze Aufmerksamkeit, und mit unbeschreiblichem Getöse bersten dort die gewaltigen Geschosse. Nebenan, wo vor wenigen Tagen noch das Dorf Kirthe stand, glimmt nur noch die Asche, lodern hin und wieder die Flammen in letzten Zuckungen auf.

Rastlos wird auf beiden Seiten geschanzt, rastlos ist dieses Wettrennen der Gegner in dem Bestreben, zum Angriff zuerst bereit zu sein. Gewehrfeuer knattert oft aus den vordersten Gräben, das Tak-Tak der Maschinengewehre schallt durch die Nacht. Tritt mal auf kurze Zeit Stille ein, so dringt das Stöhnen der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden aus dem Niemandsland zwischen den Fronten bis in die Gräben. Es gibt keine Möglichkeit, diese Unglücklichen zu bergen, denn jeder Versuch, jede Bewegung wird von der anderen Seite im Keime erstickt.

Während dieser ereignisreichen Tage hat aber auch das blutige Ringen an der Nordfront bei Ariburnu keine Stunde ausgesetzt. Durch Mustapha Kemal im kritischsten Moment aufgehalten und zurückgedrängt, war es General Birdwood am Abend des 25. April doch noch gelungen, sich am Ufer unter dem Schutze der Schiffsgeschütze zu behaupten und einen starken Brückenkopf zu schaffen. Von einer Wiedereinschiffung wollte General Hamilton nichts wissen. „Eingraben und Durchhalten", lautete sein kurzer Befehl.

Die ganze Nacht hindurch donnern die Geschütze der Kriegsschiffe, um das Heranziehen von türkischen Verstärkungen zu verhindern. Doch die engen Schluchten und das zerklüftete Gelände bieten den Truppen genügend Schutz. Frische Reserven rücken ununterbrochen heran und ballen sich angriffsbereit zusammen. Aber auch der Feind landet während der ganzen Nacht seine Truppen. Immer neue Massen erklimmen die steilen Hänge von Ariburnu.

Für die Australier ist ein weiterer Geländegewinn und die Sprengung der engen Umklammerung Mustapha Kemals eine Frage der Selbsterhaltung. Für die Türken dagegen ist die Landestelle bei Ariburnu wegen ihrer Nähe zu den Dardanellenwerken strategisch sehr gefährlich, wenn sie

auch die beherrschenden Höhenzüge des Kodjadschemendagh fest in der Hand halten. Daher ihrerseits das Bestreben, die Australier zur Aufgabe dieses Landungsplatzes zu zwingen.

So bereiten sich beide Gegner in fieberhafter Erregung gleichzeitig zum Sturme vor. Sie wissen, daß dieser Zusammenprall mit elementarer Gewalt erfolgen wird.

Gegen Morgen schwillt das Geschützfeuer des Feindes zu größter Stärke an. Doch bevor die Australier und Neuseeländer selbst zum Angriff ansetzen können, stürmt die ganze 19. Division Mustapha Kemals gegen die Verschanzungen an. Den ganzen Tag hindurch dauert dieser Kampf Mann gegen Mann. Hin und her wogt das Schlachtgetümmel, viel Blut tränkt den Boden ringsum. Als die Nacht hereinbricht und das Kampfgetöse allmählich verebbt, liegen sich die Gegner fast unverändert in ihren Stellungen in tiefer Erschöpfung gegenüber.

Doch kaum erwacht der neue Tag, so greifen die Türken wieder an. Verstärkt durch die nachts eingetroffenen Bataillone der 5. Division, finden sie ihren Gegner ebenfalls verstärkt und abwehrbereit. Unter großen Verlusten gegen die feindlichen Stellungen anrennend, gelingt es den todesmutigen Truppen, den Widerstand auf dem rechten Flügel zu brechen und hier die Australier bis an das Ufer zurückzudrücken. Die Erschöpfung ist jedoch zu groß und die Schlünde der Schiffskanonen zu nah, um diesen Geländegewinn zu behaupten.

Noch einmal unternimmt der Feind beim Morgengrauen des 1. Mai mit neu ausgeschifften Verstärkungen den Versuch, den eisernen Ring der Umklammerung zu sprengen. Im sofort einsetzenden türkischen Gegenstoß erstickt dieser Versuch, einige Gräben werden genommen.

Nur 800 bis 1200 Meter tief ist dieser vom Feinde gehaltene Brückenkopf. Mustapha Kemal setzt alle seine

Truppen zum Angriff an. Vom frühen Morgen klimmen sie die steilen Hügel hinan, erleiden große Verluste. Vierundzwanzig Bataillone liegen am Nachmittag bereits im Feuer, doch alle Bemühungen, die Australier in das Meer zu werfen, sind vergebens, denn die Feuerüberlegenheit der zur Hilfe gerufenen Kriegsschiffe ist zu enorm. Sechs Tage stehen diese Bataillone nun schon im Kampf. Angriff und Gegenangriff wechseln in steter Folge.

Beide Teile müssen die Nutzlosigkeit der mit so großen Opfern verbundenen Angriffe einsehen. Der Stellungskrieg nimmt hier seinen Anfang. Die Kämpfer ahnen nicht, daß Winterkälte und Schnee sie noch in den gleichen Stellungen antreffen werden.

U-Boot-Gefahr

Inzwischen sind drei Tage in fieberhaften Angriffsvorbereitungen an der Südfront verstrichen. Von seinem Beobachtungsstand am Südhang des Eltschitepe hat Oberstleutnant v. Sodenstern einen umfassenden Ausblick auf das gesamte Kampfgelände. Bis zu der in saftigem Frühlingsgrün leuchtenden Landspitze und bis auf das blaue Meer mit der ganzen imposanten Armada Albions und weiter bis zum Felsmassiv von Imbros hinaus reicht sein Blickfeld.

Es liegt auf der Hand, daß ein türkisches Vorgehen bei Tag von vornherein unter blutigsten Opfern zum Scheitern verurteilt ist, da sich das ganze allmählich ansteigende Gelände wie eine Landkarte vor den Schiffen des Feindes ausbreitet und ihm die geringste Geländefalte kaum verborgen bleiben kann. Seine weittragenden Geschütze beherrschen

den ganzen Raum und würden jede Bewegung der Infanterie bei Tag im Keime ersticken. Wenn die Türken doch wenigstens auch moderne Langrohrbatterien zur Verfügung hätten, mit denen sie den sich in vollster Sicherheit wiegenden Kolossen zu Leibe rücken könnten. Statt dessen haben sie nur veraltete kleine Feldbatterien, die kaum bis zum Strande reichen. Nur hin und wieder steigen dort bei Sed ul Bahr und Kap Tekke Sprengschwaden ihrer berstenden Geschosse auf und hängen die weißen Schrapnellwölkchen am Frühlingshimmel. Hin und wieder nur, denn auch mit der Munition muß sehr sparsam umgegangen werden.

Manchmal steigen Wasserfontänen zwischen den dicht unter Land liegenden Transportern und den vielen kleinen Fahrzeugen auf, die in geschäftigem Kommen und Gehen das Meer beleben. Diese Wasserfontänen rühren von Wehrles Batterien her, von diesem unermüdlichen Kämpfer, der vom asiatischen Ufer das „friedliche Hafenleben" des Feindes zu stören versucht. Wenn seine Haubitzen durch erfolgreiche Treffer den Engländern zu lästig werden, schicken sie einige Kreuzer und Zerstörer in die Dardanellen hinein, um sie zu bekämpfen.

Fast täglich erscheint in der Enge bei Nagara der alte „Torgut" oder sein Schwesterschiff „Barbarossa", um unter größter eigener Gefahr ihre 28er über die Halbinsel hinweg zum Feinde herüberzuschleudern. Es vergeht kaum ein Tag, an dem die Schiffe keinem U-Boot-Angriff ausgesetzt wären. Es ist kaum begreiflich, daß die Torpedos der U-Boote die sich auf der Stelle haltenden oder mit langsamer Fahrt in der schmalen Meerenge kreuzenden Schiffe nicht treffen. Möglich, daß die starke Strömung die Treffsicherheit beeinträchtigt, jedenfalls gelingt es stets, den Torpedos rechtzeitig auszuweichen. Trotzdem ist es ein sehr gewagtes Unternehmen, denn die Besatzung muß jede Minute

gewärtig sein, mit ihrem Schiff wie mit einem Pulverfaß in die Luft zu fliegen. Dazu erwidert der Feind, durch seine Beobachtungsballone geleitet, das indirekte Feuer so genau, daß er nach wenigen Salven bereits eingeschossen ist. Dann heißt es mit hoher Fahrt den Schießplatz zu verlassen, denn die nächste Salve hätte sich sonst in das Schiff gebohrt. Doch dieser volle Einsatz der Besatzungen ist nicht umsonst, denn es gelingt, einen Transporter bei Bulair zu versenken und dem Linienschiff „Swiftsure" einen schweren Treffer beizubringen.

Die U-Boot-Gefahr wächst mit jedem Tag. Es fehlt an Mitteln, um die U-Boot-Jagd erfolgreich durchzuführen. Nur wenige Torpedoboote stehen hierzu zur Verfügung. Am 30. April gelingt endlich ein guter Fang. Das kleine Torpedoboot „Sultan Hissar" befindet sich nach erfolgloser Jagd auf der Rückfahrt zum Bosporus. Da wird im Morgennebel ein verdächtiges Fahrzeug gesichtet. Sofort hält der Kommandant, Kapitänleutnant Ali Risa, mit Volldampf darauf zu. Das verdächtige Fahrzeug verschwindet. Ein U-Boot! Mit zäher Ausdauer heftet sich der „Sultan Hissar" an dessen Fersen und fährt auf der Tauchstelle unentwegt im Kreise herum. Gegen neun Uhr kommt auch wirklich ein Sehrohr zum Vorschein, das sofort mit der einzigen 3,7-Zentimeter-Kanone unter Feuer genommen wird. Das Sehrohr verschwindet, doch bald zeigt es sich wieder, und gleichzeitig läuft ein Torpedo auf den „Sultan Hissar" zu, dem glücklich ausgewichen wird. Ein zweiter Torpedo verfehlt ebenfalls sein Ziel. Das Katz-und-Maus-Spiel geht weiter. Eine halbe Stunde ist wieder verstrichen, da taucht das U-Boot plötzlich ganz auf und wird von dem kleinen Kanönchen mit Schnellfeuer überschüttet. Treffer im Vorschiff! Sogar mit Gewehrfeuer gehen ihm die türkischen Matrosen in ihrem Übereifer zu Leibe. Das Boot

verschwindet. Fast eine Stunde vergeht in gespanntestem Warten. Da erscheint der Feind wieder an der Oberfläche. Unter lebhaftem Feuern setzt „Sultan Hissar" zum Rammstoß an. Doch die Besatzung — 3 Offiziere und 29 Mann — klettert bereits aus dem Turm des sinkenden U-Bootes und ergibt sich, denn durch die Treffer hatte es die Tauchfähigkeit vollends verloren. So hat das kleine Torpedoboot „Sultan Hissar" das englische U-Boot „A E 2" in zweieinhalbstündiger Jagd zur Strecke gebracht und die Transportschiffe im Marmara-Meer von einer großen Gefahr befreit.

Wie würde es wohl um die Verteidigung aussehen, wenn die Transportschiffe nicht Tag und Nacht Verstärkungen, Munition und Verpflegung nach Gallipoli bringen könnten!

Mit dem Angriff darf nicht länger gezaudert werden, falls der Versuch, den Feind ins Meer zu werfen, nicht von vornherein zum Scheitern verurteilt sein soll. Noch sind die angeforderten Verstärkungen aus Ägypten nicht eingetroffen, noch ziehen sich die in aller Eile ausgeworfenen Schützengräben unregelmäßig durch das Gelände. Mit jedem Tage jedoch wächst die Widerstandskraft, denn unentwegt schafft der Feind, aus seinem Überfluß schöpfend, Stahlplatten, Drahtverhaue, Sandsäcke und Beton in die vordersten Linien. Seine beiden Flanken lehnen sich an das Meer, daher ist kein Umgehungsmanöver möglich. Es kann nur frontal angegriffen werden, es kann nur der Bajonettkampf Mann gegen Mann den Durchbruch und Sieg erzwingen.

Am 1. Mai erteilt Oberstleutnant v. Sodenstern den Angriffsbefehl. Kaum bricht die Dunkelheit herein, so werden die Truppen, mit weißen Armbinden als Erkennungszeichen versehen, in die Ausgangsstellungen vorgeführt. Lautlose Stille herrscht in ihren Reihen, denn der ganze Erfolg hängt von einer plötzlichen Überrumpelung und Überraschung des Gegners ab. Das Artilleriefeuer der Schiffe hat gegen Abend merklich nachgelassen. Der Feind scheint wirklich vom bevorstehenden Sturmangriff keine Ahnung zu haben.

Gegen 10 Uhr erhalten die in fieberhafter Spannung harrenden Truppen den Befehl zum Vorgehen. Kriechend verlassen die ersten Sturmtrupps ihre Gräben, voran die Pioniere, um mit Scheren Lücken in die Drahtverhaue zu schneiden. So schleichen sie tiefgeduckt vorwärts. Wenn die unruhig umhertastenden Lichtkegel der Scheinwerfer über sie hinweghuschen, werfen sich die Männer nieder, verharren regungslos, verwachsen förmlich in ihrem erdfarbenen Uniformen mit dem Boden. Kaum gleiten die verräterischen Strahlenbündel weiter, so schleichen die Osmanen wieder vorwärts, das Bajonett am Gewehr und das Messer zwischen den Zähnen. Und hinter ihnen, hinter dieser dünnen Schützenkette, stehen die ersten neun Bataillone zum Losstürmen bereit.

Noch herrscht in den feindlichen Schützengräben völlige Ruhe. Ganz nahe sind die Drahtverhaue. Die Überrumpelung scheint zu gelingen. Ein leises Knacken der Scheren — die Drähte fallen an vielen Stellen. Warnrufe der französischen Posten schallen durch die Nacht, einzelne Schüsse knattern. Doch schon sind die Türken in den vordersten Gräben, ihre Bajonette und Messer blitzen. In die Alarm-

signale, das Gewehrfeuer, Geschrei, die Kommandos und das Hämmern der Maschinengewehre mischen sich die brausenden Allah-Rufe der im Zentrum vorstürmenden Bataillone. Mächtiger Geschützdonner rollt wieder durch die Schluchten. Auf beiden Seiten der Kampffront bersten im Hintergelände die Granaten, werfen Erdfontänen hoch, schleudern Steine und Felsmassen wirbelnd durch die Luft. Das Kampfgetöse im Zentrum entfernt sich allmählich mehr und mehr. Der Durchbruch scheint gelungen. Im Laufschritt geht auch der linke Flügel vor. Todesmutig klimmen die Truppen die Höhen von Hissarlik hinan, in den Kugelhagel der Maschinengewehre hinein. Taghell von den Scheinwerfern der Schiffe erleuchtet, liegen vor ihnen die starken Drahthindernisse. Schiffsgeschütze greifen ein, verlegen den Verstärkungen den Weg. Die Höhen von Hissarlik sind nicht zu nehmen. Auch an der rechten Flanke bricht der Angriff in einem Regen von Eisen und Blei zusammen.

Im Mitteltreffen weichen die Franzosen in mörderischem Bajonettkampf immer weiter zurück. Furchtbar ist dieses nächtliche Ringen. Knäuel wild schreiender und um sich schlagender Menschen, bald von Strahlenbündeln der über das Kampffeld tastenden Scheinwerfer erfaßt, bald in Finsternis versinkend. Doch jetzt wird die bereits bis zur Höhe der Morto-Bucht vorgestürmte Mitte von den Flügeln des Gegners unter flankierendes Feuer genommen. Furchtbar ist die Ernte der Maschinengewehre, die ihren Bleihagel in die Reihen der Tapferen schleudern. Im Zwielicht des erwachenden Tages müssen die Türken weichen. Die Nacht, dieser beste Verbündete, kann keinen Schutz mehr vor den Schiffsgranaten gewähren, die unbarmherzig die Reihen der zurückgehenden Türken lichten.

Doch ihr Angriffsgeist und Angriffswille sind nicht gebrochen. Kaum wird es Nacht, so stürmen sie wieder vor.

Das sind die Türken, von denen die Engländer vor der Landung sagten, man brauche nur auf Gallipoli auszusteigen, um sie in die Flucht zu jagen!

Sobald es jedoch Tag wird, ist ein weiteres Vordringen unter dem Granathagel der Schiffe der Selbstvernichtung gleich. Ein großer Teil der eroberten Stellungen muß wieder preisgegeben werden. Die Kämpfer müssen sich eingraben und tagsüber regungslos verharren. Keine Truppenverschiebung ist dann noch möglich, keine Verpflegung, keine Munition kann die vorderen Linien erreichen, keinem Verwundeten kann Hilfe gebracht werden. Jegliches Leben muß ersterben, denn die Kriegsschiffe halten die Ufer wie blutgierige Ungeheuer umklammert, erspähen jede kleinste Bewegung und ersticken sie im Keime. So liegen die Truppen in diesem Hexenkessel und halten mit eisernen Nerven stand.

Noch hat Oberstleutnant v. Sodenstern die Hoffnung, den Sieg zu erzwingen, nicht aufgegeben. Sein linker Flügel ist durch die aus Konstantinopel herangeführte 15. Division verstärkt, und stündlich wird das Eintreffen der so nötigen neuen Maschinengewehre erwartet. Der Flottenchef ist der Bitte um Unterstützung durch Maschinengewehre sofort nachgekommen. Ohne sich die Zeit zum Umkleiden in türkische Uniform zu nehmen, gehen vierundvierzig deutsche Blaujacken mit acht Maschinengewehren unter dem Kommando von Oberleutnant zur See Boltz von Bord der „Goeben" und „Breslau" und eilen an die Front. Zwar sind sie für den Landkrieg nichts weniger als ausgebildet, aber ihre Maschinengewehre verstehen sie zu handhaben, und da werden sie als deutsche Matrosen schon ihren Mann stehen.

Der Gegner scheint durch die anhaltenden früheren Angriffe zermürbt. Er soll nicht zur Ruhe kommen, sein Widerstandswille muß gebrochen werden, denn nur dann kann es gelingen, ihn ins Meer zu werfen. Kaum dunkelt es, so er-

öffnet die bis in die vordersten Infanterielinien vorgezogene Artillerie ein Trommelfeuer auf die Hindernisse und nächsten Gräben. Die Drahtverhaue leiden schwer unter dem gut sitzenden Feuer. So manche Bresche wird geschaffen, und die Brustwehren werden zum Teil zerstört. Wiederum bricht ein Bataillon im Bajonettkampf durch. Sodenstern hat all seine Truppen zusammengerafft und setzt persönlich in heftigem Feuer sein letztes Bataillon zum Angriff an, während der Kommandeur der 15. Division Oberst Schükri-Bei mit seinen Truppen die unüberwindbar scheinenden Stellungen von Hissarlik angreift. Oberleutnant zur See Boltz schildert in seinem Bericht dieses erste Eingreifen deutscher Matrosen in den Kampf: „Schon beim Anmarsch hatten wir den Donner der Schiffsgeschütze sowie lebhaftes Infanteriefeuer gehört. Der Weg zum Kerewis-Dere aber lag fortgesetzt unter dem schwersten Feuer der Artillerie der feindlichen Flotte, das Tal selbst war voll von Truppen, Munitionswagen und Packtieren, die Kisten mit Infanteriemunition trugen. Allenthalben boten zerschossene Wagen und gefallene Tiere ein Hindernis, das da, wo der Weg tief in den Felsen einschneidet, nur mit Mühe zu beseitigen war. Trotzdem marschierten die Truppen lautlos, in musterhafter Ordnung nach vorne.

Das Schlachtfeld bot ein schaurig-schönes Bild. Die Spitze der ganzen Halbinsel war von einem Kranz von Kriegs- und Transportschiffen, die dort im Glanz ihrer zahllosen Lichter lagen, umgeben. Die Schiffsgeschütze unterhielten, unterstützt durch gewaltige Scheinwerfer, ein fürchterliches Feuer auf die türkischen Linien. Trotz dieses Feuers hatten die Türken gerade den Gegner durch einen energischen Angriff aus seinen Vorstellungen geworfen.

Im Begriff, meine Gewehre in Stellung zu bringen, trat plötzlich ein unerwartetes Ereignis ein. Eine aus einem

Seitental vorgehende Kompanie eines arabischen Regiments, nur von einem Tschausch geführt, hatte meine Leute bemerkt und in der Annahme, Engländer vor sich zu haben, umstellt. Die Uniform der deutschen Marine war den Leuten unbekannt, eine Verständigung bei der geringen Kenntnis der türkischen Sprache war schwierig, zumal es sich um Araber handelte.

Als ich drohte, mich mit Waffengewalt zu befreien, trat mir der Tschausch mit vorgehaltener Waffe entgegen. Ich hob den Browning — ein kritischer Moment, der durch das Dazwischentreten des Generalstabsoffiziers der Südgruppe, Major Mühlmann, der den Leuten schnell begreiflich machte, daß wir Deutsche seien, seine Lösung fand.

Die verlorenen Minuten mußten eingeholt werden. Im Laufschritt ging es vorwärts, die Gewehre wurden in Stellung gebracht, und bald bot der langsam zurückweichende Gegner günstige Ziele.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde vom Eingreifen der deutschen Maschinengewehre in der türkischen Linie, und alsbald setzte erneut der allgemeine Angriff ein. Sprungweise wurden die Gewehre nach vorne gebracht, und es gelang, vom Kerewis-Dere aus den Feind aus seinen Stellungen bis an den Strand zurückzuwerfen; die englischen Schützengräben wurden besetzt.

Schließlich befand ich mich mit noch drei Maschinengewehren in den englischen Stellungen und nahm den abziehenden Feind unter heftiges Feuer. Zwei meiner Gewehre waren durch Treffer unbrauchbar geworden, die drei übrigen wegen Ausfalls an Personal nicht mitgenommen worden.

Schon nähern sich die durchgebrochenen Sturmtruppen dem ersehnten Ziel am Strande — den Ruinen von Sed ul Bahr — schon müssen die sich dort aufhaltenden völlig überrumpelten Offiziere des französischen Divisionsstabes selbst zu den Waffen greifen, um ihr Leben zu verteidigen, schon

dringen die mächtig anschwellenden Allah-Rufe aufs Meer zu den Schiffen hinaus, da ergießt sich ein vernichtender Kugelregen über die Sieger, mäht sie reihenweise nieder. Immer mehr schmilzt die Truppe unter dem Flankenfeuer von Norden und Süden zusammen. Dazu setzt bei Hellwerden noch ein verheerendes Feuer vom Meere aus ein, und aus der Luft werfen die Flieger ihre Bomben herab. Es hilft nichts, das eroberte Gelände muß wieder preisgegeben werden. Nicht einmal die erbeuteten Maschinengewehre gelingt es zu bergen.

Viele tausend Tote bedecken das Schlachtfeld. Die großen Blutopfer der dreimaligen mit beispiellosem Heldenmut ausgeführten Nachtangriffe sind umsonst gewesen. Die Verluste der 15. Division allein betragen viertausend Mann. Aber auch die Kämpferzahl des Gegners ist stark dezimiert, besonders bei den Franzosen, die bis fünfzig Prozent eingebüßt haben.

In der Gegend des Maltepe hat sich in einer Schlucht das Oberkommando eingerichtet. Kleine, niedrige Lehmhütten lehnen sich an die Felsen an. Die flachen Dächer sind mit Erde, Gras und Gestrüpp bedeckt, um die Behausungen den Blicken der Flieger zu entziehen. Hier laufen alle Fäden der Verteidigung zusammen, von hier aus leitet Marschall Liman von Sanders die gesamten Operationen.

Aufgabe des Bewegungskriegs

Ueber die Ereignisse der letzten Nächte bei der Südgruppe genau unterrichtet, erteilt der Marschall Oberstleutnant v. Sodenstern am Morgen des 4. Mai folgenden Befehl: „Erkenne Tätigkeit der Truppe voll an. Wünsche aber in

den nächsten Tagen keine Angriffe. Zunächst muß Stellung verstärkt, Deckungen und Unterstände ausgebaut werden."

Und wie recht hat dieser vorausschauende deutsche Feldherr wieder gehabt! Er war überzeugt, daß der Gegner jetzt seinerseits zum Angriff vorgehen werde. Da mußten die nur flüchtig angelegten Verteidigungslinien noch rechtzeitig ausgebaut und verstärkt werden, um dem feindlichen Ansturm widerstehen zu können.

So legen denn die türkischen Soldaten ihre Flinten aus der Hand, greifen zu Picke und Spaten und beginnen zu schanzen. Aus den bisher kaum metertiefen Gräben entstehen gute Deckung bietende Stellungen, Verbindungswege werden gebaut, die durch die andauernden Kämpfe völlig durcheinandergewürfelten Verbände werden geordnet, der heillose Wirrwarr hinter der Front einigermaßen entwirrt. Zwei Tage verstreichen so in pausenloser Arbeit. Viele Hände können in zwei Tagen viel schaffen. Auch einige Verstärkungen treffen aus Konstantinopel ein, so daß am Abend des 5. Mai etwa zwanzigtausend Mann zur Abwehr des Feindes bereitstehen. Oberstleutnant v. Sodenstern mußte aber infolge einer schweren Knieverletzung das Kommando dem Oberst Weber übergeben.

In diesen zwei Tagen hat die feindliche Artillerie die türkischen Stellungen wenig belästigt und auch in den englisch-französischen Schützengräben herrschte Ruhe. Sicher hätte General Hamilton am liebsten sofort angegriffen, wenn er hierzu in der Lage gewesen wäre. Die letzten Kämpfe hatten jedoch seine Truppen so mitgenommen, daß ohne genügende Verstärkungen an ein Vorgehen überhaupt nicht zu denken war. Stunden und Stunden dauerte das Verladen der Verwundeten auf die Lazarettschiffe.

So verstrichen diese zwei kostbaren Tage, so mußte Hamilton den Türken diese Zeit schenken, die sie ja auch nicht

unausgenutzt verstreichen ließen. Erst am 6. Mai ist der englische Armeeführer zum entscheidenden Schlage gerüstet. Die Verstärkungen aus Ägypten sind eingetroffen, die 2. französische Division wird ebenfalls gelandet. In aller Heimlichkeit ist es außerdem geglückt, in der Nacht zwei Brigaden Australier aus der Ariburnu-Front unbemerkt herauszuziehen und nach Sed ul Bahr zu werfen. Rund fünfzigtausend Mann mit zweiundsiebzig gelandeten Geschützen und das Stahlgewitter sämtlicher Schiffe kann Hamilton nun in die Waagschale werfen, um den Eltschitepe an sich zu reißen. Viertausend Meter sind es nur noch bis zum Fuße dieses Berges. Vor diese viertausend Meter haben aber die so unterschätzten Osmanen mit ihren deutschen Waffengefährten einen eisernen Riegel vorgeschoben, der zuerst gesprengt werden muß.

Am Vormittag des 6. Mai bricht der Sturm los. Mit fürchterlicher Wucht trommelt die Artillerie vom Wasser und vom Lande auf die türkischen Stellungen und das Hintergelände ein. So ein infernalisches Feuer hat Gallipoli bisher noch nicht erlebt. Wolken von Rauch und Staub hüllen die türkischen Stellungen ein. Eine Stunde dauert diese Hölle an, dann springen die ersten Schützenketten aus ihrer Deckung. Bald hier, bald dort gehen sie sprunghaft vorwärts, verschwinden wieder hinter Geländefalten. Die türkischen Gräben sind jetzt frei vom feindlichen Geschoßhagel, der sich nur noch auf das Hintergelände ergießt, um die eigenen vorgehenden Truppen nicht zu gefährden. Dafür erheben die türkischen Kanonen ihre Stimmen, und die Maschinengewehre knattern los. Die roten Hosen und roten Käppis der Franzosen bieten ein vortreffliches Ziel. Todesmutig gehen sie vor, oft in dicken Kolonnen von fünfzig bis sechzig Mann. Reihenweise werden sie niedergemäht. Gelichtete Reihen fluten zurück, neue Reserven stürmen vor. Gelingt

es einigen Sturmtrupps, die türkischen Gräben zu erreichen, so fliegen ihnen Handgranaten entgegen, und in kraftvollem Gegenangriff werden sie zurückgeworfen. Bis in den späten Nachmittag hinein tobt dieser Kampf. Die Maschinengewehre haben sich vollkommen verschossen, neue Munition ist nicht zur Stelle. Da greifen auch die deutschen Matrosen zu den Gewehren gefallener türkischer Kameraden und feuern weiter. Der Feind muß weichen, ohne eine Handbreit Boden gewonnen zu haben.

Am Morgen des nächsten Tages setzt wieder das gewaltige Bombardement der Flotte ein, dem neue Infanterieangriffe auf dem Fuße folgen. Die gegen Kirthe vorgehenden englischen Brigaden 87 und 88 erleiden grauenhafte Verluste. Auch auf dem rechten Flügel werden die dort stürmenden Franzosen mit einem gewaltigen Feuer empfangen. Die Linien wanken, weichen erst langsam zurück, um schließlich in wilder Panik den Abhang hinunterzurennen. Mitten in diese zurückflutenden Massen schlagen die Granaten der vorzüglich geleiteten türkischen Batterien. Immer neue Wellen tragen den Angriff vor. Mit äußerster Tapferkeit und zäher Entschlossenheit fechten die Türken. Nur an einigen Stellen gelingt es dem Gegner, sich etwas vorzuarbeiten. Hinter jedem Gestrüpp, jeder Geländefalte halten sich die Türken verborgen. Jeder Mann muß einzeln angegriffen und kampfunfähig gemacht werden. So geht auch dieser zweite Kampftag ohne greifbaren Erfolg zu Ende.

Fieberhaft werden die ganze Nacht hindurch die Vorbereitungen für den kommenden Tag getroffen. Dem tapferen Oberleutnant zur See Boltz werden nun auch sämtliche türkische Maschinengewehre unterstellt. Mit diesen soll er bei Kerewis-Dere eine neue Stellung beziehen. So zieht er denn, von einem türkischen Führer geleitet, nachts in das unbekannte Gelände hinaus. Fast hätte ihn hier sein Schicksal

ereilt, denn plötzlich befindet er sich mit der ganzen Abteilung zwischen den Stellungen. Es ist kaum möglich sich zu rühren, da die Kugeln von beiden Seiten entgegenpfeifen. Endlich gelingt es durch lautes Allah-Rufen wenigstens das türkische Feuer zum Schweigen zu bringen und mit geringen Verlusten in die eigenen Stellungen zurückzukriechen. Leider hat Boltz doch noch eine Kugel erwischt und ihn am Fuß verwundet. Er muß den Befehl an Ober-Feuerwerksmaat Schubert abtreten, gerade jetzt, wo wahrscheinlich der heißeste und kritischste Kampftag bevorsteht. So marschieren seine tüchtigen Leute ohne ihn nochmals in das faltenreiche Gelände hinein, und es gelingt auch noch rechtzeitig vor Tagesanbruch, die befohlene Stellung zu erreichen und auszubauen.

Am 8. Mai entbrennt die Schlacht mit noch größerer Wucht. Hamilton rafft sämtliche Reserven zusammen, um endlich die Entscheidung zu erzwingen. Von neun Uhr vormittags bis vier Uhr nachmittags liegen die türkischen Stellungen unter dem Feuer der Flotte. Ein schwerstes Gewitter mit seiner ganzen elementaren Urgewalt verblaßt gegen diese auf kleinstem Raum zusammengeballte Macht der stahlspeienden Schlünde. Weder auf den Schlachtfeldern von Flandern noch vor Verdun ist kaum solch eine höllische Feuerwirkung erzielt worden wie auf diesem kleinen Flecken Erde. Nach siebenstündigem Bombardement sind die Engländer überzeugt, daß sich in den türkischen Stellungen kein Leben mehr regen kann. Sie lassen jedoch ganz außer acht, daß ihre Flachbahngeschosse gar nicht solch eine vernichtende Wirkung auf die engen Schützengräben haben können, wenn auch einige Gräben teilweise eingeebnet sind. Die moralische Wirkung ist allerdings enorm, die türkischen Soldaten haben aber — Allah sei Dank — auch die unverbrauchten Nerven dazu. Sie halten durch und sind bereit.



Verbandplatz der Australier.
Australier warten auf den Befehl zum Angriff



Landungsstelle bei Ari Burnu

Kaum verlassen die englischen Soldaten ihre Deckung, so erhebt sich ein wahrer Sturm von Gewehr- und Maschinengewehrfeuer aus Gräben, Gestrüpp und Schluchten. Die vorgehenden Truppen schmelzen unter diesem schrecklichen Kugelregen förmlich weg. Der erste Ansturm ist zerschellt. Einen schweren Stand hatten die Maschinengewehre, denn ihrer Vernichtung gilt ja zuallererst der ganze Einsatz des Gegners.

Ober-Feuerwerksmaat Schubert wird zweimal am Kopf verwundet. Er muß das Kommando dem Bootsmannsmaat Seckendorf übergeben. So steht wieder ein deutscher Matrose auf verantwortungsvollem Posten, ersetzt freudig und einsatzbereit seinen Vorgesetzten, als die zweite Angriffswelle mit noch größerer Gewalt heranbraust. Man muß es dem Feinde lassen: auch er geht mit großer Tapferkeit vor, todesmutig, der riesigen Verluste nicht achtend. Einige Gräben sind bereits verloren, auf dem rechten Flügel kommen die türkischen Linien ins Wanken. Der Gegner gewinnt an Boden. Die Lage wird kritisch. Von einer Anhöhe hat der verwundete Oberleutnant Boltz das ganze grausige Geschehen verfolgt. Nun hält es ihn nicht länger. Er humpelt zu seinen Maschinengewehren. Hier hält der türkische linke Flügel noch der Übermacht stand. Eben werden die Seitengewehre aufgepflanzt, um zum Gegensturm überzugehen, da bricht der rechte Flügel zusammen und reißt im Zurückfluten auch den linken Flügel mit. Doch die deutsche kleine Schar wankt nicht. Sie darf nicht wanken, um den Rückzug zu decken. So bleiben die deutschen Männer allein in ihren Stellungen liegen und feuern, feuern bis zur letzten Minute. Die Verluste sind groß, aber die Männer verwehren doch dem immer wieder vorstürmenden Feinde sein zu rasches Vordringen. Als die Stellung schließlich doch unhaltbar wird und Boltz zurück-

gehen muß, war es nicht mehr möglich, alle Maschinengewehre mitzunehmen. Drei von ihnen werden durch Herausnehmen der Schlösser unbrauchbar gemacht und müssen zurückgelassen werden. Nur sieben kampffähige Männer können der Hölle entrinnen, sieben deutsche Matrosen, von den vierundzierzig Mann, die vor fünf Tagen, dem Hilferuf folgend, ihre Schiffe verlassen hatten.

Bald fangen frisch eingesetzte türkische Kräfte den immer weiter vorgetragenen feindlichen Stoß auf, der unter Einsatz sämtlicher Reserven und erneutem Trommelfeuer den Durchbruch erzwingen soll. Doch gegen Abend erlahmen die Kräfte des tapferen Gegners. Er kommt nicht mehr vorwärts, bleibt liegen und gräbt sich ein. In der Nacht gehen die Türken zum Gegenangriff über, und es gelingt, einen Teil des verlorengegangenen Geländes zurückzugewinnen. Sofort eilen die letzten Leute der Marineabteilung wieder zu ihren verlassenen Stellungen, um die zurückgelassenen Maschinengewehre zu bergen. Doch da ist nichts mehr zu retten. Die ganze Stellung bildet einen Haufen von Schutt und Trümmern, und unter diesen Trümmern liegen die Maschinengewehre begraben. Nur eins kann noch herausgeholt werden, aber auch dieses ist zerschossen und völlig unbrauchbar.

Ihre Pflicht haben sie jedoch voll erfüllt, sie haben viel dazu beigetragen, in kritischer Stunde das Schlachtenglück zu wenden.

Der neue Tag läßt endlich einen Überblick über die durch das dreitägige blutige Ringen entstandene neue Lage gewinnen. Kaum fünfhundert Meter Boden hat der Gegner im Durchschnitt unter unerhörten Opfern an Blut und Munition gewinnen können.

Noch immer ist der Eltschitepe drei Kilometer entfernt. Die Offensivkraft der Engländer ist jedoch vollständig

gebrochen. Die Hoffnung, diesen Berg zu erstürmen, muß vorläufig aufgegeben werden. Das aber bedeutet Aufgabe des Bewegungskrieges, das bedeutet die vorläufige Aufgabe der Hoffnung, diesem Feldzug bald eine entscheidende Wendung zu geben. Das bedeutet den Stellungskrieg, das Hausen der Soldaten in und unter der Erde in diesem öden, zerklüfteten Lande, auf dem nun schon seit Wochen der Tod so reiche Ernte hält, die Qualen des Durstes in dieser dumpf brütenden, kochenden und flimmernden Luft, das langsame Ausdörren durch die gnadenlos sengende Sonne am ewig blauen Himmel, das Verpesten der Lungen durch den von Wirbelböen aufgewühlten feinen Sand, die zum Wahnsinn treibende Ungeziefer- und Fliegenplage, der pestilenzialische Gestank der vor den Gräben verwesenden Leichen. Das bedeutet den Tod, der, täglich neue Opfer suchend, in tausendfachen Gestalten, mit tausend höhnisch grinsenden Fratzen heranschleicht, der durch die Luft mit zerfetzendem Krachen herangebraust kommt, der, sich unter der Erde hindurchwühlend, die Unterstände samt ihren Bewohnern verschlingt, der singend und pfeifend über die Gräben fliegt.

Das ist der Stellungskrieg!

Von weit her ist der Feind übers Meer gekommen mit seiner Riesenmacht, stahlgepanzert und mit allen modernen Hilfsmitteln im Überfluß versehen. Er wirft seine Opferscharen aus aller Herren Ländern auf türkischen Boden, der jetzt wie vom Erdbeben zerrissen ist, diese schründige, leblose Erde. Er zwingt die Söhne Mohammeds hinab in diese ihnen heilige Erde, in den Heimatboden. Hier ist er entfacht, der Heilige Krieg, so alt wie die Lehre Mohammeds, hier tobt er nun auf türkischer Erde mit seinem ganzen von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Fanatismus. Nirgends in all den unzähligen Schützengräben, die den alles verzehrenden Weltenbrand einsäumen, nirgends steht

der Zweck und das Ziel seines Opfers und seiner Hingabe den Kämpfern so klar vor Augen wie hier dem einfachen Asker, dem Sohne Anatoliens. Religion und Krieg ist für ihn hier zu einem Begriff verschmolzen.

Ganz nahe zieht sich das Labyrinth der Maulwurfslöcher der Eindringlinge, dieser Ungläubigen, dahin, von Meer zu Meer, und hinter ihnen ein kleiner Zipfel türkischer Erde, und dann das Meer, von wo sie gekommen sind, das sie auch wieder aufnehmen wird. In eiserner Umklammerung werden sie diese Eindringlinge an den Küstenfelsen festhalten. Es gibt keine Macht der Welt, der diese ureinfachen, treuherzigen und glaubensstarken Naturkinder zum Weichen bringen könnte!

Der Stellungskrieg beginnt!

Die „Goeben" wacht

Während dieser ganzen Zeit des blutigen Ringens der alliierten Flotten und der Armee um die Eroberung der Dardanellen herrscht vor dem Bosporus friedliche Ruhe. Wohl ist die russische Flotte dauernd in See, erscheint bald hier, bald dort an der Küste Anatoliens, bombardiert häufig die Häfen und Kohlenbergwerke von Eregli und Sunguldak, versenkt einsam ihres Weges dahinziehende Kohlendampfer und greift mit ihren Geschützen in die Kämpfe an der kaukasischen Front ein. „Goeben" kann ja nicht überall zur rechten Zeit zur Stelle sein, und die drückende Kohlenknappheit zwingt sie zudem, ihre Kreuzerfahrten auf das äußerste zu beschränken.

Fraglos hätte ein großer moralischer Erfolg erzielt

werden können, wenn die Verbündeten vor den Dardanellen von der russischen Flotte durch lebhafte Beteiligung vor dem Bosporus unterstützt worden wären. Welch eine Erregung unter der Bevölkerung Konstantinopels, welche Schwierigkeiten für die schon ohnehin in nervöser, gespanntester Atmosphäre arbeitende türkische Regierung hätte der vom Bosporus andauernd herüberrollende Kanonendonner gezeitigt!

Doch es blieb still am Bosporus.

Umsonst warten die an den dortigen Gestaden konzentrierten Truppen auf das Erscheinen der russischen Transportflotte mit Landungstruppen. Der Hafen von Odessa ist vollgepfropft mit Transportern, die alle unter dem Befehl des kernigen und schneidigen Konteradmirals Chomenko vereinigt sind. Doch was hilft dem Admiral der ganze Tatendrang und seine Einsatzbereitschaft, wenn die Schiffe sich nicht mit Truppen füllen und keinen Befehl zum Auslaufen erhalten. Sie bleiben, wo sie sind, bleiben still und untätig liegen.

Wie ist das möglich? Hat das riesige Rußland etwa nicht genügend Truppen zur Verfügung? Nein, die Ursache dieser Untätigkeit ist einzig und allein in dem bloßen Vorhandensein der „Goeben" zu suchen.

Es genügt ja nicht, Truppen unter dem Schutz der Flotte an Land zu werfen. Vielleicht würde es gelingen. Diese Truppen müssen aber auch laufend mit Munition und Verpflegung versorgt werden, wenn sie nicht eines Tages, von allen Kampfmitteln entblößt, einen kläglichen Untergang finden sollen. Die fünf veralteten russischen Linienschiffe sind aber nicht in der Lage, den Verbindungsweg und die Landungsstellen dauernd unter ihrem Schutz zu halten. Sie können nur geschlossen auftreten, um sich diesen modernen, kampfkräftigen Schlachtkreuzer vom Leibe zu halten. Doch

es ist fraglich, ob die „Goeben“ sich überhaupt auf eine Entscheidungsschlacht einlassen wird. Jedenfalls wäre die Flotte gezwungen, alle drei bis vier Tage das Feld zu räumen, um in Sewastopol ihre Bunker mit neuen Kohlen zu füllen. In dieser Zeit sind dann die Landungsplätze und die Stellungen der gelandeten Truppen den Kanonen der türkischen Flotte ausgeliefert. Nur die Vernichtung der „Goeben“ kann den Weg zum Bosporus freimachen. Das schnelle Schiff läßt sich aber nicht fangen, und so müssen die Transporter untätig weiter in Odessa schlummern.

Nur am 28. März hatte die russische Flotte die beiden Leuchttürme am Eingang des Bosporus aus weiter Ferne beschossen. Auch am 2. und 3. Mai war sie vor dem Bosporus erschienen, um bald wieder, ohne einen Schuß abgegeben zu haben, davonzudampfen.

In der Frühe des 9. Mai, als das blutige Ringen auf Gallipoli gerade zum Stillstand gekommen ist und in den unvermeidlichen Stellungskrieg übergeht, taucht die russische Flotte wieder auf, diesmal an der Kohlenküste bei Eregli. Einige Dampfer liegen dort an der Mole, um die für die Verteidigung so unendlich wichtige Kohle aufzunehmen. Jäh muß die Arbeit unterbrochen werden, denn man weiß nun schon aus Erfahrung, was diese am Horizont immer größer und bedrohlicher anwachsenden Rauchwolken zu bedeuten haben. Nur schleunigste Flucht in die Berge kann vor dem Stahlhagel Rettung bringen. Salve auf Salve kracht, und die großen Brummer fliegen an Land. Weit in den Bergen, wo die Kohlenschächte liegen, werden riesige Staubwolken in die Luft gewirbelt und Gesteinsmassen emporgeschleudert. Auch die Mole und die Dampfer liegen unter schwerstem Feuer. Hier und dort flammt es feurig auf, Rauchschwaden liegen über Eregli. Auf und ab dampft die Flotte, und das Echo ihrer Salven dröhnt weithin durch

die Berge. Drei Dampfer sind im Hafen bereits vernichtet und gesunken. Jetzt nähern sich einige Boote mit einer Landungsabteilung dem Hafen. Der Küstenschutz schlägt sie zurück.

Doch die Gefahr droht, daß eine größere Landung unternommen werden könnte, um die Kohlenanlagen und Minen zu zerstören, diesen lebenswichtigsten Nerv der ganzen Kriegsführung. Das muß unter allen Umständen verhindert werden. „Goeben" erhält den Befehl, sofort die Anker zu lichten, und steuert mit äußerster Kraft nach Eregli, um den Feind anzugreifen. Als sie am Nachmittag dort eintrifft, ist von der russischen Flotte nichts mehr zu sehen.

Der Kreuzer bleibt aber in See. Vielleicht taucht die russische Flotte am nächsten Tage wieder auf und dann will er zupacken. Es ist gut, daß der Kreuzer in See bleibt, denn seine Anwesenheit wird bald sehr vonnöten sein.

Im ersten Dämmerlicht des 10. Mai läuft das kleine Torpedoboot „Numune" zur Sicherung des Bosporus in das Schwarze Meer hinaus. Ein herrlicher Frühlingsmorgen. Still ruht das Wasser, unter dessen Oberfläche so viele gefährliche russische Minen lauern. Klar ist das Himmelsgewölbe, klar der sich mehr und mehr weitende Horizont. Doch jetzt trübt sich der Horizont. Scharf bohrt sich das Doppelglas des Kommandanten, Oberleutnant zur See Sommer, in diesen grauen Dunst. Wahrhaftig, das sind Rauchwolken, Rauchwolken vieler Schiffe, die sich dem Bosporus nähern. Sofort wird „Goeben" von dem Erscheinen der russischen Flotte verständigt.

Seelenruhig kommt die Flotte durch das in der Morgensonne glitzernde Wasser herangedampft, um die Befestigungen des Bosporus unter Feuer zu nehmen, diese Werke, die ja all ihre schweren Granaten schon längst an die Dardanellen abgegeben haben. Die Russen ahnen nicht,

daß „Goeben" sprungbereit in nächster Nähe lauert, ja jetzt sogar schon mit schäumender Bugwelle herangebraust kommt. Zwei große Minensucher werfen ihr Suchgerät aus, zwei Linienschiffe folgen ihnen. Der kleine „Numune" harrt auf seinem Posten aus, wartet ab, bis sich die Entfernung bis auf 75 Hektometer verringert hat, und nimmt dann die Minensucher unter Feuer. Doch bald muß er sich vor den Salven der Linienschiffe aus dem Staube machen. So bahnen die Minensucher diesen den Weg, während die drei übrigen Linienschiffe mit den Kreuzern als Deckung seewärts bleiben. Gleich müssen die ersten Granaten die Geschütztürme verlassen, gleich wird das Donnerrollen bis nach Konstantinopel dringen und die Bewohner unsanft aus dem Morgenschlaf reißen. Die „Goeben" liegt doch todsicher im Goldenen Horn, und auch dort wird es heute kein frohes Erwachen sein.

Da taucht über dem klaren Kimm die Rauchwolke der „Goeben" auf. Die Russen kennen sie ja zu genau, diese charakteristische schwarze Rauchwolke, um nicht sofort das ganze Unternehmen abzubrechen. Nun ist es vorbei mit der Beschießung des Bosporus. Kein Schuß ist gefallen, als die beiden Linienschiffe den Rückzugsbefehl erhalten, damit sie sich noch rechtzeitig zum unvermeidlichen Kampf mit dem Gros vereinigen können. Mit nur acht Seemeilen Fahrt hält daher Admiral Eberhard mit seinen drei Schiffen auf die „Goeben" zu, die schon deutlich am Horizont auszumachen ist und sich mit Volldampf nähert. Mit nördlichem Kurs entwickeln sich die Russen zur Gefechtslinie. „Goeben" hat ja eigentlich ihr Ziel bereits erreicht, nun gilt es aber noch dem Feinde soviel Schaden als möglich zuzufügen, damit er die Lust verliert, bald wiederzukommen.

Es ist 7 Uhr 50, als „Goeben" auf 160 Hektometer das Feuer auf das Admiralschiff eröffnet. Im gleichen

Augenblick blitzt es auch bei den Russen auf. Aus sämtlichen Türmen vereinen sich die Salven auf dem deutschen Schiff. Rundum wirbeln die Fontänen auf, ergießen sich über das Deck. Sprengstücke prasseln klatschend herab. Die Russen schießen gut, bemerkenswert gut auf diese große Entfernung. Aber auch aus den deutschen Geschützschlünden fahren alle fünfzehn Sekunden fünf 28er heraus und sausen dumpf heulend zum Flaggschiff „Jevstafi" hinüber. Die erste Salve zu kurz. Die zweite — Weitschuß. Doch jetzt erzittert das Linienschiff, als würde es mit großer Gewalt zur Seite gerissen. Fünf Granaten sind gleichzeitig dicht an der Bordwand eingeschlagen, mächtige Wassermassen ergießen sich über das Schiff, unter denen es für Sekunden verschwindet. Schon die folgende Salve liegt deckend. Vorne, achtern und an beiden Seiten werden die Fontänen emporgeschleudert. Jetzt wird es Ernst für den alten „Jevstafi". Er weiß ja schon aus Erfahrung, hat es bereits am eigenen Leibe spüren müssen, wie groß die Sprengwirkung der deutschen Granaten ist.

Nun haben die beiden zurückgebliebenen Schiffe das Gros aufgeholt und greifen in den Kampf ein. Da gibt Admiral Eberhard den Befehl, die Fahrt auf zwölf Seemeilen zu erhöhen. Das ist sein Glück, denn die nächste Salve schlägt direkt hinter dem Heck seines Schiffes in das Kielwasser ein. Ohne diese Fahrterhöhung hätten sich die Granaten unweigerlich in das Schiff gebohrt.

Unterdessen hat die Entfernung im laufenden Gefecht bis auf 145 Hektometer abgenommen. Das konzentrierte Feuer der Linienschiffe wird immer bedrohlicher. Da fahren auch schon zwei schwere Treffer in die „Goeben" hinein. Eine 30,5-Zentimeter-Granate trifft vorn die Back, schlägt bis ins Zwischendeck durch und richtet große Verwüstung an. Der zweite Treffer muß an der Unterkante des Panzers

unter Wasser detoniert sein, hat den Wallgang sowie Backbord das zweite 15-Zentimeter-Geschütz beschädigt, so daß es vorübergehend ausfällt. Auch der Netzkasten wird getroffen, und das Netz hängt nun herunter. Wie durch ein Wunder treten durch diese Treffer keine Mannschaftsverluste ein.

Es ist ja nicht die Aufgabe der „Goeben", sich in eine Entscheidungsschlacht einzulassen und sich dem übermächtigen, gut liegenden Feuer der Russen länger auszusetzen.

Viel zu wichtig sind die Aufgaben, die dieses Schiff noch zu erfüllen hat, und viel zu groß ist der moralische Einfluß seiner bloßen Anwesenheit in Konstantinopel.

So entschließt sich der Kommandant, Kapitän zur See Ackermann, auf höchste Fahrt zu gehen und den Abstand zu vergrößern, um dadurch auch den Feind so weit als möglich vom Bosporus fortzuziehen. Das Donnern der Kanonen verstummt.

Aber eine noch viel größere Gefahr nähert sich der „Goeben", schleicht unbemerkt heran, um sie zu verderben. Zwei Torpedos, von einem U-Boot abgefeuert, rasen plötzlich auf das Schiff los. Rechtzeitig bemerkt, gelingt es mit hart Steuerbord-Ruder diesen todbringenden Ungetümen auszuweichen. Der Strudel ihrer Laufbahn verliert sich in der Ferne.

Noch einmal versucht das russische Gros eine Annäherung zu erzwingen und dreht auf die „Goeben" zu. Doch bald müssen die Russen die Nutzlosigkeit einer weiteren Verfolgung einsehen, sie machen kehrt und kommen aus Sicht.

Die Absicht, eine Beschießung des Bosporus zu verhindern, hat die „Goeben" voll erreicht. So läuft sie nachmittags in die Meerenge ein. Nun haben die Russen sich

selbst davon überzeugen können, daß eine Landung von Truppen völlig unmöglich ist, solange die „Goeben“ am Bosporus wacht. Und das tut sie!

Opfergang

An den Dardanellen hat sich die Lage wenig verändert. Auf beiden Seiten wird eifrig geschanzt, nur mit dem Unterschied, daß die Engländer aus dem vollen schöpfen können, daß ihnen alle nur erdenklichen Hilfsmittel in so reichem Maße zur Verfügung stehen, während es bei den Türken an allen Ecken und Enden sogar an dem bescheidensten und primitivsten Kriegsmaterial fehlt. Und dann dieses entsetzliche, nie verstummende Feuer der feindlichen Flotte! An beiden Flanken der türkischen Stellungen postieren sich die Schiffe, und unter diesem Flankenfeuer ist tagsüber überhaupt keine Schanzarbeit mehr möglich. Aber auch nachts gibt es keine Ruhe. Andere Schiffe kommen herangedampft, die „Tagschicht“ wird von der „Nachtschicht“ abgelöst, die Scheinwerfer leuchten, die Salven krachen weiter. Die Herren der Meere fühlen sich so sicher hier, so außer jeder Gefahr, daß sie wie im tiefsten Frieden ihre „Schießübungen“ abhalten können.

Wenn doch bloß ein U-Boot vorhanden wäre, bloß ein kleines, winziges U-Boot! Es würde sich sehr bald Respekt zu verschaffen wissen und das Meer vom Feinde reinfegen. Es sind jedoch keine da. Geschehen muß aber etwas, um dem übermütigen Feinde die Ruhe und Sicherheit zu nehmen.

Sollen sich etwa die drei kleinen Hafentorpedoboote in dunkler Nacht in das Wespennest hineinwagen? Es wäre

ein unnützes Aufopfern, denn zu gering ist ihre Geschwindigkeit und nur ein Torpedo im Rohr. Sie würden eine leichte Beute der ständig auf und ab patrouillierenden großen feindlichen Zerstörer werden. Aber da ist noch der „Muavenet", 620 Tonnen Wasserverdrängung und mit drei Torpedorohren an Deck. Und da ist auch noch der tüchtige, stets einsatzbereite Halbflottillenchef Kapitänleutnant Firle mit seinen deutschen Rohrmeistern. Firle läßt es sich nicht zweimal sagen. Er ist sofort bereit, das Wagnis zu versuchen.

Schon allein an den eigenen Minensperren vorbeizukommen, ist ein Wagnis, denn niemand kann mit Bestimmtheit sagen, wo die äußersten Minen verankert sind und wie breit daher die Fahrrinne längs dem Ufer der Dardanellen ist. Da muß man eben auf sein Glück vertrauen.

In der kommenden Nacht sitzt Firle bereits in Erenkoi auf dem asiatischen Ufer, wo die Haubitzbatterie steht. Er muß vor diesem Husarenstück noch genau die Gepflogenheiten des Feindes auskundschaften, sich ein Bild von der Lage der Schiffe, der Bewachungsfahrzeuge und der Vorpostenketten machen, um sein Boot mit sicherer Hand dem Erfolge zuzuführen. Gerade gegenüber liegt die Morto-Bucht. Zwei Linienschiffe haben dort die Anker geworfen. Mit ihren Scheinwerfern leuchten sie die Landungsstellen ab, und aus all ihren Geschützen flammt es feurig auf. Aus den Schützengräben der Engländer und Franzosen steigen von Zeit zu Zeit Leuchtraketen auf und übergießen die ganze Umgegend mit ihrem Licht, auch die Morto-Bucht. Das ist ja gerade nicht sehr erfreulich! Von der Hissarlik-Spitze aus querüber nach dem asiatischen Ufer soll regelmäßig die Zerstörersicherung in Rotten von sechs bis acht Zerstörern gesichtet worden sein. Noch weniger erfreulich! Da sieht Firle auch bereits selbst das rechte Flügelboot unterhalb seines

Beobachtungsstandes die Bucht abfahren. Nur eine Lücke scheint es zu geben, die ein Hindurchschleichen durch diesen Sicherungsgürtel ermöglichen kann, und diese Lücke liegt dicht unter der europäischen Küste. Die Salven der Linienschiffe, welche die türkischen Stellungen so schwer erschüttern, krachen weiter.

Nun weiß der Halbflottillenchef genug. Jetzt heißt es alle Vorbereitungen treffen und dann zu handeln, das Kriegsglück herauszufordern, um den bedrängten Kameraden an Land zu helfen. Ein tolldreistes Unternehmen, aus letzter Verzweiflung geboren, ein Opfergang.

Die Abendschatten senken sich auf die friedlich dahinfließenden Wasser der Dardanellen. An diesem Abend des 12. Mai hat „Muavenet" den Hafen verlassen. Fast ungläubig und doch vertrauensvoll begeistert haften die Blicke des türkischen Kommandanten, Kapitänleutnants Achmed, auf Firle und seinen beiden Offizieren: Oberleutnant zur See Sebelin und Leutnant zur See Andreä. Außer der türkischen Besatzung befinden sich noch fünfzehn deutsche Matrosen an Bord, alles Spezialisten in ihrem Fach, in langen Friedensjahren in der fernen Heimat ausgebildet. Nun ist für sie die Stunde gekommen, wo sie ihr ganzes Können unter Beweis stellen müssen. Der erhoffte Erfolg ist ihres Einsatzes wert. Sie glauben an ihn, sie vertrauen auf ihre Waffe.

Die Sichtigkeit reicht noch gerade aus, um die Bojen an den flachen Stellen des Ufers ausmachen zu können. So steuert der „Muavenet", sich dicht unter der Küste haltend, durch die Minensperren. Gott sei Dank, die Sperren wären glücklich passiert. Es ist jedoch noch zu sichtig, um sich sofort in das Abenteuer zu stürzen. Nacht muß es sein, dunkle, undurchdringliche Nacht. Nur der Finsternis kann sich „Muavenet" anvertrauen, diesem einzigen Verbündeten.

Wie ein langer, schmaler Schatten muß er lautlos dahingleiten, um sich dann blitzschnell auf sein Opfer zu stürzen.

In der verborgenen einsamen Suandere-Bucht fallen die Anker. Die Männer können gerade noch beobachten, wie ein Linienschiff in die Dardanellen einläuft und zur „Nachtschicht" in die Morto-Bucht hineinsteuert. Sollte das ihr Opfer werden?

Wolken ziehen im letzten Schimmer des entschwindenden Tageslichtes dahin. Zarte, graue Nebelschleier wallen über den Wassern. Endlich wird es Nacht, stockfinstere Nacht, denn es ist ein Tag vor Neumond. Vereinzelte Sterne flimmern hin und wieder zwischen den Wolken.

Scheinwerfer huschen in der Ferne über den nächtlichen Himmel. Leuchtraketen steigen zwischendurch hoch, übergießen die türkischen Stellungen mit ihrem Licht, und der Geschützdonner rollt durch die Schluchten. In fieberhafter Erwartung schleichen die Stunden dahin. Sie müssen noch warten, die Männer auf dem „Muavenet". Noch ist ihre Stunde nicht gekommen. Gründlich müde schießen soll sich der Feind, seine Wachsamkeit soll erlahmen. Jeder Seemann weiß zur Genüge, wie dieses unentwegte Hineinbohren der Augen in die Finsternis ermüdet. Sie sollen ja auch müde werden, all diese Ausguckposten auf den Linienschiffen und auf den Brücken der Zerstörer.

Mitternacht ist vorüber. Noch immer krachen die Salven des Feindes. „Muavenet" reißt seinen Anker vom Grunde, seine Schrauben beginnen sich zu drehen. Geräuschlos und vorsichtig schleicht sich das kleine Boot dicht unter der hohen europäischen Küste dahin. Noch nie haben die Heizer mit solch einer konzentrierten Aufmerksamkeit ihre Kessel bedient, noch nie mit solcher Vorsicht die Feuer geschürt, denn nur wenige Funken aus den Schornsteinen könnten zum Verräter werden. Vom Rohrmeister bis zum Heizer arbeiten

alle in völliger Ruhe, wie auf einer Übungsfahrt, und aus ihren Augen leuchtet helle Begeisterung.

Wie ein Schatten gleitet „Muavenet" durch die Nacht seinem Schicksal entgegen. Birgt es den Sieg oder den Untergang, dieses unergründliche Schicksal?

Mehr und mehr schwillt der Geschützdonner an. Dort rechts voraus, die Umrisse eines Schiffes! Und jetzt querab an Backbord eine Rotte englischer Zerstörer, kaum sechs- bis achthundert Meter entfernt! In langsamer Fahrt steuern sie mit Gegenkurs vorüber, vorbei an einem langen grauen Schatten. Die Nacht ist schwarz, die steilen Ufer neigen sich schirmend über den „Muavenet". Müde und abgespannt sind die englischen Seeleute, denn Nacht für Nacht versehen sie nun schon seit Wochen ihren eintönigen Wachdienst. Was sollte auch hier schon passieren? Wer sollte sie hier bedrohen? Doch nicht etwa die türkische Flotte?

Ein Uhr nachts. Die Morto-Bucht muß ganz nahe sein. Da ist auch schon die vorspringende Eski-Hissarlik-Spitze. Grimmig wüten hinter ihr die Geschütze des Feindes. Jetzt sind die ersten Stellungen erreicht. Die Schützengräben scheinen hier bis zum Wasser zu reichen. Heftiges Maschinengewehrfeuer knattert an Land. Verirrte Kugeln pfeifen über das kleine Boot, so manche fällt auf Deck. Nun muß „Muavenet" das schützende Ufer verlassen. Alles ist bereit, alle auf den Stationen. Da tauchen rechts voraus zwei riesenhafte Schatten auf. So nahe sind sie, daß „Muavenet" abdrehen muß, um Schußabstand zu bekommen.

Zwei Linienschiffe in Kiellinie vor Anker!

Buskohl, Stamm und Eggers, ihr drei Rohrmeister, jetzt gilt es! Langsam schwenken die Rohre mit den todbringenden Torpedos nach Steuerbord. Kaum hundert Meter voraus liegt ihr ahnungsloses Opfer, ihre sichere Beute. Totenstill ist es auf dem „Muavenet". Kein

Ventilator brummt, kein Kommando, kein unnützes Wort fällt. Nur das monotone Mahlen der Schrauben ist vernehmbar. Da blinkt es plötzlich hell auf. Das vordere Schiff gibt mit der Klapplaterne das Erkennungssignal.

Keinem anderen als dem langen, geheimnisvollen Schatten gilt dieser Anruf. „Otto" — „Otto" — „Otto", blinkt es herüber.

Verfluchtes Pech! Noch ist kein sicherer Schuß möglich. Nur zwei Minuten noch, zwei Minuten!

Wie aus Eisen geformt, steht Firle auf der Brücke. Nur Ruhe, Ruhe. Nur Zeit gewinnen, zwei Minuten. Auch auf dem „Muavenet" blitzt ein Licht auf. Der Signalgast erwidert gelassen den Anruf, morst ebenfalls „Otto" herüber. Es ist wohl nicht das Richtige, was er da morst, aber eine Antwort muß er doch schließlich geben. Nochmals wiederholt der Engländer in rührender Langmut sein „Otto", „Muavenet" ebenfalls.

Jetzt, jetzt ist es so weit! Das Schiff ruft gerade zum drittenmal an. „Achtung!" Firles Hand umspannt die Hupe mit festem Griff. Das Signal ertönt. Gleich darauf ein zweites, dann ein drittes Mal.

Drei Torpedos klatschen hintereinander in das Wasser, rasen auf ihr Opfer los. Man hat das Atmen auf dem „Muavenet" vergessen, so bohren sich aller Blicke krampfhaft in die fahl schimmernden Laufbahnen der Torpedos. Mit rasender Geschwindigkeit bahnen sie sich ihren Weg durch das stille Wasser, der erste zur Brücke, der zweite in der Höhe des Schornsteins und der letzte zum Achterschiff. Jetzt sind sie da, die Rächer! Eine fürchterliche Detonation erschüttert die Luft, rollt weithin durch die Nacht. Eine rote Feuerflamme steigt am achteren Mast empor, dichte schwarze Wolken hüllen das Schiff ein. Langsam legt es sich nach Steuerbord über.

Hurra! Hurra! schallt es aus heiseren Kehlen in die Nacht hinaus, deutsche Fäuste schwenken die Mützen. Eine fast ungläubige Begeisterungswelle geht durch die Reihen der türkischen Kampfgefährten.

Hart Backbord! Äußerste Kraft voraus!

Jeden Moment müssen die Scheinwerferkegel der Feinde ringsum aufleuchten und die Verfolger auf den Fersen sein. Mit voller Kraft peitschen die Schrauben das Wasser, treiben den tapferen, kleinen „Muavenet" vorwärts unter den Schutz der Küste.

Doch nichts geschieht. Nichts rührt sich. Auch kein Rufen, kein Schreien ist zu hören. Die Engländer müssen vor Schreck wie versteinert sein. Nur an der Katastrophenstelle huschen die Scheinwerfer zahlreicher Fahrzeuge unstet und nervös hin und her.

Wieder gleitet der „Muavenet" wie ein Schatten längs dem Ufer dahin, steuert den gleichen Weg zurück, den er eben gekommen, von niemand gesehen, von niemand erkannt. Wo sind denn die Wachschiffe, wo die feindlichen Zerstörer?

Und die vom „Goliath", die seinen Schatten gesehen hatten, ruhen nun sicher alle mit ihrem Schiff auf dem Grunde des Meeres. Ja, der „Goliath" war es, ein Schiff von 13150 Tonnen und 700 Mann Besatzung. Er ist nicht mehr, und 570 Mann verloren mit ihm ihr Leben.

Kapitänleutnant Firle aber steuert sein glückhaftes Boot zurück und ankert bereits um 2 Uhr nachts wieder in der Suandere-Bucht.

Bangen Herzens wacht der Flottenchef in dieser Nacht, wachen die Männer seines Stabes, wachen alle auf den Forts, die vom Opfergang des „Muavenet" wußten, wachen und hoffen. Die Funkgäste sitzen auf ihren Stationen und lauschen gespannt in den Äther hinaus. Die Stunden

verrinnen. Kommt noch immer nichts, noch immer kein Lebenszeichen vom „Muavenet"?

Da schwingt ein Funkspruch durch den Äther:

„Ein englisches Linienschiff in der Morto-Bucht durch Torpedotreffer versenkt. Firle."

Gott sei Dank! Endlich!

Ein englisches Linienschiff versenkt und der „Muavenet" entkommen, unversehrt zurückgekehrt!

Es ist Seemannsart, nicht viel Worte zu machen. So enthält der Antwortfunk des Flottenchefs auch nur zwei Worte:

„Gut gemacht!"

In sein Kriegstagebuch trägt aber Admiral Souchon zu gleicher Stunde ein: „Ein herrliches Zeugnis für die Überlegung, das Geschick und den Schneid des Halbflottillen-Chefs. Ich drücke ihm und der ganzen Flottille meine höchste Anerkennung aus, daß sie in unendlich mühsamer, zäher Arbeit es dahin gebracht hat, daß mit dem türkischen Material und Personal ein solcher Erfolg erzielt werden konnte."

Unterdessen liegt der „Muavenet" in der Suandere-Bucht verborgen, um bei Tagesanbruch die Minensperren zu passieren. Doch feindliche Zerstörer scheinen jetzt wie eine wildgewordene Meute in den Dardanellen herumzurasen, die Ufer und Buchten absuchend. Deutlich kann vom „Muavenet" beobachtet werden, wie einige Zerstörer an Steuerbord auf der asiatischen Seite in der Kefes-Bucht herumschnüffeln. Die Batterien auf Dardanos und Intepe sind jedoch wachsam, sie eröffnen das Feuer und verscheuchen die lästigen schwarzen Gesellen.

Der Feind tappt ja im dunkeln herum, hat keine Ahnung, wie das Unglück mit dem „Goliath" geschehen ist. Er muß auch weiterhin unter allen Umständen im unklaren

darüber gelassen werden. Also fort von hier, ehe es zu spät ist!

Einmal ist es gelungen, die Minensperre glücklich zu durchlaufen, es muß auch jetzt gelingen, trotz der stockfinsteren Nacht. Und zum zweitenmal steuert das Boot glücklich an den heimtückischen Teufelskugeln vorbei. Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Schroffen Gallipolis in ihr goldenes Licht tauchen, liegt „Muavenet" bereits wohlgeborgen vor Tschanak vor Anker.

Mit Windeseile hat die Kunde von der tollkühnen Tat des kleinen „Muavenet" ihren Weg durch die Schützengräben und Stellungen genommen. Es ist die erste Nacht seit Wochen, in der der Kanonendonner des Feindes fast ganz verstummt. Immer wieder hallt freudiges, begeistertes Rufen über den zermarterten Boden Gallipolis:

„Allah büjük, Allemano büjük!" „Allah ist groß, die Deutschen sind groß!"

Als es Tag wird, liegt die Morto-Bucht einsam da. Die englischen Linienschiffe haben andere Ankerplätze aufgesucht, wodurch die linke türkische Flanke stark entlastet wird. Auf den neuen Plätzen müssen sich die Schiffe erst einschießen, müssen ihre Ziele allmählich abtasten.

Seit Wochen haben die Männer in den Gräben machtlos zusehen müssen, wie die stählernen Ungeheuer herandampften, seit Wochen waren sie dem vernichtenden Feuer ausgesetzt, ohne sich dagegen wehren zu können. Es gibt aber im Kriege nichts Zermürbenderes als die Erkenntnis der völligen Machtlosigkeit gegenüber diesem stählernen, unangreifbaren Tod. Es gibt nichts Schlimmeres als das Bewußtsein, nur sterben zu dürfen, ohne sich selbst wehren zu können. Endlich ist an den Peinigern Vergeltung geübt worden, endlich haben die türkischen Soldaten es erleben dürfen, daß es doch eine Gegenwehr gibt, daß die Schlacht-

schiffe nicht nur allein ungestraft den Tod in ihre Reihen streuen können. Sie haben den Glauben wiedergefunden, neue Kraft zum Durchhalten gewonnen, und darin liegt der unschätzbare moralische Erfolg der Heldentat des „Muavenet".

Zwei Heere

Der Stellungskrieg geht weiter.

An allen Fronten gibt es jetzt den Grabenkrieg, doch auf Gallipoli hat er sein ganz besonderes Gepräge. Sowohl im Westen wie im Osten Europas spielt es keine große Rolle, wenn mal einige Gräben verlorengehen oder auch größere Bodenflächen freiwillig aufgegeben werden.

Nicht so auf Gallipoli: hier liegt das erstrebte, siegverheißende Ziel dicht hinter den türkischen Linien. Hier kann es daher keine Elastizität im Stellungskrieg geben. Jeder Fußbreit Boden muß bis aufs Messer verteidigt werden, ohne Rücksicht auf die Blutopfer, ohne Rücksicht darauf, daß vielleicht etwas weiter rückwärts günstigere Verteidigungsmöglichkeiten geboten werden. Die Engländer versuchen jetzt mit ungeheurem, erdrückendem Materialaufwand zu erreichen, was ihnen in den ersten Schlachten nach der Landung nicht geglückt war. Meter um Meter ringen sie den Türken ab, die ihrerseits durch Gegenangriffe in blutigem, rücksichtslosem Kampf die verlorengegangenen Gräben wieder zurückzugewinnen trachten. Die reine Selbsterhaltung zwingt sie schon allein, ihre Gräben so nah wie möglich an die des Feindes vorzutragen, denn nur dadurch können sie sich den Granaten der Geschütze entziehen. Oft

sind daher die Gräben nur zehn, ja sogar kaum drei Meter voneinander entfernt. So gibt es auf Gallipoli keine starre Front der Schützengräben, sie zieht sich wie eine lebendige Schlange, die sich ständig bewegt und zuckt, vom Meer zum Meer.

Während in der vordersten Linie ein ununterbrochener zäher Kleinkrieg geführt wird, die Handgranaten durch die Luft fliegen, die Scharfschützen jeden nur für Sekunden auftauchenden Feind aufs Korn nehmen und über allem die grausige Melodie der Granaten schwingt, wird in dem hinteren Gelände ohne Unterlaß am Aufbau der Stellungen und Verbindungswege gearbeitet. Längst sind die flachen, kaum Schutz bietenden Schützengräben neuen, schmalen, zwei Meter tiefen Gräben gewichen. Im Zickzack ziehen sie sich über das hügelige Gelände hin, oft von eingebauten Maschinengewehrnestern flankiert. In diesen Nestern haben sich die deutschen Matrosen des tapferen Boltz festgesetzt und bilden das Rückgrat der ganzen Verteidigung. Ein Grabensystem reiht sich an das andere, zwischen ihnen erstreckt sich ein ganzer Irrgarten von Laufstollen und Verbindungswegen, und nach vorne bohren sich die unterirdischen Horchgänge bis dicht an die feindlichen Stellungen heran. Das Eichen- und Dorngestrüpp in den flachen Mulden vor der Front wird abgebrannt, um das Schußfeld freizumachen. Spärliche Drahtverhaue entstehen über Nacht, Wolfsgruben mit verborgenen Spitzpfählen drohen überall. Verbandplätze werden in geräumigen Höhlen und engen Schluchten eingerichtet, Unterstände für die Reserven und Stäbe. Die elf Batterien der Feldartillerie sind um Kirthe herum gewandt und gut getarnt im Gelände aufgestellt. Von den Beobachtungsständen ist das ganze Gelände mit den feindlichen Stellungen bis zur Südspitze zu übersehen.

Ruhig und unbekümmert ob der heransausenden Geschosse verrichten die Asker ihre Schanzarbeiten. Wenn die

Granaten dicht in ihrer Nähe einschlagen, so blicken sie kaum noch auf die aufprasselnde Wolke von Staub und Stahl hin und schanzen weiter.

Wie schwierig ist es jedoch, dieses ganze Verteidigungssystem auszubauen, da sich der Materialmangel an allen Ecken und Enden fühlbar macht! Statt dem erforderlichen Beton muß für die bombensicheren Unterstände minderwertiges Material aus den zerschossenen Dörfern zusammengeholt, das Holz aus Kleinasien herbeigeschafft werden. Die Stacheldrähte reichen nicht aus, um auch nur die vorderste Linie mit durchlaufenden Hindernissen zu versehen. Oft müssen sie durch Astverhaue ersetzt werden.

Zu Beginn des Stellungskrieges haben die Türken der gewaltigen schweren Artillerie des Feindes überhaupt kein schweres Geschütz entgegensetzen können, abgesehen von der Schiffsartillerie der beiden alten Linienschiffe „Torgut" und „Barbarossa", die immer wieder auf ihren Schießplätzen erscheinen und durch ihr indirektes Feuer in die Kämpfe bei Ariburnu eingreifen. Dazu kam der katastrophale Munitionsmangel. Nur die unverbrauchten Nerven des türkischen Soldaten können es ertragen, dauernd im starken feindlichen Feuer zu liegen, während die eigenen Batterien zum Schweigen verdammt sind.

Wie oft geschieht das kaum Glaubliche: die Artilleristen holen in ihrer Verzweiflung Manövermunition herbei, um den Kameraden in den Gräben wenigstens durch den Kanonendonner eine Artillerieunterstützung vorzutäuschen! Es liegt eine große Tragik in dieser Machtlosigkeit gegenüber der Überlegenheit des Feindes. Mit vor ohnmächtiger Wut geballten Fäusten müssen die Artilleristen täglich Zeuge sein, wie sich ihnen die prächtigsten Ziele bieten, und sie können nicht schießen. Den Engländern ist dieser Munitionsmangel genau bekannt, und so spielt sich

ihr ganzes Lagerleben am Strande offen und ungestört ab. Überall steigen in der Frühe viele kleine Rauchwölkchen in die klare Morgenluft, wenn die Feinde ihren Kaffee brauen, täglich sieht man sie herumspazieren oder auf ihren Pferden reiten. Was hilft es: die Depots in Konstantinopel sind leer, die kargen Vorräte an der Front müssen für ernstere Stunden aufgespart bleiben.

Erst allmählich gelingt es dem energischen Kapitän z. S. Pieper, auch hierin Abhilfe zu schaffen. Bei Konstantinopel entsteht eine neue große Fabrik für Artilleriemunition, deren Produktion sich trotz der enormen Schwierigkeiten in der Beschaffung von geeigneten Maschinen, Rohmaterial und Facharbeitern mit jeder Woche steigert und verbessert. Einschließlich der Hilfsbetriebe steigt die Zahl der Fabriken auf siebenundzwanzig. Diese Fabriken müssen aber auch dreiundzwanzig verschiedene Geschoßarten nebst Zündern und Pulver herstellen. Welche Schwierigkeiten Kapitän z. S. Pieper und seine deutschen Konstrukteure und Meister zu überwinden haben, läßt sich kaum schildern. Und doch haben sie alle Schwierigkeiten gemeistert, die Produktion bald um das Vierfache gehoben und dadurch die Front vor dem Zusammenbruch bewahrt.

Unermüdlich sind auch die Admirale v. Usedom und Merten tätig. Alle nur irgend entbehrlichen Haubitzen und Mörser werden von den Dardanellenforts abgegeben. Schwer müssen sich die Wasserbüffel abmühen, um die auf fahrbare Lafetten gesetzten schweren Geschütze die steilen Hänge hinaufzuziehen. Unter unendlichen Anstrengungen gelingt es im Laufe der Zeit, so dreiunddreißig Festungsgeschütze an der Front in Stellung zu bringen. Sogar das Armeemuseum in Konstantinopel öffnet seine Tore. Alte hundertjährige Mörser kommen da zum Vorschein und werden als Minenwerfer in den vordersten Linien eingebaut.

Doch bald muß am eigenen Leibe festgestellt werden, daß sie mehr Schaden als Nutzen bringen, denn die dicken weißen Rauchwolken, die ihnen bei jedem Schuß entströmen, ziehen sofort das feindliche Feuer auf sich. So wandern sie denn zurück ins Museum.

Auch der Flottenchef, Admiral Souchon, muß sich entschließen, einige weittragende Geschütze mit Munition von seinen Schiffen abzugeben. Sie fanden unweit Erenkoi auf den Höhen des asiatischen Ufers Aufstellung und konnten von dort die vom Feinde besetzte Südspitze, ihre Schiffe und Lagerplätze unter wirksames Feuer nehmen. Nur ein Fünfzehn-Zentimeter-Geschütz der „Goeben" gelangt nicht an sein Ziel, denn bei der Überführung nach den Dardanellen fiel der Dampfer bei der Marmara-Insel einem U-Boot zum Opfer.

So wertvoll die Waffenhilfe der Flotte und der Forts auch war, reichte sie doch bei weitem nicht aus, um der Feuerkraft der Engländer auch nur annähernd gewachsen zu sein.

Zu dieser Unterlegenheit in den Kampfmitteln gesellte sich noch eine ebensolche in der Ausrüstung und Verpflegung. Trotzdem die neu geschaffenen Fabriken Tag und Nacht für den Heeresbedarf arbeiten, trotz des großen Organisationsgenies des Generalintendanten Ismail Hakki-Pascha und aller Bemühungen des Intendanten der 5. Armee, Oberstleutnants Burchardi, konnte die Produktion mit dem tatsächlichen Bedarf nicht Schritt halten. Es fehlten einfach die Rohstoffe. Die Ausstattung der Truppen wurde von Woche zu Woche mangelhafter. Bald waren es nur noch Lumpen, die den braven anspruchslosen Askern vom Leibe hingen, Schnüre mußten Lederriemen ersetzen, und statt der Stiefel dienten meist um die Füße gewickelte Felle und Lappen als Fußbekleidung. Im Verlauf dieses ungleichen

Ringens mußten im Winter die Reserven überhaupt ohne jegliche Uniform an die Front. So standen sie denn in den Schützengräben in ihren bunten Heimattrachten und kämpften genau so tapfer für ihre Heimat. Wie schwer ist es, zu kämpfen, durchzuhalten in Sonnenglut und Winterkälte, wenn man kein Hemd am Leibe und keine Schuhe an den Füßen hat. Ist es da verwunderlich, daß fast alle zum Ausbau der Stellungen gelieferten Sandsäcke von den Soldaten zu Bekleidungszwecken verwendet wurden?

Ein Glück noch, daß wenigstens die Ernährung einigermaßen sichergestellt werden konnte. Wenn der Osmane auch noch so genügsam und anspruchslos ist, mit ewig leerem Magen läßt sich schließlich doch nicht kämpfen. Eine wüstenähnliche Gegend umgibt die Armee. Fast alles muß auf dem weiten Wasserwege unter ständiger U-Boot-Gefahr in die Nähe des Operationsgebietes geschafft werden. Endlose Kamelkarawanen und schwerfällige Karren mit Scheibenrädern, von schwarzen Wasserbüffeln gezogen, wie es im Orient bereits seit Jahrtausenden gehandhabt wird, führen ihre Lasten auf den neu entstandenen Verbindungswegen der Front zu. Mit der fortschreitenden Verstärkung der Armee konnte der dadurch erforderliche Mehrbedarf an Verpflegung nicht immer Schritt halten. Schließlich waren es etwa vierhundert Tonnen pro Tag, die benötigt wurden, was aber trotz größter Anstrengungen zu bewältigen nicht mehr möglich war. Immer öfter müssen die Portionen und Brotrationen herabgesetzt werden, doch stumm dulden die Asker, halten durch, wenn auch ihre abgezehrten Körper kaum noch die nötige Widerstandskraft aufbringen können. Sie halten durch. Es ist wie ein Geschenk des Himmels, daß die Quellen des Hintergeländes die Türken mit frischem Wasser reichlich versorgen können. Der Türke ist von klein auf daran gewöhnt, Wasser in großen Mengen zu trinken.

Er kann alle Qualen geduldig ertragen, nur nicht den Durst. Wie ganz anders sieht es dagegen beim Feinde aus. Mit allen Mitteln moderner Befestigungskunst versehen, kann er seine Stellungen unter dem Schutz der Schiffsgeschütze in Ruhe ausbauen. Bombensichere Unterstände aus Beton entstehen, Stacheldrahtverhaue ziehen sich in mehreren Reihen vor seinen Gräben dahin, schwere Artillerie wird an Land geschafft und fachgemäß eingebaut. Munition und Verpflegung in Hülle und Fülle, stets saubere Wäsche und gute Bekleidung. Nur in einem ist er den Türken unterlegen: er hat kein Wasser und leidet unter den unbarmherzig sengenden Strahlen der Sonne fürchterlichen Durst. Von weit her muß das Wasser mit Dampfern herangebracht und mittels langer Leitungen an Land gepumpt werden. Nur eine Feldflasche voll lauwarmen schlechten Wassers erhält der Soldat, und damit muß er den ganzen Tag auskommen.

So stehen sich die Gegner im erbitterten Stellungskampf gegenüber. Die erdrückende Übermacht an allem Kriegsmaterial auf der einen Seite muß der Türke mit zäher Ausdauer und größten Blutopfern wieder wettmachen. Unerschütterlich hält er in dieser Hölle aus. Es gibt für ihn keine Ablösung, keine Erholung. Der Feind dagegen hat nur drei Tage in den vordersten Linien zu kämpfen, dann wird er abgelöst, steht einige Tage in der Reserve, um schließlich wieder auf die Inseln zur Erholung abtransportiert zu werden.

Durch diese Schilderung der unterschiedlichen Lage an beiden Fronten können erst die kommenden Ereignisse in ihrer ganzen Größe richtig beurteilt und bewertet werden.

Eine kleine Frontepisode, die sich zu dieser Zeit ereignete, wirft ein helles Licht auf den Geist, von dem der türkische Soldat beseelt war und der ihn zum Siege führte:

Eines Morgens treten sechs staubbedeckte, todmüde Asker in voller Ausrüstung vor den Marschall Liman von Sanders.

Sie sind von ihrem Regiment am oberen Saros-Golf, wo nicht gekämpft wird, davongelaufen, sind über unwegsames Gelände geklettert und melden sich jetzt an die Front. Ihre Bitte wurde erfüllt.

Einer der Überlebenden soll diesen Brief an seine Eltern gesandt haben:

„Hochverehrter Herr Vater!
Liebe Mutter!

Mehmed Mustapha Tschausch ‚Kastamunide' schreibt euch diesen Brief, weil er aus unserer Heimat ist. Er soll schreiben, daß ich gesund bin und lebe und zu Allah dem Großen bete, daß ihr, meine hochverehrten Eltern, meine Brüder und Schwestern und unser ganzes Dorf, gesund seid und Krankheit und Hunger euch verschonen mögen.

Euer letztes Schreiben habe ich in Der-es-Saadet erhalten und mit Stolz vernommen, daß noch zwei eurer Söhne, meine Brüder, Soldaten geworden sind.

Als der Frühling kam, haben wir Stambul verlassen und sind in den Heiligen Krieg gezogen und kamen nach der Stadt Gallipoli, die am Meere liegt.

Nachts, wenn wir in unseren Zelten lagen, sahen wir das Feuer der Geschütze der Feinde, die mit vielen großen Schiffen draußen im Meere lagen, und ob die Sonne schien oder es Nacht war, immer hörten wir den Donner der Kanonen und das Feuer der Flinten, und unser Herz war sehr traurig. Unsere Offiziere aber sagten uns, daß wir an unserem Standpunkt weit hinter der Schlacht bleiben müßten, um die Rücken unserer kämpfenden Brüder zu decken. Wir aber träumten von Kampf und Krieg.

In einer heißen Sommernacht war es, da trat ein Reiter in den Kreis um unser Zelt. Der erzählte uns von dem Ruhm unserer Brüder und den heißen Kämpfen um ein Schloß, das da Sid ul Bachr heißt. Und er sprach von den Siegen der

Unsern und den seinen, und als er gegangen war, konnten wir nicht schlafen.

Und Mehmed Tschausch, er eben, der Dir, hochverehrter Herr Vater, diesen Brief schreibt, sprang auf und rief: ‚Wahrlich, meine Mutter hat mich nicht geboren, daß ich hier im Zelte sterben soll, während die da draußen der höchsten Gnade Allahs teilhaftig werden! — Wer von euch ein Mann ist, folge mir.' Es war aber in unserem Kreise ein Mann, der von den Ärzten gelernt hatte, Wunden zu verbinden. Er hatte keine Waffe. Statt einer Waffe trug er eine Tasche mit weißen Tüchern und heilsamen Flaschen, und er war ein gelehrter Mann. Wenige Tage nach jener Nacht, von der ich euch schreibe, ist er mit der Axt in der Hand beim Sturm auf die Reihen der Engländer gefallen. Er hieß Achmed und sprach: ‚Mehmed Tschausch, wie kannst du und diese Leute weggehen, ohne die Erlaubnis unserer Offiziere zu erfragen?' Denn er war ein kluger und gelehrter Mann. ‚Komm mit', sprach Mehmed Tschausch, ‚nicht unserer Offiziere, aber unseres höchsten Führers, des Deutschen Liman-Pascha, Erlaubnis wollen wir einholen.'

Da willigte auch er ein, und ehe noch der Morgen graute, marschierten wir mit unseren Waffen und unserer Decke beladen, in der Richtung, von wo wir stärker und stärker den Donner der Kanonen hörten. Und so gingen wir seitwärts der Straße viele Stunden, und als es Abend war, kamen wir an einen Brunnen, und dort schliefen wir. Als es Morgen wurde, kamen viele Leute mit ihren Kamelen, Pferden und Maultieren, und einer war bereit, uns den Weg zu den Zelten Liman-Paschas zu zeigen. Schwerer wie gestern war der Marsch, und wir hatten kein Brot und keine Oliven mehr.

Wir fanden den Pascha, er war gütig zu uns wie ein Vater, ließ uns speisen und sagte zu uns: ‚Ihr habt schlecht

gehandelt, weil ihr ohne die Erlaubnis eurer Offiziere eure Truppe verlassen habt, aber ihr habt wie brave Krieger gehandelt, weil ihr nicht müßig sein wollt, während eure Brüder kämpfen. Bleibt bei meinem Zelt in dieser Nacht, und morgen werde ich euch gegen den Feind schicken.‘

So kamen wir zu einem Regiment, und die meisten unserer Brüder waren aus dem Lande Konia. Es waren große und starke Leute, und wenn sie auch unsere Sprache sprachen, so konnten wir sie nur mit Mühe verstehen. Aber sie gaben uns alles, was wir brauchten, und zeigten uns die Gräben, wo die eisernen Drähte gezogen waren, aber unser Wunsch, den Feind zu sehen, wurde nicht erfüllt. Und wie wir nun spähten, hin und wieder zeigte uns ein kurzer Blitz, daß da vor uns in ähnlichen Gräben jene Hunde hausten, die es wagten, das Land unseres Kalifen ohne seine Erlaubnis zu betreten.

Dann aber kam jene Nacht, in der die Erde zitterte von dem Donner unserer Flinten, und unser heiliger Hodja, der vorher mit uns gebetet hatte, als erster sich wie ein behender Knabe, doch war sein Haar weiß und er wohl auch mehr denn hundert Jahre alt, aus dem Graben schwang, und wir stürzten vorwärts und schwangen unsere Kolben, und was sich vor uns zeigte, wurde ohne Erbarmen getötet.

Sonst kann ich Dir nur schreiben, hochverehrter Herr Vater und liebe Mutter, daß es mir gut geht. Mit vielen meiner Brüder liege ich seit vielen Tagen in einem großen Saal, und Hanums in weißen Gewändern, die uns wie Mütter und Schwestern zugleich pflegen, schreiten zwischen unseren Betten auf und ab und erfüllen uns jeden unserer Wünsche.

Bald werde ich wieder bei euch sein und euch helfen, die Ernte einzubringen, denn der alte Arzt will nicht, daß ich

schon in diesem Jahr wieder kämpfe, weil mir an meiner linken Hand zwei Finger fehlen.

Ich küsse eure Hände und grüße euch, wie meine Brüder und Schwestern. Euer treuer Sohn Ismail."*)

Die weiße Fahne

So vergehen im Mai die Tage in erbittertem Stellungskrieg. Hin und wieder führen die Engländer und Franzosen ihre Reserven heran und stürmen vor. Manchmal gelingt es ihnen auch, in die vordersten Gräben einzudringen, die von den Türken dann im Bajonettkampf wieder zurückerobert werden. Die ganze acht Kilometer lange Front bebt und zuckt. Nie verstummt die grausige Melodie des Krieges, doch vom Eltschitepe ist der Feind noch genau so weit wie bisher.

Auch bei Ariburnu sieht es nicht anders aus. Nur seit Mitte Mai verhalten sich die Australier und Neuseeländer hier auffallend ruhig. Ob das wohl ein Zeichen ihrer Schwäche ist? Eben hat der Kriegsminister Enver-Pascha hier die Front besichtigt und die Überzeugung gewonnen, daß es unter Einsatz starker Kräfte gelingen müßte, den Feind zur Räumung dieser Landungsstelle zu zwingen.

Zwei frische Divisionen treffen aus Konstantinopel ein, so daß in der Nacht des 19. Mai vier Divisionen in den Schluchten zum Sturm auf die drei übereinanderliegenden Stellungen des Gegners bereitstehen. Hier ist die Artillerie der Türken genau so unzureichend wie an der Südfront, und die Munition reicht ebenfalls nicht aus, um die Stellungen sturmreif zu machen. Stockfinster ist die Nacht; nur die

*) Dieser Brief ist dem Buch „Gallipoli" von Hans Kannengießer-Pascha, Schlieffen-Verlag, Berlin, entnommen.

Strahlenbündel der Scheinwerfer auf den Kriegsschiffen huschen zitternd durch das Gelände.

So brechen denn die zum Schlag konzentrierten zweiundvierzigtausend Mann in nächtlichem Dunkel der ersten Morgenstunden vor. In dichten Massen stürmen sie auf schmaler Front los, um die Stellungen zu überrennen. Durch seine Flieger vor den Truppenansammlungen rechtzeitig gewarnt, ist der Feind auf der Hut. Ein mörderisches Schützen- und Maschinengewehrfeuer schlägt in die Haufen der todesmutig anstürmenden Türken. An vielen Stellen gelingt es, die ersten Gräben zu überrennen. Messer und Bajonette blitzen. Immer neue Reihen ersetzen die durch den schrecklichen Geschoßhagel niedergemähten Kameraden. Weiter rast der blutige Sturm. Der Tag bricht an. Der Kampf tobt erbittert und unerbittlich weiter. Furchtbar sind die Verluste. Vor und in den Stellungen ist das ganze Gelände mit Gefallenen und Verwundeten übersät. Als es Abend wird, muß der Rückzug befohlen werden. Das schwere Blutopfer der Division war vergebens. Die Stellungen sind nicht zu nehmen.

Einen Geländestreifen von nur tausend Meter Tiefe hält hier der Feind besetzt. Tausend Meter und dahinter das Meer. Und doch ist es den Türken nicht möglich, trotz der großen Opfer und trotz ihrer todesverachtenden Tapferkeit den Feind ins Meer zu werfen. Dabei bildet dieser Brückenkopf eine ständige Gefahr im Rücken der Südfront und auch für die Dardanellenwerke. So müssen sich die Türken vorerst damit abfinden und durch das Behaupten ihrer Stellungen dem weiteren Vordringen des Gegners einen Riegel vorschieben. Der erbitterte Stellungskrieg nimmt auch hier seinen Fortgang.

Die Geschosse heulen wieder, die Handgranaten sausen von Graben zu Graben, und zwischen den Stellungen liegen

die unbestatteten Gefallenen zu Tausenden herum, füllen die Schluchten an. Die Hitze ist groß, und bald wird das Atmen in diesem schauderhaften Reiche des Todes und der Verwesung zur furchtbaren Qual. Die Australier, so tapfer im Kampf, können es nicht länger ertragen. An einem finsteren Regenmorgen steigt bei ihnen die weiße Fahne hoch. General Birdwood bittet durch einen Parlamentär um einen Waffenstillstand, damit die Gefallenen zur letzten Ruhe gebettet werden können. Essad-Pascha willigt ein, und bald verläßt der englische Stabschef Sir Skeen mit drei Offizieren den Graben. Offiziere vom türkischen Stab kommen ihnen entgegen, um die Beerdigungsgrenze längs der Front, die ja kaum anderthalb Kilometer beträgt, festzulegen. Beängstigende Stille liegt über den Stellungen, und schauerlich ist der Anblick, der sich den Parlamentären bietet. Unwillkürlich entfahren dem Oberstleutnant Skeen die Worte: „Seht, meine Herren, wohin uns die Zivilisation führt! Ich möchte unsere Diplomaten, Minister und Journalisten zwischen diesen Gräben hier sehen — nur für eine ganz kleine Zeit!"

Zehn Stunden ruhen die Waffen. Zehn Stunden lang arbeiten die Feinde in größter Hast, um ja zum festgesetzten Zeitpunkt mit dem Begraben fertig zu werden. Punkt vier Uhr dreißig nachmittags ist es vollbracht. Die Truppen verschwinden in ihren Gräben. Nur acht Offiziere, Türken und Engländer, stehen noch mit der Uhr in der Hand zwischen den Fronten auf blutgetränktem Boden. Vier Uhr fünfundvierzig. Die Zeit ist um. Die Engländer strecken ihren Feinden die Hand entgegen. In diesem kurzen Händedruck liegt die ganze Achtung der Gegner, die sie gegenseitig der Pflichterfüllung und Tapferkeit zollen. Dann schreiten sie zu ihren Stellungen. Noch ist es totenstill an der Front von Ariburnu, quälend still. Die Minuten schleichen dahin.

Fünf Uhr und eine Sekunde. Der Donner des ersten Schusses einer türkischen Batterie rollt durch die Schluchten.

Drei Tage später setzen die Engländer und Franzosen unter Einsatz großer Verstärkungen in der Nacht zum Angriff an der Südfront an, doch die deutschen Maschinengewehre und der rechtzeitig durch General Weber-Pascha eingeleitete Gegenstoß zwingen den Feind zum Rückzug. Viele englische Maschinengewehre mit Munition werden erbeutet, und etwa viertausend Gefallene bleiben zwischen den Linien. Wie stets aber verhindert auch jetzt wieder das schwere Sperrfeuer der in unerreichbarer Ferne liegenden schwimmenden Festungen die Ausnutzung des Erfolges.

Die Türken haben sich ja auch längst damit abgefunden, daß es ihnen mit ihren beschränkten Kampfmitteln niemals gelingen kann, den Feind ins Meer zu werfen. Sie müssen froh sein, wenn es ihnen überhaupt noch möglich ist, ihre Front zu halten und in Feindeshand gefallene Gräben durch Gegenstöße wieder zurückzugewinnen. Was wäre wohl aus der ganzen Front geworden, wenn in den vordersten Linien keine deutschen Matrosen mit ihren Maschinengewehren gekämpft hätten. Stets sind sie in den wichtigsten, aber auch am meisten gefährdeten, vorspringenden Bastionen anzutreffen, wanken und weichen nicht, trotz der Hölle ringsum, trotz der starken Verluste. Wie oft ist es diesen tapferen Männern allein zu verdanken, daß mutig vorgetragene Massenangriffe des Feindes zerschellen. Nie haben sich diese Blaujacken träumen lassen, daß sie einst ihre Schiffe verlassen werden und im blutigsten Stellungskrieg in den Schützengräben ihren Mann werden stehen müssen.

Oberst Kannengießer schreibt über diese Männer: „Die unmittelbarste Hilfe aber leistete uns die Marine durch ihre Maschinengewehr-Abteilungen. Ich hatte das Glück, den schon bei den ersten Kämpfen so bewährten, tapferen Ober-

leutnant z. S. Boltz mit seiner Landungsabteilung bei der 9. Division zu haben. Die vorderste Linie erhielt durch die dort eingebauten acht Maschinengewehre einen ganz wesentlichen Halt. Für mich war es eine große Beruhigung, diese prächtige deutsche Matrosenabteilung dort vorne zu wissen. Durch sie konnte ich auch immer zweifelsfreie Auskunft über die Lage in der vordersten Linie erhalten. Außer den Leutnants z. S. v. Thomsen und v. Rabenau sind mir von der Mannschaft Bootsmaat Niemand, Schafföner und Obermatrose Peters in dankbarer Erinnerung.

Schon wenn man sich in der sonst kahlen, nüchternen, allerdings auch stets sauberen, vordersten türkischen Linie dem deutschen Unterstand näherte, schlug einem eine heimatliche Atmosphäre entgegen. „Bismarckstand" las man von weitem auf einer Tafel; innen Bilder und Ansichtspostkarten wie in dem Unteroffiziersverschlag einer Mannschaftsstube.

Die Hauptsache, die Maschinengewehre wurden wie verhätschelte Kinder betreut. Sie standen da, blitzsauber, eingeölt, sorglich zugedeckt gegen den feinen Sandstaub, der Patronengurt eingezogen, bereit zu sofortigem Gebrauch. Auf meine Fragen frische, fröhliche, kernige Antworten, aus denen Pflichtgefühl und männliche Festigkeit, aber auch Sinn für frischen Seemannshumor und deutsches Gemüt leuchtete.

Diese deutsche Zelle im vordersten Schützengraben wirkte wie eine feste Verankerung des Ganzen im Gelände und gab uns allen, Türken wie Deutschen, einen moralischen Halt. Hätten wir doch mehr solche Zellen gehabt!"

Kapitän Hersing

Ein Seemann hängt nun einmal mit ganzer Seele an seinem Element: dem Meer. Ist es da verwunderlich, daß die Blicke der in die Schützengräben Gallipolis verschlagenen Matrosen immer wieder an der sich vor ihnen ausbreitenden tiefblauen See haften. In jeder kampffreien Stunde, in jeder Atempause, die ihnen das Trommelfeuer des Feindes gewährt, spähen sie hinaus in die weite Ferne. Aber dem bunten Treiben an den Landungsstellen, den vielen Kriegsschiffen und Transportern gilt natürlich ihr hauptsächlichstes Interesse. Da haben sie auch bald die Wahrnehmung gemacht, daß der Feind die Schiffssicherung auffallend vermehrt und verstärkt. Wachtschiffe und Zerstörer umkreisen die Linienschiffe. Diese haben Netze ausgebracht, die, wie sie genau wissen, nur zum Schutz gegen Torpedos dienen. Sogar auf den Netzspieren selbst scheinen Ausguckposten zu sitzen. Was hat das alles zu bedeuten? Sollte wirklich eine U-Boot-Gefahr für den Feind bestehen, daß er so plötzlich aus seiner selbstsicheren Sorglosigkeit aufgescheucht ist? Sollte er wirklich Wind bekommen haben, daß ein deutsches U-Boot auf dem Anmarsch ist? Sollte einem U-Boot das damals noch unausführbar erscheinende Wagnis, allein und ohne Stützpunkte von der Heimat aus Europa zu umschiffen, wirklich gelungen sein?

Wie oft hatten sie sich so ein deutsches U-Boot herbeigewünscht, mit allen Fibern der Seele herbeigesehnt, wenn aus dem sie umklammernden eisernen Ring der Kolosse die Feuergarben aufblitzten, Einschlag neben Einschlag lag, die gelben Schwaden der Lyddit-Granaten und aufspritzenden dicken Staubwolken das Atmen zur Qual machten und die flankierenden Schrapnells den Graben entlang fegten. In dieser Hölle, durch die Geschosse der Panzerungeheuer

erzeugt, vor denen es keine Rettung gab, mußten sie ja eines Tages erliegen. Das kann ja kein Mensch auf die Dauer ertragen, das geht über Menschenkraft. Nur eine Atempause, nur einmal für kurze Zeit befreit sein von diesem eisernen höllischen Ring um die kahle, vom Stahlhagel aufgepflügte Halbinsel, nur einmal Luft holen können und neue Nervenkraft zum Durchhalten.

Gibt es denn keine Rettung?

Ja, ein deutsches U-Boot naht. Kapitänleutnant Hersing steuert mit seinem „U 21" durch die Meere, zieht in der erhabenen Einsamkeit zwischen Himmel und Wasser dahin, strebt unbeirrt seinem fernen Ziel entgegen, um den eisernen Ring des Feindes zu sprengen.

Marschall Liman von Sanders, der unermüdliche Kämpfer, der vorausschauende geniale Führer und Organisator, hatte schon im März den dringenden Hilferuf nach U-Booten in die ferne Heimat gesandt. Er weiß, daß „U 21" am 25. April Wilhelmshaven verlassen hat, daß es an dem gleichen Tage hinausgesteuert ist, als der Feind seine Landungsarmee an die Gestade Gallipolis warf.

Auch die Engländer haben davon Wind bekommen, denn zweimal ist ein deutsches U-Boot im Mittelmeer gesichtet worden. Leider! Es ist wohl nicht schwer zu erraten, welchem Ziele das Boot entgegenstrebt. Die selbstherrliche Sicherheit ist den Schiffen genommen. Sie bleiben noch auf ihrem Posten, sie feuern weiter, sie unterbrechen nicht diesen Totentanz der Vernichtung. Sie sind jedoch auf der Hut, sind ihrer Ruhe beraubt. Nicht umsonst hat der englische Gesandte in Athen in griechischen Zeitungen hohe Geldprämien für Meldungen über deutsche U-Boote versprochen, die deren Vernichtung zur Folge haben.

Jetzt wissen es aber auch die deutschen Matrosen in den Gräben Gallipolis, wissen, daß ein Rächer naht, der Rettung

verheißt. Jetzt finden sie wieder die Kraft, in der Hölle durchzuhalten, neue Hoffnung durchpulst ihre zermarterte Seele. Tagtäglich gleiten die Scherenfernrohre über den blauen Spiegel der See, gleiten die Blicke der Männer in die Ferne, erwartungsvoll, suchend, hoffend.

Weit ausholend, hat „U 21“ seinen Weg nördlich der britischen Inseln genommen. Ständig ist es auf der Hut, gilt es doch die feindlichen Blockadeketten zu durchbrechen und allen entgegenkommenden Fahrzeugen, ob feindlichen oder neutralen, rechtzeitig auszuweichen. Schneeböen fegen über die See. Nebelschwaden lösen sie ab. Dann wieder Schnee, heulender Sturmwind, tobende, wilde See. Keine Handbreit weit ist zu sehen. Dicke Eiskrusten überziehen „U 21“, das schlingernd und stampfend sich seinen Weg durch die Wellen bahnt. Jetzt muß es mitten in der Vorpostenkette des Feindes sein, doch nichts ist bei diesem Sauwetter zu sehen. Da klart es auf. Nur für kurze Zeit hebt sich der Nebelschleier, hört das Schneetreiben auf. Dicht hinter dem Boot liegt die ganze Vorpostenkette des Feindes. Rechts ein Dampfer, links ein Dampfer. Das Signal zum Stoppen steigt bei ihm auf; dumpf heult seine Dampfpfeife über das wogende Meer. Gleich muß der erste Schuß krachen. Jetzt schnell tauchen, hinab in die Tiefe, wohin kein Feind, keine Granate folgen kann. Doch schon hat eine neue Nebelbank das Boot verschlungen. Der Spuk ist vorbei.

Immer weiter steuert Hersing nach Süden, vorbei an Englands und Irlands Küsten, vorbei an dem sturmgepeitschten Golf von Biskaya. Immer freundlicher wird das Wetter, immer blauer der Himmel und die See. Die Küste Spaniens ist erreicht. Am Abend des 2. Mai steuert „U 21“ bereits Kap Finisterre an, wo der Dampfer „Marzala“ unter Korvettenkapitän a. D. v. Krohn mit Öl und Vorräten bereitliegen soll. Da werden auch schon die

Umrisse eines Dampfers dicht unter der Küste gesichtet. Erkennungssignale geben bald die Gewißheit: es ist der Dampfer „Marzala". Im Schutze der Nacht macht „U 21" dicht unter der Küste längsseit des Dampfers fest. Die Übernahme von Öl und Proviant beginnt. Doch der nahende Tag treibt das Boot wieder hinaus auf die See, nachdem vorher ein neuer Treffpunkt in der Abenddämmerung vor der Arosa-Bucht verabredet ist.

Mit langsamer Fahrt steuert Hersing südwärts. Freudige Stimmung herrscht an Bord. Noch eine Nacht, dann sind die Öltanks wieder bis zum Rande gefüllt, dann kann es wieder vorwärtsgehen, dem fernen Ziel entgegen, wo ihre Kameraden und Verbündeten in einer Hölle von Stahl langsam, aber sicher verbluten. Sie müssen es schaffen, und sie werden es schaffen.

Ja, das Öl, der frisch übernommene Treibstoff, muß doch gleich ausprobiert werden. Ein jäher Schreck lähmt die Glieder der Männer. Ist es wirklich möglich? Sie wollen, sie können es nicht glauben: das Öl zündet nicht, es ist unbrauchbar für diese Motoren! Immer wieder werden die Diesel durch Preßluft angelassen, und stets das gleiche Ergebnis: das Öl zündet nicht! Es wird mit dem noch vorhandenen alten Brennstoff gemischt. Es zündet auch dann nicht.

Was nun? Umkehren, die Kameraden auf Gallipoli preisgeben, verbluten lassen? Nimmermehr!

Treibölbestand noch sechsundzwanzig Tonnen. Die können bei sparsamster Fahrt bis Cattaro ausreichen, falls das Boot nicht zum häufigen und langen Tauchen gezwungen werden sollte. Hersing kehrt nicht um, steuert weiter gen Süden zur Straße von Gibraltar.

Dieser kühne Entschluß ist von außerordentlicher militärischer Bedeutung. Hätte Kapitänleutnant Hersing sich

zur Umkehr entschlossen, so wäre nicht nur eine Verzögerung eingetreten, sondern das ganze Unternehmen wäre überflüssig geworden: die Türken hätten den Angriffen der Engländer nicht widerstehen können, die Front wäre unter dem Feuer der Schiffsgeschütze zusammengebrochen, mit den daraus resultierenden unabsehbaren Folgen für die weitere Kriegsführung der Mittelmächte.

„U 21" steuert nach Süden. Tage vergehen. Hin und wieder werden Rauchwolken von Dampfern gesichtet, denen vorsorglich ausgewichen werden muß. Kostbare Zeit geht verloren, und so steht das Boot statt in der Nacht erst in der Morgendämmerung vor der Straße von Gibraltar. An Backbord taucht bereits 'der hohe, kanonengespickte dreieckige Felsen von Gibraltar auf, steuerbords zieht sich die afrikanische Küste in blauviolettem Dunst dahin.

Der Brennstoffmangel läßt ein weiteres Warten bis zur nächsten Nacht nicht zu. Dicht an der Sanddünenküste Spanisch-Marokkos schleicht das Boot vorwärts. Näher und näher kommt die Vorpostenkette der feindlichen Zerstörer. Auf und ab dampfen sie mit schäumender Bugwelle. Doch unbemerkt schlüpft Hersing, ohne tauchen zu müssen, durch. Immer weiter geht die Fahrt in das Mittelmeer hinein. Die Küste Siziliens steigt aus den blauen Fluten. Von einer märchenhaften Blütenpracht sind die Ufer übersät. Palmen winken herüber. Doch bald ziehen Wolken herauf. Es wird diesig. Regenböen prasseln herab, nehmen jede Sicht. Dann wird es vorn lichter und da . . .

„Schnelltauchen!"

Vier französische Zerstörer dicht vor dem Boot, kaum zweitausend Meter entfernt!

Das Wasser rauscht in die Tanks, die Elektromotoren peitschen die Schrauben, und schon gehorcht das Boot den Tiefenrudern. In atemloser Spannung haften die Blicke

am Tiefenmesser: zehn Meter — zwölf — vierzehn — sechzehn Meter. Da saust ein Zerstörer schon über das U-Boot hinweg. Das klirrende Schraubengeräusch erstirbt, doch bald wird es abermals hörbar, verklingt wieder.

Kein Zweifel: der Feind hat das U-Boot entdeckt, jagt wie wild auf der Oberfläche herum und hat gewiß einen Warnruf in den Äther hinausgesandt.

Das Schraubengeräusch ist verstummt. Vorsichtig steckt Hersing sein Sehrohr heraus, um Umschau zu halten. Schnell in die Tiefe! Ein Zerstörer dicht am Boot!

Es ist aussichtslos, hier über Wasser durchbrechen zu können. Ein großer Umweg über Malta herum muß gemacht werden, um die Verfolger abzuschütteln. Und das Öl? Wird es reichen? Sorgenvolle, ernste Gesichter überall.

Jetzt nähert sich „U 21" bereits der Straße von Otranto. Bald ist die Adria erreicht. Doch wieder erscheinen französische Zerstörer, wieder muß das Boot tauchen. Stundenlang währt die Jagd, schwere, sorgenvolle Stunden. Dann gelingt der Durchbruch.

Das Öl ist fast verbraucht, als „U 21" am 13. Mai in Cattaro einläuft. Kaum eine halbe Tonne befindet sich noch an Bord. Und doch ist es geschafft!

Nur wenige Tage währt die Ruhezeit. Kaum sind die Motoren überholt und die Öltanks gefüllt, so geht „U 21" zur Weiterfahrt nach Konstantinopel in See.

Griechenland ist bald umschifft. Die schönen Inseln des Ägäischen Meeres umgeben das Boot. Strahlend blauer Himmel, spiegelglatte See. Doch stets müssen die Männer auf ihrer Hut sein, wenn auch ein Bild tiefsten Friedens sie umgibt.

Am 24. Mai werden um die Mittagszeit die ersten feindlichen Vorposten gesichtet. Sofort verschwindet „U 21" unter dem Wasserspiegel. Bald wird südlich von Dedeagatsch

ein Kriegsschiff ausgemacht, das sorglos etwa fünf Meilen von Land entfernt vor Anker liegt. Jetzt sind bereits fünf lange Schornsteine zu erkennen, die nur dem russischen Kreuzer „Askold" gehören können. Da wäre ja bereits das erste Opfer. Der Schuß ist absolut sicher. Eine große Selbstbeherrschung gehört schon dazu, von einem Angriff abzusehen. Kapitänleutnant Hersing greift nicht an. Dieser Torpedoschuß hätte die ganze englische Flotte vor Gallipoli in höchsten Alarmzustand versetzt, wenn nicht vorübergehend ganz verscheucht, und der Erfolg des kühnen Unternehmens wäre in Frage gestellt. Nicht kleine Teilerfolge sollen erzielt werden, sondern der Feind muß entscheidend getroffen werden.

Den ganzen Tag liegt „U 21" auf der Lauer. Kaum senkt sich die Nacht herab, so wird aufgetaucht und die erste Vorpostenkette glücklich passiert. Und weiter geht es nach Süden, Gallipoli entgegen. Eine zweite, dichte Vorpostenkette muß untertaucht werden. Mit ganz geringer Fahrt steuert das Boot in vierzig Meter Tiefe vorwärts. Der Schlaf flieht die Männer, muß doch der kommende Morgen die Entscheidung bringen.

Kaum gleitet das erste fahle Licht über den glatten Spiegel der See, so steckt Hersing schon das Sehrohr heraus, um sich die Gegend anzusehen. Endlich ist er am Ziel, die Küste Gallipolis liegt vor ihm. Doch statt eines sorglos schlummernden Feindes findet er ihn in höchster Alarmbereitschaft. Es bestehen keine Zweifel, daß die französischen Zerstörer seine Anwesenheit im Mittelmeer gemeldet haben. Die ganze Wasserfläche ist von kleinen Dampfern, Zerstörern und Patrouillenfahrzeugen übersät, die mit hoher Fahrt kreuz und quer dampfen. Ein reines Wespennest. Unbeirrt steuert Hersing vorwärts. In dieser Tiefe kann ihm die ganze Meute ja doch nichts anhaben, und durch muß er.

Langsam, unendlich langsam verstreichen die Minuten. Vorsichtig lugt hin und wieder das Sehrohr für Sekunden heraus.

5 Uhr 30. Voraus bei Kap Helles werden drei Linienschiffe gesichtet. Sie liegen ohne Schutznetze vor Anker, von unzähligen Fahrzeugen umgeben. Der schlimmste Feind für ein angreifendes U-Boot ist eine spiegelglatte See. Leider ist sie es heute. Doch es muß gewagt werden. Nur ein Lazarettschiff steht in nächster Nähe. Hoffentlich schläft dort noch alles. Eben setzt „U 21" zum Angriff auf das zunächst liegende Linienschiff an, da dreht das Lazarettschiff hart auf das Boot zu. Wieder muß in die Tiefe gegangen werden. Mehrmals fährt ein Torpedoboot über den Angreifer hinweg. Deutlich wird das Mahlen seiner Schrauben immer wieder vernommen, doch unbeirrt steuert Hersing seinen Kurs. Ganz vorsichtig schiebt sich das Sehrohr wieder heraus. Greifbar nahe ist bereits das Linienschiff. Gleich wird der Torpedo auf sein Opfer losrasen. Doch das Schiff ist auf der Hut, scheint das Sehrohr bemerkt zu haben, denn es dreht, mit den Maschinen vor Anker manövrierend, dem Boot den Bug zu. Doch Hersing will sich seine Beute nicht entgehen lassen. Wieder fährt er das Sehrohr aus. Da blitzt es auch schon aus dem vorderen Turm des Panzerriesen, und die Einschläge der schweren Granaten wühlen die See rings um das Boot auf, das unter den Detonationen erzittert. Der Angriff muß aufgegeben werden.

In fünfundzwanzig Meter Tiefe läuft „U 21" längs der Küste weiter, in der Hoffnung, beim nächsten Angriff mehr Glück zu haben. Zwei lange Stunden sind vergangen. Das Schraubengeräusch der verfolgenden Zerstörer ist verstummt. Wieder geht Hersing auf zehn Meter und zeigt das Sehrohr. Dicht unter Land wird ein in Fahrt befindliches Linienschiff gesichtet und sofort zum Angriff angesetzt. Da

taucht hinter seinem Heck ein Schiff der „Queen“-Klasse auf und steuert ahnungslos vorbei. Kaum tausend Meter trennen das U-Boot von diesem Schiff. Ein Torpedo verläßt das Heckrohr, doch das Schiff weicht mit äußerster Maschinenkraft aus, und ein Geschoßhagel prasselt auf die Stelle nieder, wo eben die Luftblase des Torpedoausstoßes an der Oberfläche erschien. Wieder ist es nichts mit dem Angriff.

Die Nerven der Männer sind zum Zerreißen gespannt. Wie in einem großen Stahlsarg sind sie eingeschlossen, stehen auf ihren Posten, ohne sehen zu können, was an der Oberfläche vor sich geht. Nur das leise Geräusch des auf und ab gleitenden Sehrohrs dringt durch die Stille, hin und wieder unterbrochen durch kurze, scharfe Befehle ihres Kommandanten, dem sie blindlings vertrauen. Zwischendurch erzittert ihr Boot von den ringsum im Wasser detonierenden Granaten. Dann wissen sie, daß der Angriff mißlungen ist. Niemand zählt die Stunden dieser Unterwasserfahrt. Immer dumpfer und sauerstoffarmer wird die Luft. Schwer und hastig arbeiten die Lungen. „U 21“ steuert weiter, hält Kurs auf Gabatepe. Wie aus weiter Ferne schlägt das dumpfe Rollen des Kanonendonners an das Ohr der Männer. Die Schiffe scheinen wieder dabei zu sein, Tod und Verderben in die Gräben von Ariburnu zu schleudern. Gegen zwölf Uhr verstummt das Geschützfeuer. Der Feind will wohl seine Mittagspause abhalten.

Jetzt gewahrt Hersing dicht unter der Küste ein Linienschiff. Es ist der „Triumph“. Von weit her ist dieses Schiff aus Ostasien herbeigedampft. Vor Monaten haben seine schweren Granaten bereits die Stellungen des heroisch verteidigten Tsingtau zerfetzt. Jetzt steht es hier und schleudert täglich seinen Stahlhagel in die türkischen Gräben.

Näher und näher schleicht „U 21“ heran. Mit

ausgebrachten Schutznetzen fährt der „Triumph" hin und her. Ein Zerstörer umkreist ihn mit äußerster Kraft. Die Erfolgsaussichten einer Attacke scheinen gering, die Gefahr gerammt zu werden dagegen groß. Kapitänleutnant Hersing wagt es aber doch. Mehrmals zwingt ihn der heranbrausende Zerstörer, in größere Tiefe zu gehen, und saust über das Boot hinweg. Das durch die Schrauben aufgewühlte Wasser wirft das Boot hin und her. Die Männer müssen sich festklammern. Gleich werden die Wasserbomben detonieren. Doch nichts erfolgt. Das Geräusch der Schrauben verebbt. Das Sehrohr fährt heraus. Keine Sekunde ist zu verlieren, denn nur dreihundert Meter voraus ragt der Stahlleib des Riesen aus den Fluten.

„Bugtorpedo los!"

Mit einer Netzschere versehen, läuft die Stahlzigarre blitzschnell auf ihr Opfer zu. Noch kann Hersing beobachten, wie sich alle Geschütze auf sein Boot richten, dann ist er in der Tiefe verschwunden. Krachende Salven. Furchtbare Erschütterungen. Wie eine Nußschale wird das Boot umhergeschleudert. Dann dringt eine laute Explosion zu den Männern, und ein brausendes Hurra erfüllt ihr kleines Boot, das jetzt, um dem drohenden Zusammenprall zu entgehen, unter dem todwunden Riesen hindurchtaucht.

Mit einem Schlag ist das Kampfgetöse in den Schützengräben von Ariburnu verstummt. Freund und Feind springen auf die Brustwehren und starren auf das Meer hinaus. Unbeschreiblicher Jubel braust durch die türkischen Gräben, als sie einen ihrer Peiniger sinken sehen. Endlich ist ein Rächer erschienen, endlich werden sie wieder aufatmen können!

„Allah büjük, Allemano büjük!" schallt es zum Feinde hinüber, und in unbändigem Freudentaumel tanzen die Türken in ihren Gräben. Gerade der „Triumph" hat ihnen

das Durchhalten besonders schwer gemacht. Programmmäßig erschien er jeden Tag, und jeden Morgen, Mittag und Abend donnerten seine Geschütze. Nun sehen sie den Riesen machtlos vor ihren Augen sinken. Zerstörer, Fischdampfer und Boote eilen herbei, um zu retten, während die großen Schiffe fluchtartig das Feld räumen. Langsam neigt sich der „Triumph" zur Seite. Hornsignale ertönen, laute Kommandos. Alles läuft an Bord durcheinander, Gegenstände fliegen über Bord. Noch immer arbeiten die Maschinen, während Schornsteine und Masten bereits im Wasser liegen. Wild wirbelt eine Schraube durch die Luft. Dann kentert das Schiff. Schwimmende Menschen umgeben den roten Leib, Boote und Dampfer zwischen ihnen, die sie zu retten suchen. Noch eine Viertelstunde, dann richtet sich der sterbende Riese nochmals hoch auf. Das Heck hebt sich steil aus dem Wasser, und mit dem Bug voran verschwindet der „Triumph" für immer, drei Offiziere und siebzig Mann mit sich in die Tiefe nehmend.

Unterdessen ist Kapitänleutnant Hersing bereits weit vom Schuß, steuert in unerreichbarer Tiefe in die offene See hinaus. Fast neunundzwanzig Stunden hat die Besatzung in ununterbrochener Unterwasserfahrt durchhalten müssen, ehe es möglich wird, abends wieder an die Oberfläche zu kommen. Sofort geht es an das Laden der verbrauchten Batterie, um zu neuem Kampf gerüstet zu sein.

Jetzt will sich Hersing den Kreuzer „Askold" holen, auf dessen Vernichtung er tags zuvor schweren Herzens hatte verzichten müssen. Doch die weite Fahrt ist vergeblich, denn „Askold" ist bereits verschwunden.

Dann also zurück nach Gallipoli, um noch rechtzeitig in der Morgendämmerung des 27. Mai vor der Südspitze zu stehen. Es weht ein leichter Ostwind, und kleine Wellen

bewegen die See. Das schönste Wetter für einen U-Boot-Angriff.

Kaum graut der Morgen, so ist „U 21“ zur Stelle. Bei Gabatepe liegt das Meer in erhabener Einsamkeit. Kein Kriegsschiff, kein Fahrzeug überhaupt ist zu entdecken. In zehn Meter Tiefe steuert nun Hersing die Südspitze an. Eine Menge kleiner Fahrzeuge und Dampfer werden vor der Landungsstelle ausgemacht, die sich in dauernder Bewegung befinden. Was ist da los? Warum dieser ganze Aufwand und die Aufregung? Auf und ab fährt „U 21“. Hin und wieder lugt vorsichtig das Sehrohr heraus, hält Umschau. Nichts. Nirgends ist ein Linienschiff zu erspähen. Schon ist Hersing im Begriff, ein anderes Tätigkeitsfeld aufzusuchen, da gewahrt er dicht unter Land die Masten eines Panzerriesen, gedeckt durch diesen ganzen Schwarm der Bewachungsfahrzeuge. Vergeblich ist die Suche nach einer Lücke, die den Torpedo durchlassen könnte. Immer wieder schleicht das Boot an dem ganzen Wespennest vorbei. Da hat Hersing endlich eine Blöße entdeckt. Kaum zwanzig Meter breit ist die Lücke zwischen zwei Dampfern. Vielleicht gelingt es doch.

Entfernung siebenhundert Meter. Mit dem ganzen Boot zielt Hersing, ruhig, genau. Jetzt ein Druck auf den elektrischen Taster — der Torpedo ist heraus. Endlose Sekunden, dann erschüttert eine fürchterliche Detonation die Luft, rollt in vielfachem Echo durch die Schluchten Gallipolis, jagt Engländer und Türken aus den Unterständen in die Gräben. Laut jubeln die deutschen Matrosen in ihren Maschinengewehrnestern, jubeln die türkischen Kameraden. Das ist die Rettung von der würgenden Umklammerung. Der eiserne Ring ist gesprengt. Wochenlang haben sie gehofft und ausgeharrt, diesen Augenblick herbeigesehnt. Mit fast kindlicher Ungläubigkeit schauen die Söhne Anatoliens

auf die riesige Sprengwolke von Feuer und Rauch, auf das ganze Chaos der in namenloser Panik auseinanderstiebenden kleinen Fahrzeuge. Stärker und stärker neigt sich die „Majestic" zur Seite und kentert. Kaum fünf Minuten sind vergangen, und nur ein kleiner Teil des Vorderschiffes ragt noch kieloben aus dem Wasser.

„Allah ist groß, der Deutsche ist groß!" schallt es jauchzend in die klare Morgenluft hinaus.

Schon glaubten die Engländer, durch wochenlanges Feuern die Moral und Widerstandskraft der Türken gebrochen zu haben, und nun müssen sie voll ohnmächtiger Wut Zeuge sein, wie alle ihre Schiffe, von Furcht und Grauen gepackt, sich in ihre Schlupfwinkel auf den Inseln verkriechen. Bald ist das Meer rings um Gallipoli wie mit einem mächtigen Besen reingefegt. Keine Feuer und Stahl speienden Schiffe mehr, keine Scheinwerfer mehr, die Nacht für Nacht die türkischen Stellungen taghell erleuchten, keine Transporter, die frische Truppen, Munition und Proviant an Land werfen. Tiefe Niedergeschlagenheit in den englischen Gräben, heller Jubel bei den Türken. Der Glaube an den Sieg ist wieder zurückgekehrt.

Zwei Tage bleibt „U 21" in der Unendlichkeit der blauen See verschwunden, dann schleicht es wieder, neue Opfer suchend, zur Küste. Doch umsonst ist alles Suchen. Die See ist wie ausgestorben. Da muß der Feind eben in seinen Schlupfwinkeln auf den Inseln aufgestöbert werden. Am 29. Mai entdeckt Hersing ein in der Kephalo-Bucht auf Imbros vor Anker liegendes Linienschiff. Sofort setzt er sein sieghaftes Boot zum Angriff an. Schon ist es dicht vor der Einfahrt. Doch plötzlich wird ein unheimliches Scheuern und Kratzen an den Bordwänden vernommen, dann ein Ruck, und das Boot steht still. Die Männer auf „U 21" wissen nur zu genau, was es zu bedeuten hat! Sie

wissen, daß ihr Boot in ein Netz geraten ist, daß es von fingerdicken Stahlmaschen umklammert ist, und die Bojen auf der Meeresoberfläche jetzt einen Tanz aufführen.

„Äußerste Kraft zurück!"

Die Schrauben peitschen wild das Wasser, doch die Stahlmaschen halten ihr Opfer. Es rührt sich nicht vom Fleck.

„Äußerste Kraft voraus!"

Jede Sekunde müssen die Wasserbomben der Wachtfahrzeuge detonieren. Wie ein gefangenes Tier rennt das Boot immer wieder gegen das Hindernis an. Da ein Ruck, ein Aufatmen. Das Boot hat das Netz zerrissen. Diesmal ist es noch gut gegangen, aber die Lust, sich noch ein zweites Mal in die Höhle des Löwen zu wagen, ist vergangen. Wie leicht hätten sich die Enden der Trossen in den Schrauben verwickeln oder die Bewachungsfahrzeuge das im Netz gefangene Boot entdecken können. Das wäre das Ende gewesen.

Noch zwei Tage kreuzt das Boot in seinem Jagdrevier vor den Dardanellen herum, doch keine lohnenden Angriffsobjekte kommen vor das Sehrohr. Nur Fischdampfer und Zerstörer werden angetroffen, die eifrig nach dem U-Boot suchen.

Es wäre zwecklos, hier noch länger zu verweilen. Es wird sicher noch lange dauern, ehe die englischen Linienschiffe und Kreuzer sich vom lähmenden Schrecken erholt haben und wieder aus den Schlupfwinkeln herauskriechen. Schließlich hat auch die Besatzung von „U 21" nach wochenlanger Fahrt und all den vielen Strapazen eine Erholungspause reichlich verdient. Daher entschließt sich Hersing am 1. Juni, Budrum anzulaufen. Nur eine Nacht der Ruhe, dann ist „U 21" wieder auf der Fahrt durch das Ägäische Meer. Noch immer ist die See um Gallipoli frei vom Feind. So läuft



Kapitänleutnant Hersing

„U 21“ torpediert die „Majestic“



„Majestic" treibt kieloben vor dem Sinken

das sieghafte Boot in die Dardanellen ein und macht am 5. Juni, von der Bevölkerung umjubelt, im Goldenen Horn fest.

Schonungsloser Kleinkrieg

Es ist ein sehr dicker Strich, den Hersing dem General Hamilton durch seine Rechnung gerade in dem Augenblick gemacht hat, als er den Widerstandswillen der Türken genügend geschwächt und die Stellungen durch das wochenlange Feuer sturmreif glaubte. Hamilton hat noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, dem Stellungskrieg durch eine kraftvolle Offensive ein Ende zu bereiten und den Eltschitepe, wenn auch unter schwersten Opfern, zu erstürmen. Zäh verfolgt er dieses Ziel. Jetzt muß sofort gehandelt werden, ehe die Türken durch das Aussetzen des schweren Schiffsfeuers neue Kraft zum Widerstand gewinnen. Hamilton ist sich völlig im klaren, daß er in der nächsten Zeit auf eine Unterstützung durch die Linienschiffe wird verzichten müssen. Also angreifen, sofort angreifen. Er hat ja schon genügend schwere Artillerie an Land geschafft, und einige Kreuzer und Zerstörer werden sich, durch kleine Fahrzeuge geschützt, schließlich auch noch herauswagen.

Drei Tage lang herrscht in den englischen Stellungen eine beängstigende Ruhe, die Ruhe vor dem Sturm. Fieberhaft bereitet sich der Feind zum Angriff vor.

Am 4. Juni belebt sich das Meer wieder. Kreuzer und Torpedoboote tauchen auf. Schlagartig setzt gegen 11 Uhr ein Trommelfeuer ein. Aus allen Schiffsgeschützen und

Landbatterien konzentriert sich ein mörderisches Feuer auf die vordersten Gräben. Bald sind sie in eine Wolke von Staub, Eisen und Rauch eingehüllt. 34000 Alliierte sind bereit, sich auf die Trümmer dieser Gräben zu stürzen. Plötzlich verstummt die Kanonade wie mit einem Schlage. Sprungbereit harren die Türken in den Unterständen hinter den zerfetzten vordersten Schützengraben. Da stürmen auch schon die ersten Linien des Feindes, wie aus dem Boden gewachsen, heran.

Sehr eindrucksvoll schildert ein Fremdenlegionär, der Schweizer Ferdinand Kugler, diesen Angriff in seinem Frontabschnitt: „Wir waren bald benebelt vom Pulverdampf. Hinter uns krachte und dröhnte die Artillerie, über uns sausten, pfiffen, explodierten die feindlichen Geschosse, von Zeit zu Zeit schlug's in unseren Graben, tötete oder verwundete; da schrie einer auf wie ein wildes Tier, dort röchelte einer am Boden. Die Erde schien in ihren Grundfesten zu zittern; in der Luft heulte und sauste es, die ganze Hölle schien los zu sein. Und wir, wir standen mit bleichen, verbissenen Gesichtern an den Schießscharten; der Schweiß schien Furchen auf unsere geschwärzten Wangen reißen zu wollen.

Endlich kam wie eine Erlösung das Zeichen zum Angriff, das Clairon jubelte in schmetternden Tönen das Signal, die Offiziere rissen die Säbel heraus, und hinüber ging es durch die Durchgänge in unserem Verhau, dem Tode entgegen. Furchtbar mähte das feindliche Feuer in unseren Reihen, trotzdem wir nur in kleinen Sprüngen vorgingen. Alle unsere Offiziere bis auf zwei, die meisten Unteroffiziere waren gefallen; ich hatte das Gefühl, mich in einer Bande Tobsüchtiger zu befinden, so schrien sie durcheinander, dazu das ohrenbetäubende Einschlagen der Schrapnells, das rasendmachende Geknatter der Maschinen-

gewehre, das Gewehrfeuer, das ein einziger gellender Schrei schien.

Und plötzlich übertönte ein scharfes, verzweifeltes Signal das Toben: Rückzug! Die Türken bereiteten einen Gegenangriff mit überlegenen Massen vor, und unsere fast vernichteten Reihen hätten den Stoß nicht aushalten können, außer gedeckt. Langsam, fortwährend feuernd, krochen wir zurück, unsere Verwundeten mit uns ziehend. Und da waren wir wieder im Graben, nicht einmal ein Drittel derer, die ausgerückt waren — —

Aber ausruhen gab's nicht, schon stürmten die Türken in dichten Reihen heran. Wir schauten zu den vieren hinüber, die von unseren Mitrailleusen übriggeblieben waren, die lächelten nur grimmig. Auf achtzig Meter ließen sie den Feind herankommen. Dann ging das Geknatter los, und die Türken stürzten um wie die Halme unter der Hand des Mähers, nur schneller. Wie das zuckte, die Hände vorwarf, Luftsätze machte, es war wie in einem schaurigen Marionettentheater. Hob einer etwa den Kopf oder bewegte er sich, wurde er sofort von unseren Kugeln niedergeworfen."

An der ganzen Front tobt der Kampf um die vordersten Stellungen weiter. Hier rennen Engländer und Franzosen vergebens gegen die fast eingeebneten Gräben an, denn die deutschen Maschinengewehre mähen sie nieder. Dort gehen türkische Bataillone mit dem Bajonett zum Gegenstoß über. In vielen Abschnitten haben sich die Feinde in wildem Fanatismus und verzweifelter Raserei im Handgemenge verkrampft. Kolben schmettern nieder, Bajonette stoßen, Handgranaten fliegen mitten in die Knäuel der sich auf dem blutgetränkten Boden wälzenden und ringenden Menschen, die Messer der Araber und die Kiri der Gurkhas blitzen, würgende Hände umklammern die Kehlen. In hundertfacher Gestalt rast der Tod über das Schlachtfeld,

die Luft ist erfüllt von wilden, heiseren Schreien, von grauenhaftem Ächzen der Verwundeten. Wie die Wellen der Brandung wogen die Menschenmassen hin und her, rollen vorwärts, weichen zurück.

Es wird Nachmittag. Der Kampf tobt erbittert weiter. Hamilton will die Entscheidung erzwingen, er muß sie erzwingen. In der Mitte und am Flügel links vom Sigindere ist es dem Feinde bereits gelungen, sich in den vordersten Gräben festzusetzen und sich dort einzugraben. Doch auf dem rechten Flügel, jenseits des Sigindere, ist es den Maschinengewehren geglückt, den Angriff zum Stehen zu bringen. Jetzt verstummt auch hier das Knattern der Maschinengewehre. Nichts Gutes ahnend, eilt Oberleutnant z. S. Boltz herbei: mit Entsetzen muß er feststellen, daß die Gräben von den Türken geräumt sind, denn ihr ganzer Halt — die Maschinengewehre — sind ausgefallen. Wohl ist eins noch unversehrt, aber die deutschen Matrosen liegen tot daneben. Welch eine Fügung des Schicksals, daß der Feind gerade jetzt mit dem Sturm ausgesetzt hat, um sich zu sammeln. Mit leeren Händen hätte er diese wichtigste Stellung besetzen können. Doch keine Minute ist zu verlieren. Schon kommen frische Reserven heran. Bootsmannsmaat Schaffoner springt an das Maschinengewehr, und ein Kugelregen fegt in die feindlichen Reihen. Bald hat Boltz ein zweites Maschinengewehr herangeschafft, und auch türkische Reserven füllen wieder die Gräben. Viermal stürmen die Engländer vor, und viermal bricht der Angriff vor diesen Stellungen zusammen. Sie bleiben in türkischer Hand.

Alle Versuche jedoch, die vordersten Linien auf dem linken Sigindereufer zurückzugewinnen, bleiben erfolglos. Immer neue Reserven gehen vor, kämpfen verzweifelt und todesmutig, kann doch der geringste Bodengewinn des Feindes die schlimmsten Folgen zeitigen.

Hier hatte Leutnant z. S. von Rabenau mit seinen Männern gekämpft, bis sie überwältigt wurden. In einer bastionartig vorspringenden Stellung hatten sie im Mittelpunkt ihre Maschinengewehre eingebaut. Vernichtend fegen ihre Kugeln in die Reihen der anstürmenden Engländer. Alle ihre frontalen Angriffe brechen zusammen. Rabenau achtet weder auf seine eigenen Wunden, noch auf den Tod, der nach seinen Männern greift. Niemand schaut nach rechts oder links. Nur schießen, schießen. Sie merken nicht, daß die Türken aus den seitlichen Gräben gewichen sind, daß der Feind dort eindringt, daß er ihre Stellung umgeht. Sie stehen auf ihrem Posten und weichen nicht. Doch da stürmen bereits die Feinde von rückwärts heran. Heraus mit den Pistolen, drauf mit den Fäusten. Nur kurz ist das Ringen, dann ist die kleine Schar überwältigt. Der schwerverwundete Rabenau wird fortgetragen, und nur wenige Überlebende, der tapfere Obermatrose Peters unter ihnen, müssen ihm in die Gefangenschaft folgen.

So fiel diese kleine Bastion, dieser Eckpfeiler des Frontabschnittes. Und nun müssen die türkischen Bataillone immer wieder vorstürmen, um ihre Stellungen zurückzugewinnen, und verbluten. Es wird Nacht. Neue Reserven treffen ein, werden sofort eingesetzt. Nach blutigem Ringen gelingt es auch wirklich, einen Teil der verlorenen Grabenstücke dem Feinde wieder zu entreißen. Allmählich verstummt der Schlachtenlärm. Hin und wieder knattert noch Gewehrfeuer durch die Nacht. Dann wird es still. Nur das Stöhnen und Wimmern der Schwerverwundeten, die zwischen den Stellungen liegen, ist vernehmbar. Niemand kann ihnen Hilfe bringen.

Freund und Feind sind am Ende ihrer Kraft. Untätig sitzen die Engländer und Franzosen in ihren Gräben. Wiederum verpaßt der Gegner einen günstigen Moment,

seine Teilerfolge und die zeitweilige Schwäche der Türken auszunützen. Ein heilloser Wirrwarr herrscht in den türkischen Verbänden. Von der neunten Division ist nur noch ein kläglicher Rest verblieben, und die eingesetzten Reserven der verschiedenen Divisionen sind vollständig durcheinandergewürfelt. Doch der Feind greift nicht an, weder in dieser Nacht noch am folgenden Tage.

So gewinnt General Weber Zeit, die Verbände zu ordnen und ein einheitliches Kommando wieder herzustellen.

Liman von Sanders hat befohlen, die verlorenen Stellungen um jeden Preis zurückzuerobern.

Fünf frische Bataillone werden hierfür zur Verfügung gestellt, und der Befehl Oberst Kannengießer übertragen. Die Nacht zum 6. Juni bricht an. Kurz nach Mitternacht treffen die ersten Truppen bei den Ruinen von Kirthe ein. Um 3 Uhr 30 sind die Sturmbataillone versammelt und gehen vorsichtig vor. Der Feind wird durch den plötzlichen, mit Ungestüm vorgetragenen Angriff völlig überrascht und überrumpelt. Natürlich ist der unermüdliche Boltz mit seinen Maschinengewehren auch wieder dabei.

Nur kurz ist das Ringen. Ein verlorener Graben nach dem anderen wird erstürmt, und bald ist die alte Stellung wieder vollständig in türkischer Hand. Siebzehn englische Maschinengewehre und viel Kriegsmaterial werden erbeutet. General Hamilton ist aber um eine Hoffnung ärmer, die Hoffnung, endlich die Siegesfahnen auf dem Eltschitepe wehen zu sehen.

Der Stellungskrieg geht weiter.

Oberleutnant z. S. Boltz und die so stark gelichtete Schar seiner Getreuen sind in Ruhestellung, denn was sie in den letzten Tagen und Nächten geleistet, ging über Menschenkraft. Da bringen zwei türkische Soldaten einen

deutschen Matrosen zu ihnen. Ja, das ist doch ihr guter Kamerad und Waffengefährte Peters, der Obermatrose Peters! Ganz verhungert scheint er zu sein, kann vor Ermattung kaum auf den Beinen stehen, und die Zunge klebt ihm am Gaumen. Er ist fast verdurstet. Schnell Wasser her. Dann schläft Peters wie ein Toter, schläft den ganzen Tag. Erst abends kann er sprechen, von seinem Abenteuer berichten. Er erzählt, wie sie gekämpft haben, wie sie umgangen und überwältigt wurden, wie die Engländer seinen Leutnant forttrugen und auch ihn abführten. Durch viele Gräben und Verbindungswege haben sie ihn geführt, die beiden kräftigen Engländer, immer weiter in ihre Stellungen hinein, in die Gefangenschaft. Er will aber nicht in die Gefangenschaft, er will zu seinen Kameraden, will kämpfen. Kaum hat sich der eine Begleiter entfernt, so saust auch schon eine derbe Seemannsfaust auf den zweiten nieder, und fort ist Peters. Er rennt den Weg zurück, den er eben geführt worden war. Niemand hält ihn auf. Er springt in den verlorenen türkischen Graben, doch die darin befindlichen Engländer kümmern sich in der allgemeinen Aufregung nicht um ihn. Er springt aus diesem Graben wieder heraus und rennt vorwärts, doch die Kugeln aus den türkischen Stellungen pfeifen ihm jetzt entgegen. Er muß in einem tiefen Granattrichter zwischen den Stellungen Deckung suchen. Hier liegt nun Peters und kann sein unfreiwilliges Gefängnis nicht verlassen. Kaum steckt er den Kopf über den Rand, so pfeifen die Kugeln, jetzt von beiden Seiten. Erbarmungslos sengt die Sonne. Die Durstqualen werden unerträglich, der Hunger plagt. Zwei Tage und zwei Nächte liegt er hier, und der Hoffnungsschimmer auf Rettung verblaßt mehr und mehr. Die Hitze ist nicht mehr zu ertragen. Wasser, Wasser — — doch nur die Granaten heulen über ihn hinweg. Die Kräfte schwinden. Die zweite

Nacht geht zur Neige. Träumt er, oder sind es Fieberphantasien? Fernes Kampfgetöse dringt an sein Ohr. Immer näher und stärker schwellen die Allahrufe an, und dann ist auch Peters schon aus dem Granattrichter heraus, mitten unter den vorstürmenden Waffengefährten. Und nun ist er wieder bei seinen Kameraden, bei seinem Oberleutnant Boltz, kann weiterkämpfen, statt in der Gefangenschaft zu schmachten.

„Ich habe ja nur meine Pflicht getan, Herr Oberleutnant." Mit diesen schlichten Worten schließt der Obermatrose Peters seinen Bericht.

Bald sitzt er wieder mit den Kameraden in den vordersten Stellungen. Maschinengewehre gibt es ja jetzt genug, viele schöne englische Maschinengewehre, und die Munition dazu. Die schießen doch genau so gut wie die eigenen. Wenn die englische Munition nicht ausreicht, so wird nur ein anderer Lauf eingesetzt, und dann knattern sie weiter.

Wieder sind die Armeen nach dem letzten vergeblichen Durchbruchsversuch der Alliierten vom Erdboden verschwunden, haben sich in die Unterstände und Löcher verkrochen. Nur in den vordersten Gräben ist ein ständiger Kampf. Jede Blöße des Gegners wird sofort ausgenutzt. Handgranaten sausen, Gewehrsalven knattern. Nie verstummt der Donner der Geschütze, weder bei Tag noch bei Nacht. Ab und zu gelingt es dem Feinde, ein Stückchen Graben zu erobern, um bald durch einen Gegenstoß wieder vertrieben zu werden. Nirgends kommt der Feind einen Fußbreit vorwärts. Nur der Boden wird mit Menschenblut getränkt.

Stellungskrieg auf Gallipoli. Schonungsloser Kleinkrieg, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg, weder hüben noch drüben.

Wie ein riesiger glühender Ball zieht die Sonne täglich

ihre Bahn am wolkenlosen Himmel. Brütende, unerträgliche Hitze, flimmernde, unbewegliche Luft. Fegt einmal eine Bö über Gallipoli, so wirbelt der feine Sand auf, dringt in Augen, Nase und Mund, dringt in die Lungen, dringt in die Schußwaffen.

Zwischen den Stellungen dörren und bleichen die Gebeine der Gefallenen. Der süßliche, pestilenzialische Geruch macht das Atmen zur Qual, ist kaum noch zu ertragen. Auf keinem Flecken der Erde gibt es so viel Fliegen und Mücken wie hier auf dem kleinen wüstengleichen Dreieck. Zu Millionen schwirren sie in der Luft, bevölkern die Schützengräben und Unterstände. Es ist fast unmöglich, einen Bissen oder einen Löffel Suppe in den Mund zu zaubern, ohne daß einige Fliegen dabei wären. Kaum ist eine Konservenbüchse geöffnet, so sind schon die Fliegen drin, ein jedes Stück Fleisch ist sofort schwarz von Fliegen, und was das schlimmste ist — auch die frischen Wunden der Kämpfer. Es ist ein schwacher Trost, daß diese Plage beim Feinde noch schlimmer sein soll. Nur selten verstummt nachts das Kampfgetöse auf Gallipoli. Dann dringt aus den Schluchten das scheußliche Geheul der Schakale, die jetzt wahrlich nicht zu hungern brauchen.

Aber nicht nur Schakale schleichen in der Nacht Beute suchend herum. Auch die türkischen Soldaten gehen auf Beute aus. Es mangelt doch an allem: an Kleidung und Ausrüstung, an Proviant und Tabak, ohne den der Türke kaum auskommen kann. Beim Feinde gibt es das alles noch in Hülle und Fülle. Ist es da verwunderlich, wenn sich abends mehr und mehr Freiwillige zum Patrouillengang melden. In kleinen Trupps von fünf bis zehn Mann gehen sie vor und führen Kleinkrieg auf eigene Faust. Die Nächte sind dunkel, und oft ziehen auch Nebelschwaden, von See kommend, über die Stellungen dahin. Vorsichtig verlassen

die Patrouillen ihre Gräben, schleichen durch Gebüsch und Dorngestrüpp, kriechen und winden sich durch Drahtverhaue. Ihr einziger Schutz sind Geschicklichkeit und Vorsicht, ihre einzige Waffe das Messer und die Faust. Sie wissen: es geht auf Leben und Tod. Ein knackender, trockener Ast, ein sich aus dem Felsgeröll loslösender und hinabpolternder Stein können das Verderben bringen. Unendlich langsam geht es vorwärts. Immer wieder bleiben sie minutenlang liegen, lauschen in die Nacht hinaus. Sie wissen, daß um diese Zeit die Gräben nur schwach besetzt sind, daß den Feind, von der Hitze und den Kämpfen erschlafft, tiefster Schlaf überwältigt. Nur vorne in den Beobachtungsständen wachen die Posten. Näher und näher schleichen die Männer heran. Atemloses Lauschen, fieberhafte Erregung. Leise Stimmen dringen an ihr Ohr. Gleich ist es so weit. Vorsicht. Ein schwarzer Strich markiert sich vor ihnen. Das ist der Graben. Minuten atemloser Spannung. Ein Sprung und raubtiergleich stürzen sich zwei Gestalten auf die beiden Posten. Ein unterdrückter Schrei, ein kurzes Röcheln, dann wird es still. Konserven, Tabak, Schokolade, Feldtelefone, Waffen, Munition, sogar ein Scherenfernrohr bilden die Beute. Ein Gegenstand nach dem anderen wandert über den Grabenrand.

Meist bleiben die beherzten Männer noch weiter in solch einem Beobachtungsstand oder verbergen sich in einem Querstollen, bis die Ablösung des Horchpostens ahnungslos herankommt. Wieder ein kurzes, lautloses Ringen, und der Annäherungsweg zu den feindlichen Schützengräben ist frei. Wie oft gelingt es dann, ein unbewachtes Maschinengewehr, Munition und Kriegsmaterial zu erbeuten, wie oft müssen diese unerschrockenen Männer ihre Waghalsigkeit aber auch mit dem Leben bezahlen.

Stellungskrieg auf Gallipoli!

Mit jeder Woche versteift sich der Widerstand der Türken. Nicht nur, daß die Stellungen immer besser ausgebaut werden, sondern auch die Munition trifft reichlicher ein. Kapitän Pieper und seine deutschen Meister sind nicht umsonst Tag und Nacht auf den Beinen. Jetzt kann sich das Lagerleben der Feinde an der äußersten Südspitze nicht mehr so offen und frei abspielen, denn die türkischen Geschütze haben auch schon täglich einige Granaten hierfür übrig. Auch die auf der asiatischen Seite bei Intepe aufgestellten Schiffsgeschütze brauchen nicht mehr dauernd zu schweigen. Ihre Granaten reichen gerade noch bis zu der Landungsstelle des Feindes, wo dieser sich im flachen Wasser durch Versenkung von Schiffen einen Hafen mit Anlegebrücken ausgebaut hat. Oft werden Transporter von den Granaten erwischt, oft bersten sie mitten unter den landenden Truppen und machen das Ausladen der Vorräte zu einer wenig angenehmen Beschäftigung.

Und noch eine neue Waffe besitzen jetzt die Türken. Von weit her sind Flugzeuge herübergekommen. Deutsche Kampfflieger haben sie, fremde Länder überfliegend, hergesteuert. Welch unbeschreiblicher Jubel herrschte in den Schützengräben, als das erste Flugzeug mit dem Eisernen Kreuz über ihren Stellungen seine Kreise zog. Jetzt gibt es bereits eine ganze Fliegerabteilung unter Hauptmann Serno. Nun ist es aus mit dem unglaublichen Übermut der feindlichen Flieger, die bisher ungestraft über den türkischen Gräben und im Hintergelände umherschwirren konnten, mit den silberglänzenden Bomben unter dem Rumpf, die sie den türkischen Soldaten auf die Köpfe warfen. Oberleutnant Buddeke holt allein sieben englische Flugzeuge herunter. Ständig spielen sich jetzt über den Stellungen heiße Luftkämpfe ab, und in fiebernder Erregung folgen die Söhne Anatoliens dem atemberaubenden Duell im blauen Äther.

Unermüdlich scheinen diese deutschen Flieger zu sein. Bei jedem Wetter, bei Tag und bei Nacht surren die Motoren, fallen die Bomben auf die Magazine und Munitionslager des Feindes, auf die Transporter oder in die landenden Verstärkungen.

Die Sperre

Natürlich ruht sich auch Hersing mit „U 21" nicht dauernd in Konstantinopel auf seinen Lorbeeren aus, sondern kreuzt viel um Gallipoli und im Ägäischen Meer herum. Er muß jedoch verdammt vorsichtig sein, denn überall lauern auf ihn heimtückische Fallen, die die Engländer in Gestalt von Netzen und Minen ihm zu Ehren ausgelegt haben. Der U-Boot-Schreck wirkt sich noch immer lähmend auf den Engländer aus. Wenn auch hin und wieder Kriegsschiffe mit ihren Kanonen in die Landkämpfe eingreifen, so ist ihr Feuer nervös und unsicher, trotzdem sie von einem ganzen Schwarm kleiner Schutzfahrzeuge umgeben sind. Wie glücklich sind die Truppen in den Gräben, daß sie allein schon die Anwesenheit eines deutschen U-Boots von der Stahlhölle der Panzerungeheuer befreit hat. Jetzt können sie wieder standhalten, trotz der pausenlosen Stellungskämpfe, trotz der Sonnenglut, trotz der vielen Entbehrungen.

Der Verkehr der Transporter zwischen Imbros und Gallipoli findet jetzt meist nachts statt, und tagsüber werden die Transporter am Ufer sorgfältig gesichert. Hersing kommt nicht zum Schuß.

Erst am 4. Juli glückt es ihm, seinen Torpedo mit gutem

Erfolg anzubringen. Bei Kap Tekke sichtet er einen großen Transporter mit zwei roten Schornsteinen, zwei Lazarettschiffe und vier kleine Transporter, umgeben von Zerstörern und Fischdampfern. Die See ist spiegelglatt und viele scharfe Gläser streichen suchend über die Meeresfläche. Auf achthundert Meter verläßt der Bugtorpedo das Rohr. Wie eine Meute stürzen sich die Sicherungsstreitkräfte auf das Boot. Hersing muß in die Tiefe. Erst später konnte er feststellen, daß es der französische Dampfer „Chartago" war, den „U 21" zu den Fischen geschickt hatte.

Fast wäre das U-Boot zwei Tage später selbst einer englischen Mine zum Opfer gefallen. Auf der Linie Kap Tekke—Imbros sichtet Hersing zwei friedlich nebeneinanderliegende Fischdampfer. Was suchen sie hier? Das scheint sehr verdächtig. Sollten sie ein U-Boot-Netz bewachen oder gar ein Minenfeld? Schon hat der eine Dampfer das Sehrohr bemerkt, heißt die Alarmflagge und steuert mit hoher Fahrt auf das Boot zu. „U 21" geht in die Tiefe. Zwanzig Meter, zweiundzwanzig — da, dicht am Boot achtern eine heftige Detonation. Fast alle Lampen erlöschen, die Wasserstandsgläser zerschlagen, im Turm und in der Zentrale versagen viele Kommandoelemente. Doch der Bootskörper hält dicht. Nirgends ist Wassereinbruch festzustellen. Nur die Tauchtanks scheinen beschädigt. Da haben die Männer auf „U 21" noch einmal verteufeltes Glück gehabt!

Wenn „U 21" nun für längere Zeit in einem Dock verschwinden muß, so haben die Engländer trotzdem wenig Grund, erleichtert aufzuatmen, denn inzwischen sind in Konstantinopel weitere deutsche U-Boote angelangt. In zerlegtem Zustand von Deutschland per Bahn nach Pola expediert, wurden sie dort wieder zusammengesetzt. Einige von ihnen besitzen überhaupt keine Angriffswaffen. Dafür werden sie mit Maschinengewehren, Erzeugnissen der

Feinmechanik, Chemikalien und all den vielen für die Kriegsführung so unentbehrlichen Sachen vollgepfropft und bringen diese, im Kriegsgebiet unter Wasser laufend, unbemerkt und jubelnd empfangen nach Konstantinopel.

Aber auch kampffähige U-Boote gelangen auf diesem Wege dorthin. Zwar sind sie nicht so groß wie „U 21", jedoch seetüchtig genug, um größere Kreuzfahrten unternehmen zu können. Bald hier, bald dort sichtet der Feind ein Sehrohr oder eine Torpedolaufbahn. Nur in ihren Schlupfwinkeln können sich die Schiffe noch sicher fühlen. Überall wittern sie Gefahr, in jeder auf dem Wasser schaukelnden leeren Konservenbüchse glauben sie ein Sehrohr gesichtet zu haben. Die U-Boot-Panik hat sie gepackt.

Doch fieberhaft arbeitet der Gegner daran, diese Gefahr mit neuen Abwehrmitteln zu parieren. Überall lauern seine Netz- und Minensperren. Kleine, flinke Monitore treffen ein. Sie liegen ganz flach auf dem Wasser und können daher von Torpedos kaum erreicht werden. Schwerkalibrige Geschütze befinden sich auf Deck dieser Monitore. Bald wagen sich auch große Schiffe, gegen U-Boot-Angriffe besonders geschützt und ausgerüstet, wieder aus ihren Schlupfwinkeln heraus. Wieder schwillt der Geschützdonner zu ungeheurer Wucht an, wieder prasselt ein Stahlhagel auf die türkischen Stellungen nieder. Doch die Atempause von einigen Wochen hat genügt, um die Unterstände auszubauen und im Hintergelände in den Hohlwegen gedeckte Stellungen für die Reserven zu schaffen.

General Hamilton weiß nur zu gut, daß der Stellungskrieg für ihn den Anfang vom Ende bedeutet. Wenn er sein Ziel — die Front zu durchbrechen — aufgeben würde, so ist ja das ganze Ringen nur ein zweckloses Morden. So nah ist der Eltschitepe, greifbar nah. Diese teuflischen Türken, von Deutschen geführt, halten aber eisern stand. Er muß diesen Riegel zerbrechen.

Kaum treffen die erbetenen frischen Truppen ein, so läßt sie Hamilton immer wieder gegen die türkischen Stellungen Sturm laufen. Wie die Schlacht vom 4. bis 7. Juni ergebnislos verlief, so brechen auch die großen Angriffe am 21. und 28. Juni sowie am 12. Juli blutig zusammen. Was hilft es, daß die englischen Kanonen von Land und von der See auf den türkischen Verteidigungslinien herumhämmern und alles Leben zu vernichten glauben. Kaum verlassen die Sturmkolonnen ihre Gräben, so donnern die türkischen Batterien los, knattern die Maschinengewehre aus flankierenden Stellungen. In den fast eingeebneten vordersten Gräben wird es wieder lebendig, Reserven eilen aus den Unterständen herbei und stürzen den Angreifern mit Handgranaten und gefälltem Bajonett entgegen. Wilde Nahkämpfe, erbittertes Handgemenge, schonungsloses Ringen und Ströme von Blut. Können einige eroberte Schützengräben all die großen Opfer, all das viele Blut aufwiegen? Was hilft es, wenn von der türkischen Front etwas abbröckelt, was nutzt der Bodengewinn von einigen Metern?

Und wieder erstarrt die Front im Stellungskrieg. Wenn die beiden Fronten bisher allen Anstrengungen des Gegners, sie mit ungeheurem Materialaufwand zu erdrücken, unerschüttert trotzten, so lastet auf Liman von Sanders doch schwer der Gedanke an die Zukunft seiner Armee und das Schicksal der Dardanellen. Ströme von Blut sind bereits vergossen, Stöme von Blut wird es noch kosten, und kein Ende ist abzusehen. Sechzigtausend Mann stark war seine Armee, als der Feind landete. Sechzigtausend Mann sind aber bereits ausgefallen. Immer neue Divisionen mußten aus allen Teilen des Reiches herangezogen werden, um diese furchtbaren Lücken auszufüllen. An manchen Großkampftagen verloren sie über die Hälfte ihres Bestandes. Vierzehn Divisionen sind jetzt auf dem beschränkten Raum von

Gallipoli konzentriert, vierhundertfünfzigtausend Mann, die Blüte des Osmanenreiches. Diese riesige Armee muß verpflegt und versorgt werden, falls sie nicht, wie im Balkankriege, den schlimmsten Feinden — Hunger und Epidemien — zum Opfer fallen soll.

Dies ist die größte Sorge des Marschalls. Der Nachschub von Lebensmitteln auf dem Landwege ist undurchführbar. Es wären gar nicht so viel Transportmittel aufzubringen gewesen, um die täglich erforderlichen vier- bis fünfhundert Tonnen Verpflegung mit Ochsenkarren und auf Kamelen heranzuschaffen. So ist dieser Nachschub nur auf den Seeweg angewiesen. Die vorhandenen Bestände sind im Laufe der Zeit aufgebraucht, und die türkische Armee lebt nur noch von der Hand in den Mund. Stockt einmal die Zufuhr, so müssen die Soldaten warten und hungern. Sie stockt aber häufig, denn die feindlichen U-Boote verursachen manche unersetzlichen Verluste.

Es gelingt ihnen immer wieder trotz der starken Gegenwirkung, der so manches Boot zum Opfer fällt, in das Marmara-Meer durchzubrechen. Ist einmal so ein U-Boot glücklich in das Marmara-Meer gelangt, so treibt es dort zwei bis drei Wochen sein Unwesen. Dampfer, Schleppzüge und sogar einzelne Segler werden angegriffen, und nur mit größter Mühe gelingt es dann in dieser Zeit, der Armee eine kümmerliche Ernährung zu sichern. „E 11" dringt sogar bis Konstantinopel vor und schießt seine Torpedos auf die im Hafen liegenden Schiffe. Ein Leichter fliegt in die Luft, der deutsche Dampfer „Stambul" erhält ein Leck, und ein Torpedo jagt in die Kaimauer, die Hafenbevölkerung in große Aufregung versetzend.

Es muß etwas geschehen, um die Armee vor einer Katastrophe zu behüten. Es muß den feindlichen U-Booten das Eindringen in die Meerengen unmöglich gemacht werden.

Die Engländer haben es leicht, überall ihre Stahlnetze auszulegen. Auch die Dardanellen könnten durch solch eine Netzsperre geschlossen werden. Woher sollen aber die hierzu erforderlichen Anker, Ketten, Bojen und vor allen Dingen das Drahttauwerk hergenommen werden. Die Türken behaupten, sie hätten nichts, ihre Arsenale wären leer. Doch die Deutschen wollen sich nicht damit zufrieden geben. Sie denken gar nicht daran, die Flinte sofort ins Korn zu werfen. Es muß ein Weg gefunden werden, die Armee muß vor einer Katastrophe bewahrt bleiben.

Unermüdlich schnüffelt Kapitänleutnant v. Tippelskirch im Marinearsenal und vielen anderen Winkeln der weitverzweigten Hafenanlagen herum. Ungeahnte Mengen von Ankern, Ketten, Bojen und anderem erforderlichen Material werden dort ans Tageslicht befördert. In allen Ecken findet sich etwas Brauchbares, oft seit Jahrzehnten unter Schutthaufen begraben. Inzwischen reist Kapitänleutnant d. R. Hoefer kreuz und quer durch das Land. Kein Bergwerk, kein Betrieb bleibt ohne seinen Besuch. Große Mengen ausgemusterten Drahttauwerks werden aufgestöbert und das Material häuft sich auf einem großen freien Platz im Arsenal. Bald haben die türkischen Matrosen es gelernt, das Drahttauwerk zu bearbeiten und Netze mit Maschen von vier mal vier Meter herzustellen. Sechzig Meter lang und dreißig Meter tief ist solch ein Netz. An den unteren Ecken werden steinerne Kanonenkugeln befestigt, um durch ihr Gewicht das Auftreiben der Netze in der starken Strömung zu verhindern. Aus uralten Zeiten stammen diese steinernen Kugeln, liegen überall in den Forts herum.

Unterdessen ist Korvettenkapitän Lorey unermüdlich am Werk, an der schmalsten Stelle der Dardanellen bei Nagara die Bojen, an denen die Netze aufgehängt werden sollen, zu verankern. Es ist infolge der starken Strömung eine

schwierige, großes seemännisches Geschick erfordernde Aufgabe. Natürlich konnte den Späheraugen feindlicher Flieger der Bau der Sperre nicht lange verborgen bleiben. Tagtäglich erscheinen nun ihre Geschwader von drei bis vier Flugzeugen und versuchen durch Bombenabwürfe die Sperre zu zerstören und die Weiterarbeit zu verhindern. Doch die Abwehrbatterien zwingen sie, sich in großer Höhe zu halten, und ihre Bomben verfehlen daher das Ziel. An manchen Tagen sausen auch Granaten, von Kriegsschiffen über Gallipoli hinweggeschleudert, zu den arbeitenden Mannschaften herüber. Doch mit aller Energie wird an der Fertigstellung der Netzsperre weitergeschuftet und Ende Juli ist das Werk vollbracht. Ein Netz von 1550 Meter Länge liegt quer über die Dardanellen verankert. Doch bald stellt sich heraus, daß die U-Boote dieses Netz unterfahren. Nach und nach werden die Netze durch solche von siebzig Meter Tiefe ersetzt.

Auch vor Akbasch wird auf Ersuchen Liman von Sanders' eine Schutzsperre ausgelegt, um die im dortigen Hafen liegenden Schiffe vor Torpedotreffern zu bewahren. Hier werden fast alle für die 5. Armee bestimmten Transporte gelöscht und für die U-Boote fanden sich daher stets lohnende Ziele. Wieder ist eine undurchführbar scheinende Aufgabe durch deutsche Energie und Tatkraft gelöst. Es bleibt nur zu hoffen, daß diese Netzsperre sich voll bewähren wird.

Gewitterschwüle

Unterdessen tobt der Stellungskrieg auf Gallipoli weiter. Unbarmherzig brennen die senkrecht herabfallenden Strahlen der Sonne. Nirgends ein Baum, nirgends Schatten,

der Schutz bieten könnte. Epidemien brechen bei den Feinden aus, doch auch die Türken haben starke Ausfälle durch Krankheit und Entkräftung zu beklagen. Eisern hält jedoch die türkische Front.

Jetzt muß Hamilton endlich einsehen, daß er so sein Ziel nie erreichen wird. Drei Monate hat er mit Einsatz aller Kräfte den Kampf geführt und ist in diesen drei Monaten in der Mitte der Front nur um tausend Meter vorwärtsgekommen. Was bedeuten schon tausend Meter blutgetränkten Bodens, wenn die Türken die verlorengegangenen Gräben hinten wieder anbauen? Die Front bleibt gleich stark, die Tiefe der Stellungen ebenfalls und der Widerstand auch. Nur an beiden Flügeln ist es gelungen, etwas mehr Boden zu gewinnen.

Es ist für Hamilton ein ziemlich einfaches Rechenexempel, er kann es fast an den Fingern abzählen, wie lange es noch dauern würde, in diesem Schneckentempo sein Ziel — den Eltschitepe — zu erreichen, und welche Opfer an Menschenleben gebracht werden müßten. Man kann schließlich nicht mit dem Kopf durch die Wand. Viele Transportschiffe mit frischen Truppen dampfen bereits durch das Mittelländische Meer. Soll er sie wieder auf diesem verhexten Landdreieck ausladen und sinnlos in die Hölle, in den sicheren Tod treiben? Hamilton zerbricht sich den Kopf, Churchill, Kitchener und viele andere Männer am grünen Tisch ebenfalls.

Es muß etwas geschehen, es muß ein ausschlaggebender Erfolg erzielt werden. Nicht nur Englands Ansehen steht auf dem Spiel, sondern auch das verbündete Rußland bedarf sofortiger Hilfe, denn die Gefahr des Zusammenbruchs seiner riesigen Front naht mit Riesenschritten, unabwendbar und in den Folgen unübersehbar wie eine Naturkatastrophe. Bei Tarnow hat Generalfeldmarschall

Mackensen die russische Front durchbrochen, in Kurland gehen die deutschen Truppen ebenfalls vor, und in Polen fällt an der Weichsel eine Festung nach der anderen. Die russischen Kanonen verfügen nur noch über zwei bis drei Schuß pro Tag. Die Infanterie hat keine Gewehre und verblutet. Wie oft kommt es jetzt vor, daß Regimenter in die Schlacht geführt werden, bei denen ein Drittel der Soldaten ohne Gewehre ist. Sie müssen buchstäblich mit leeren Händen unter dem feindlichen Feuer vorgehen, müssen warten, bis die vor ihren Augen kämpfenden Kameraden fallen, um sich mit ihren Gewehren zu bewaffnen. Und in den Häfen des Mittelmeeres liegen die mit Kriegsmaterial beladenen Schiffe, warten, daß Hamilton ihnen den Weg durch die Dardanellen öffnet. Rußlands Hilferufe werden immer lauter, verzweifelter.

Eigentlich müßten diese Hilferufe, die ständig wachsende Gefahr des Zusammenbruches ihres Verbündeten die Engländer zu energischem sofortigem Handeln zwingen. Doch wieder geht, wie auch bisher in den eine schnelle Entscheidung erfordernden Situationen, viel kostbare Zeit verloren. Die Männer am grünen Tisch verhandeln, verhandeln sechs lange Wochen, ehe sie zu einer Einigung gelangen.

Unterdessen wartet Rußland vergeblich auf Hilfe, wartet auch Hamilton auf die Entscheidung, verbluten seine Truppen in der Hölle von Gallipoli.

Eine ereignisschwangere Atmosphäre brütet über Gallipoli, eine Atmosphäre, die kaum noch zu ertragen ist, die sich bald entladen muß. Unzählige Gerüchte schwirren umher, die natürlich auch das türkische Hauptquartier erreichen. Liman von Sanders hat nicht viel übrig für Gerüchte. Für ihn ist nur eins wichtig: die zuverlässigsten Nachrichten, daß auf Imbros große Truppentransporte eintreffen, die ein untrügliches Zeichen für bevorstehende neue Landungen sind.

Wieder beginnt das Rätselraten, an welchen Stellen der Halbinsel der Feind wohl seine neue Armee an Land werfen wird. Ob er den Versuch unternehmen wird, im Saros-Golf bei Bulair zu landen, um die ganze Halbinsel abzuriegeln, oder in der Suvlabucht — mit den beherrschenden Höhen des Kodjadschemendagh und des Massivs des Sari Bair als siegverheißendes Ziel —, oder dicht hinter der Südfront am Kajaltepe, um diese Front von rückwärts zu fassen und aufzurollen? Ebenso ist ja eine Landung auf der asiatischen Seite nicht gänzlich ausgeschlossen. Schließlich ist ein erneuter Großangriff an der bisherigen Südfront nicht von der Hand zu weisen, in der Hoffnung, mit Hilfe der neuen Armee die Stellungen zu überrennen und den Eltschitepe doch noch zu erobern.

Wie damals vor der ersten Landung im April, muß der Marschall auch jetzt seinen ganzen Weitblick, das ganze strategische Können in die Waagschale werfen, um den undurchdringlichen Schleier zu lüften und rechtzeitig alle Maßnahmen, Dispositionen und Truppenverschiebungen vorzunehmen, die imstande wären, den neuen großen Schlag des Feindes zu parieren und abzuwehren. Wie ein Gespenst mit einer riesigen eisernen Faust schwebt die neue drohende Gefahr über Gallipoli. Wo wird dieser Faustschlag niedersausen?

Viele Tage hindurch sitzt der Marschall bis in die tiefe Nacht hinein über seine Generalstabskarten gebeugt. Jede Möglichkeit wird erwogen, nichts unberücksichtigt gelassen. Dann trifft er die Entscheidung: zwanzigtausend Mann an den Sarosgolf, zwanzigtausend auf die asiatische Seite, die 9. Division mit ihrem neuen Kommandeur — Oberst Kannengießer — zum Kajaltepe, um einer Landung zwischen Ariburnu und Sed ul Bahr entgegentreten zu können, eine Division in Reserve und die übrigen achtzig-

tausend Mann in oder unmittelbar hinter die bestehenden Kampffronten.

Ende Juli bringen die deutschen Aufklärungsflugzeuge die Meldung, daß die Zahl der auf den Inseln konzentrierten Truppen von Tag zu Tag zunimmt. Schiffe tauchen nach langer Zeit wieder im Sarosgolf auf. Vor Kabatepe herrscht auf See ein reges Leben. Schiffe kommen und gehen. Mehr und mehr schwillt das Feuer der feindlichen Artillerie an beiden Fronten an. Gewitterschwüle liegt über Gallipoli. Große Spannung herrscht im Hauptquartier, in nervöser Erwartung harren die Truppen in ihren Stellungen. Unerträglich und unendlich quälend ist diese Ungewißheit. Jeden Tag, ja jede Stunde kann sich dies drohende Gewitter entladen. Die türkische Armee ist bereit!

Auf des Messers Schneide

Vom Kajaltepe reicht der Blick weit auf das Ägäische Meer hinaus. Deutlich kann man mit dem Doppelglas die Insel Imbros und ihre große Bucht mit dem Hafen beobachten.

Heute, am 6. August, scheint es dort besonders lebhaft zuzugehen. Noch nie ist die Zahl der versammelten Kriegsschiffe und Transporter so groß gewesen. Dicke Rauchwolken steigen aus unzähligen Schornsteinen zum wolkenlosen Himmel. Der Feind scheint nun endlich zum entscheidenden Schlag ausholen zu wollen. Kreuzer, Monitore und Zerstörer laufen aus. Wie eine schwimmende, kanonengespickte Stahlfestung nähert sich diese Armada, umgeben von einem Schwarm kleiner, schneller Fahrzeuge und Fischdampfer.

Alarmbereitschaft an den Fronten, Alarmbereitschaft bei den Reserven, größte Spannung in den Lehmhütten des Hauptquartiers bei Bigali. Der heutige Tag muß endlich Gewißheit bringen, den undurchdringlichen, geheimnisvollen Schleier lüften. Alles hängt an den Telefonstrippen. Die Sonne nähert sich dem Zenit. Da treffen die ersten Meldungen von der Südgruppe ein: Feind hält von Land und See vorderste Linien unter schwerstem Feuer.

Es wird Nachmittag. Artilleriefeuer dauert an. — Kriegsschiffe und Transporter steuern in den Sarosgolf.

Südgruppe. Vier Uhr: Infanterie stürmt in großen Massen vor.

Nordgruppe. Vier Uhr dreißig: Trommelfeuer beginnt. Eine Stunde später: Infanterie geht vor. Linker Flügel gefährdet.

Heftige Nahkämpfe vor Kirthe. — Auf dem rechten Flügel die vordersten Gräben vom Feinde besetzt.

Die Dämmerung bricht an.

Hiobsbotschaft von der Nordgruppe: vorderste Stellung auf dem linken Flügel verloren. — Gegenangriffe haben begonnen.

Sarosgolf: Kriegsschiffe, Transporter. — Griechisches Freiwilligenkorps landet. — Schwache türkische Kavallerie geht vor.

Von der asiatischen Küste: Verdächtige Schiffsbewegungen. Feind landet noch nicht. — Erbitterte Kämpfe an den Fronten von Gallipoli.

Sarosgolf: Griechisches Freiwilligenkorps in die Boote gejagt. Einundzwanzig Tote zurückgelassen.

So überstürzen sich die Meldungen im Hauptquartier. Liman von Sanders läßt sich nicht so leicht irreführen. Er ist fest überzeugt, daß die blutigen Angriffe an den bisherigen Fronten nur zur Ablenkung der Aufmerksamkeit und zur Bindung der Reserven unternommen werden, daß auch

die versuchte Landung im Sarosgolf und die Schiffsbewegungen bei Kum Kalé nur Scheinmanöver darstellen. Noch immer hat der Feind den Schleier nicht gelüftet.

Es wird Nacht. Die erbitterten, verlustreichen Kämpfe dauern an. Doch jetzt horchen alle im Hauptquartier auf. Essad-Pascha meldet von Ariburnu: starke feindliche Kolonnen marschieren am Meeresufer in nördlicher Richtung. — Oberst Kannengießer mit der 9. Division sofort nach Norden in Marsch gesetzt.

Gegen Mitternacht neue Meldung: Transporter nördlich Ariburnu. — Landung an Suvlabucht hat begonnen.

Das sind zwei Tatsachen von ausschlaggebender Bedeutung. Endlich ist der Schleier gefallen, endlich kann gehandelt werden. Es muß auch sofort gehandelt werden, ohne eine Minute zu verlieren, denn eine große Gefahr wächst drohend empor.

Ein Umstand war dem türkischen Hauptquartier verborgen geblieben, und das konnte schwerwiegende Folgen zeitigen: in den letzten Nächten hatten die Engländer bei Ariburnu während der dunkelsten Stunden in aller Stille Verstärkungen gelandet und so gut verborgen, daß weder die Beobachtungsposten noch die Aufklärungsflugzeuge von diesen Vorgängen etwas merkten. So standen jetzt siebenunddreißigtausend Mann und zweiundsiebzig Geschütze zur Verfügung des Generals Birdwood. Daher die wuchtigen Angriffe bei der Nordgruppe, daher auch freie Divisionen, um sie längs dem Ufer in Marsch zu setzen. Wohin sie wollten, welchem Ziel sie unter dem Schutze der Nacht zustrebten, lag klar auf der Hand: die Stellungen der Nordgruppe umgehend, den Kodjadschemendagh und das Massiv des Sari Bair zu besetzen.

Wer zuerst diese beherrschenden Höhen in Besitz nimmt und sie hält, hat auch den Schlüssel zum Siege in der Hand.

Das Wettrennen um diese Höhen hat begonnen.

Noch ist niemand da, der die feindlichen Kolonnen aufhalten könnte. Die Höhenzüge sind von Truppen entblößt. Nur schwache türkische Sicherungen im Tale von Agildere und ein zerklüftetes, schwer zu überwindendes Vorgelände. Aber auf den Höhen, auf den Höhen ist niemand! Der Feind weiß es genau, denn seine Flieger haben es ja gemeldet. In zwei Kolonnen dringen sie weiter vor — Australier, Neuseeländer und Inder. Beim Morgengrauen wollen sie auf den Höhen sein. Hier entscheidet sich das Schicksal Gallipolis, der Meerengen und Konstantinopels.

An den Fronten der Süd- und Nordgruppen sind so schwere Kämpfe entbrannt, daß alle Reserven eingesetzt werden mußten und kein einziges Regiment entbehrt werden kann. Nur Oberst Kannengießer strebt mit seiner 9. Division dem gleichen Ziel wie die Engländer entgegen. Beschwerlich ist der Weg durch das zerklüftete Gelände. Er führt an der Front von Ariburnu vorbei, dessen ganzes Hintergelände unter schwerstem Artilleriefeuer liegt, er geht über Leichen. Im Eilschritt marschieren die Regimenter durch die Nacht, schweißgebadet und keuchend. Werden sie es bis zum Tagesanbruch schaffen? Oberst Kannengießer ist ihnen mit seinem Stabe vorausgeeilt. Die Granaten bersten ringsum, die Schrapnellkugeln prasseln nieder, die Pferde scheuen. Nur vorwärts, vorwärts!

Und noch ein kampferprobter Mann eilt mit seinen Leuten durch die Nacht, rennt mit dem Feinde um die Wette: Oberleutnant z. S. Boltz und seine Matrosen! Eben erst war seine neugebildete Abteilung von drei Offizieren, hundertfünfzig Mann und zwölf Maschinengewehren auf Gallipoli eingetroffen. Sie sollten nach einer kurzen Ausbildung wieder bei der Südgruppe eingesetzt werden. Da kommen die Alarmnachrichten vom Marsch feindlicher Kolonnen zum

Massiv des Sari Bair, und sofort bricht die Abteilung zur neuen Front auf. Wenn sie bloß schon da wären. Der Weg ist weit und strapazenreich. Die Blaujacken wissen, was auf dem Spiele steht. Nur vorwärts, vorwärts!

Mit sehr gemischten Gefühlen hat Oberst Kannengießer dem Befehl gehorcht und seine Stellungen vor dem Kajaltepe verlassen. Nur ein Regiment ist als Küstenschutz dort zurückgeblieben, und dieses Regiment kann die Stellung nicht auf die Dauer halten, falls dort eine Landung erfolgt. In zwei Monaten hat er unter dem Feuer der Schiffsgeschütze dieses Verteidigungswerk zwischen der Nord- und Südgruppe geschaffen, und in dieser Nacht erwartet er hier mit Sicherheit eine Landung. Aber ein Soldat hat zu gehorchen. Und vorwärts geht es durch die Nacht.

Der Morgen des 7. August dämmert herauf. Durch ein tiefes Tal reitet Oberst Kannengießer mit seinem Stab. Die Sonne geht auf. Da liegt vor ihnen der steile Hang des Djonk Bahir, des letzten Ausläufers des Kodjadschemendagh. Die Doppelgläser streichen über den Kamm. Kein Feind ist zu erspähen. Herunter von den Pferden und hinauf auf die Höhen. Die Sonne brennt erbarmungslos. Sich an Gestrüpp und Grasbüschel klammernd, klettern die Männer den steilen Hang hinan. Jetzt stehen sie oben. Weit über das zerklüftete Hügelland hinweg schweift ihr suchender Blick. Gott sei Dank, vom Feind ist noch nichts zu sehen. Die ganze Gegend aber ist von Schroffen, Tälern und Schluchten durchfurcht. In ihrem Schutze können die feindlichen Kolonnen bereits ganz nahe heran sein, und jeden Augenblick können die Vorhuten auftauchen. Die 9. Division jedoch ist noch nicht in Sicht. So steht der Divisionskommandeur ohne seine Division allein auf der Höhe, die es bis aufs Messer zu verteidigen gilt. Irgendwo müssen hier doch vereinzelte kleine Abteilungen postiert sein.

Bald wird eine kleine türkische Batterie mit etwa zwanzig Mann Infanterie als Deckung aufgestöbert. Nichts Böses ahnend, kampieren die Leute. Da wären ja die ersten Verteidiger. Immerhin besser als gar keine!

Plötzlich wird es an einer gegenüberliegenden Bergwand lebendig. Gurkhas tauchen, aus einem Tal kommend, auf und klettern bergan, langsam, müde, ausgepumpt. Immer größer wird ihre Zahl. Kaum fünfhundert Meter trennen sie von der dünnen türkischen Schützenlinie. Da knattern auch schon die Gewehre los und die Kugeln pfeifen zum Feinde hinüber.

Damned! Türken sind ja auf dem Bergrücken, der unbesetzt sein sollte! Sofort wirft sich der Feind hin, verschwindet in den Bodenfalten, rührt sich nicht und erwidert auch nicht das Feuer. Es kann nicht mehr lange dauern, dann hat er sich gesammelt, wird zum Sturm vorgehen. Nur zwanzig Verteidiger auf der Höhe, zwanzig Mann. Wo bleibt bloß die 9. Division. Immer wieder schweift der Blick Kannengießers in die Ferne, suchend, hoffend. Plötzlich gewahrt er, rückwärts schauend, eine Marschkolonne, die anscheinend von einer Übung kommt und ins Tal hinabsteigen will. Türkische Soldaten! Ganze zwei Kompanien eines fremden Regimentes! Egal. Vorwärts im Laufschritt!

Noch hat der Engländer nicht angegriffen, doch lange kann die Galgenfrist nicht mehr währen. Er kann einfach noch nicht angreifen, denn die Truppen sind vom Gewaltmarsch durch das unwegsame Gelände völlig erschöpft. In sechs Stunden sollten sie den Weg bewältigen und bei Tagesanbruch die beherrschenden Höhen besetzen. Jetzt ist es bereits sieben Uhr morgens, und noch immer ist das Ziel nicht erreicht. Sie können nicht mehr weiter, müssen sich unterhalb der Höhenmauer erst verpusten. Welch ein Glück, daß die Natur Gallipoli mit solch unwegsamem Gelände, all

den vielen Schroffen, Graten, Tälern und Geröll bedacht hat, denn sonst wäre die Katastrophe bereits da.

Jede Minute ist kostbar, jede Minute kann die Vorhut der türkischen Truppen auftauchen. Da kommen Reiter herangesprengt, sitzen ab, klimmen den Hang hinan: die Kommandeure der Infanterie-Regimenter 25 und 64 melden das baldige Eintreffen der vordersten Bataillone! Gott sei Dank! Eine ganze Stunde ist bereits gewonnen. Noch etwas Zeit, nur noch etwas Zeit!

Doch jetzt pfeifen plötzlich Maschinengewehrkugeln flankierend über den schmalen Höhengrat. Auf einer nahen Bergkuppe müssen sich die Gurkhas eingenistet haben, denn von dort tönt das Geknatter herüber. Oberst Kannengießer eilt zu seiner einzigen Batterie. Um ihn pfeifen die Kugeln. Das Maschinengewehr muß zum Schweigen gebracht werden. Die beiden linken Geschütze auf das Maschinengewehr! Feuer! Dann eilt Oberst Kannengießer weiter, will zum linken Flügel. Noch immer pfeifen die Kugeln. Der Kommandeur denkt nicht an die Gefahr, an Deckung, hat keine Zeit dazu. Voller Entsetzen sehen seine Leute, wie er plötzlich niedersinkt und regungslos liegenbleibt. Zwei Offiziere springen sofort hinzu, um den Schwerverwundeten aus dem Feuerbereich zu tragen. Die Uniform dieses tapferen, unermüdlichen Soldaten rötet sich mit Blut; eine Kugel hat seine Brust durchbohrt.

Oberst Kannengießer ist verzweifelt. Ausgerechnet jetzt, in diesen kritischen Stunden, muß ihn eine Kugel niederstrecken, muß er seine Division verlassen. Mit äußerster Willenskraft erteilt der Kommandeur seine letzten Befehle und übergibt dann seinem Generalstabsoffizier Major Hunussi-Bei das Kommando. Notdürftig verbunden, tragen ihn seine Leute auf einer alten blutgetränkten Tragbahre den steilen Abhang zum Weitertransport nach Konstantinopel

hinunter. Seine Gedanken aber weilen noch oben bei seiner kleinen Schar. Er weiß, daß der Sturm bald einsetzen muß, und wie leicht wird ihm ums Herz, als weiter im Tal die Vorhut seiner Division entgegenkommt. Doch noch haben sie ein gutes Stück Weges zu bewältigen. Werden sie es rechtzeitig schaffen?

Der Kommandeur ahnt nicht, daß noch eine andere Truppe den gefährdeten Höhen entgegeneilt. Auf dem äußersten rechten Flügel von Ariburnu kämpft die 19. Division unter Oberstleutnant Mustapha Kemal. Schon in den frühen Morgenstunden hat ihn die Nachricht von der großen Gefahr, die den nahe seinem Abschnitt liegenden Höhenzügen droht, erreicht. Seine ganze Division steht im schwersten Kampf mit den Australiern. Gewaltige Angriffe hat sie bereits abgewehrt, immer neue Sturmkolonnen wälzen sich heran. Doch kurzentschlossen befiehlt Mustapha Kemal, dieser energische, kluge und zielbewußte Führer, trotz der eigenen schwierigen Lage anderthalb Bataillonen, eiligst die nördlich befindliche Höhenlinie zu besetzen. Im Laufschritt eilen sie vorwärts.

Es ist neun Uhr geworden, als der Feind zum Angriff auf die den Kamm verteidigende kleine Schar ansetzt. Während die Engländer in Massen den Hang ersteigen und die Lage der Verteidiger immer kritischer wird, klimmen die Soldaten Mustaphas Kemals von der anderen Seite hinan. Oben tobt bereits der Kampf, und das Kampfgetöse spornt sie zu größter Eile an. Immer verzweifelter wird die Lage der Verteidiger. Noch immer ist die 9. Division nicht heran. Da erschallen in ihrem Rücken Allah-Rufe, und türkische Truppen stürmen herbei, die Soldaten Mustapha Kemals. Der feindliche Angriff stockt, und bald muß der Feind vor dem wohlgezielten Feuer zurückweichen. Das war Hilfe in höchster Not. Viel Zeit wird gewonnen, ehe der nächste

Angriff einsetzt. Unterdessen treffen bereits die ersten Bataillone der 9. Division ein.

Greifbar nahe war, wie schon sooft in diesem Ringen auf Gallipoli, für den Feind der Sieg, und doch ist es der Tatkraft eines Mannes wieder gelungen, noch rechtzeitig einen Riegel vorzuschieben. Doch die dem Feinde jetzt zur Verfügung stehenden Streitkräfte sind groß. Immer neue Sturmkolonnen sammeln sich in den gedeckten Schluchten und brechen vor. Unter schwerstem Artilleriefeuer der Schiffe liegt der Höhenkamm.

Es ist bereits Nachmittag, als Boltz mit seinen Maschinengewehren die heiß umkämpften Höhen erreicht. Während er mit acht Maschinengewehren zum rechten Flügel eilt, bringt Leutnant zur See d. R. Hildebrandt seine vier Maschinengewehre im Zentrum in der vordersten Linie in Stellung. Kaum einen halben Meter tief ist der in aller Eile ausgeworfene Graben. Furchtbare Kämpfe müssen hier getobt haben. Die türkischen Verteidiger sind bei der drückenden Hitze bereits dem Verdursten nahe und durch die ununterbrochen in ihrer Nähe krepierenden Granaten der Schiffsgeschütze sowie das Stöhnen der großen Menge im Graben liegender Verwundeten vollständig abgestumpft. Jetzt wälzt sich eine neue Angriffswelle den Hang hinan, unaufhaltsam und siegesbewußt. Da knattern die deutschen Maschinengewehre, speien Tod und Verderben in ihre Reihen. Neuer Mut und frische Kraft durchpulst wieder die abgekämpften türkischen Soldaten.

So tobt der Kampf hier auf den Höhen des Kodjadschemendagh, tobt erbittert bei Ariburnu, tobt an der Südspitze um den Eltschitepe. Die Engländer wollen eine Entscheidung erzwingen.

In diesen kritischen Stunden bittet das Armee-Oberkommando dringend um Unterstützung durch das indirekte

Feuer der Linienschiffe. Alle wußten aus Erfahrung, daß das Feuer der feindlichen Schiffsartillerie sofort nachließ, sobald die schweren Granaten des „Torgut" oder „Barbarossa" über die Berge und Schluchten hinweg zum Feinde gesandt wurden und die Stimmung und den Widerstandswillen der Soldaten stärkten. Dennoch kann sich der Flottenchef nur schwer entschließen, dieser Bitte nachzukommen. Im Kriegstagebuch des Admirals stehen die Zeilen: „Trotz der Gefährlichkeit durch gemeldete U-Boote gebe ich dem Drängen nach. Barbarossa erhält den Befehl auszulaufen und morgen früh mit Tagesanbruch Schießen zu beginnen."

Vor zehn Tagen ist die Netzsperre beendet worden und trotzdem treiben die im Marmara-Meer noch verbliebenen U-Boote ihr Unwesen. Erst gestern ist der Zerstörer „Peik" während der U-Boot-Jagd torpediert worden und nur mit größter Mühe gelang es dem Kommandanten, sein Schiff auf das nahe Ufer zu setzen. Jetzt sind einige Zerstörer mit Sicherung bei der Bergung des „Peik" beschäftigt, ein anderer ist auf U-Boot-Jagd, und die übrigen befinden sich im Schwarzen Meer zum Schutz von Kohlendampfern.

So steuert denn der alte „Heireddin Barbarossa" ohne Sicherung einsam durch das Marmara-Meer. Eine Menge Munition und Maschinengewehre für die Armee befinden sich an Bord. Am Großtopp weht der Stander des 2. Admirals, Kommodore Arif-Bei. Der „Barbarossa", dieser Veteran, kennt nur zu gut die Größe der ihn umlauernden Gefahr. Schon viele U-Boot-Attacken hat er erlebt, schon vielen Torpedos ist er im letzten Augenblick ausgewichen. Noch breitet die dunkle Nacht ihren schützenden Mantel über ihn. Dann dämmert der Morgen herauf. Eine leichte Brise kräuselt die See. Mit Zickzackkurs laufend, passiert das Schiff bereits Bulair. Mit größter Konzentration haften die Blicke vieler Augenpaare auf dem

Wasser. Jeden Moment kann ja ein Sehrohr auftauchen. Plötzlich schäumt das Wasser an Steuerbord auf, und eine Torpedolaufbahn nähert sich mit unheimlicher Geschwindigkeit. Mit Hartruder versucht noch der Kommandant dem todbringenden Torpedo zu entgehen. Die Abwehrgeschütze donnern los.

Zu spät!

Ein dumpfer Anprall, eine schwere Detonation, eine riesige Wassersäule in Höhe des vorderen Schornsteins, Feuer und Rauch. Stark legt sich das Schiff nach Steuerbord über, denn das Schott zum vordersten Heizraum ist gebrochen und die große Abteilung voll Wasser. Mit letzter Kraft versucht das treue Schiff die Küste zu erreichen. Doch immer stärker und hoffnungsloser wird die Schlagseite. Schwerste Gegenstände rollen bereits dröhnend über das Deck.

„Alle Mann aus dem Schiff!"

In vollster Ruhe, ohne die geringste Panik, tritt die Mannschaft an Deck und legt die Schwimmwesten an. Aber auch jetzt noch, in dieser letzten Minute, steht die Bedienung der 10,5-Zentimeter-Batterie an den Geschützen.

Bald kentert das Schiff. Nur noch kurze Zeit schwimmt es kieloben. Mit dem letzten Dampf drehen sich die Schrauben. Dann verschlingt es die unerbittliche See. Zweihundertdreiundfünfzig türkische Seeleute und der 1. Offizier folgen in die Tiefe, während die kleine deutsche Besatzung wie durch ein Wunder keinen einzigen Mann verliert.

Zweiundzwanzig Jahre hat dieses Schiff treu gedient, zuerst als „Kurfürst Friedrich Wilhelm", Flaggschiff der ersten deutschen Linienschiffs-Division, und dann, an die Türken verkauft, als „Heireddin Barbarossa". Sein Schicksal hat sich erfüllt.

Unterdessen toben die Kämpfe auf Gallipoli weiter. Vom Morgengrauen an liegt die Höhenstellung des Sari Bair wieder unter einem sich ständig steigernden Artilleriefeuer. Luft und Erde zittern und beben. Solch ein Trommelfeuer ist stets der Vorbote eines neuen Angriffs.

Noch in der Nacht wurde Boltz ein Zettel des Leutnants zur See Hildebrandt mit der Bitte überbracht, sofort zu kommen. Der türkische Regimentskommandant mit seinem ganzen Stabe sei gefallen, und der Feind setze zu einem neuen Angriff an.

Als Boltz dort eintrifft, haben sich die Gegner bereits in blutigem Ringen verkrampft. Die Engländer stehen schon auf dem Kamm, sind in die fast völlig eingeebneten Gräben eingedrungen, und nur mit größten Opfern gelingt es den todesmutigen Türken, sie im Handgemenge hinauszuwerfen. Umsonst wartet Boltz auf das Knattern der Maschinengewehre, sie bleiben stumm. Dann findet er sie zwischen Geröll und Leichen, Leutnant Hildebrandt und seine elf Getreuen unter ihnen. Nur fünf Mann haben diese Hölle lebend überstanden.

Nach kurzem Sammeln greift der Feind wieder an. In drei Kolonnen stürmen die Truppen vor, die rechte den Gipfel des Djonk Bahir als Ziel, und die beiden andern den Kodjadschemendagh. Fünfundzwanzig englische Bataillone gegen siebzehn türkische. Stark sind die Reihen der Verteidiger bereits gelichtet, vom Granathagel zerfetzt. Wieder steht der Feind auf einem Teil des Kammes, wieder stehen Sieg oder Niederlage auf des Messers Schneide. Die Kräfte der türkischen Streiter erlahmen. Sie weichen zurück. Reserven der 4. und 9. Division stürmen in prächtig vorgetragenem Gegenangriff vorwärts, doch aller Opfermut

ist vergebens: dieser Abschnitt der beherrschenden Höhe verbleibt in Feindeshand. Zentnerschwer lastet dieser Gedanke auf den abgekämpften, heldenmütigen Truppen. Bleiern tropfen die sorgenvollen Stunden dieser Nacht dahin. Die Granaten bersten weiter, der Eisenhagel ergießt sich pausenlos auf die verbliebenen Höhenstellungen, reißt große Lücken in die Reihen der in den flüchtig aufgeworfenen Gräben standhaltenden Türken.

Der 9. August bricht an. Der Kampf, das Ringen Mann gegen Mann, das wüste Handgemenge nimmt seinen Fortgang. Weitere Teile des Höhenkammes gehen verloren. Ist das das Ende, ist Gallipoli, ist alles verloren?

Schon triumphieren die Engländer, schon glauben sie den Schlüssel zum Siege fest in der Hand zu halten. Vor ihnen liegen die Dardanellen, unter ihnen die Wege zum Eltschitepe, die Wege in den Rücken der anderen Fronten, liegen Maidos und Tschanak, liegt ganz Gallipoli! Und vorwärts stürmen die englischen und indischen Bataillone die Höhen hinab, den zurückweichenden Türken nach, siegestrunken, siegesgewiß. Da geht plötzlich ein tiefes Brummen, ein unheilverkündendes Brausen durch die Luft. Mit fürchterlichem Krachen schlagen schwere Granaten in ihre Reihen, englische Granaten, von den eigenen Schiffen zu spät abgefeuert! Hunderte von Menschen wälzen sich in ihrem Blut. Eine wilde Panik ergreift die Massen der eben noch so siegesfrohen Feinde.

Nichts ist schwerer zu ertragen als das Bewußtsein, im Feuer eigener Geschütze zu stehen, von eigenen Granaten zerfetzt zu werden. Jede Sekunde kann eine neue Breitseite der schweren Schiffsgeschosse niedersausen. Der Feind, der bisher so tapfer gekämpft hat, flutet zurück, verwirrt, kopflos, willenlos. Kaum haben die Türken die Situation erfaßt, so stürzen sie dem fliehenden Feinde nach. Bald stehen sie wieder

auf den Höhen, die sie eben preisgeben mußten. Sie können es kaum fassen, denn zu unerwartet hat sich das Kriegsglück gewendet. Der Feind ist fort, von den eigenen Granaten vertrieben!

Doch die Gefahr ist dadurch noch nicht überwunden. Noch befindet sich ein anderer Teil des Kammes in Feindeshand, noch steht der Feind auf dem Gipfel des Tschunuk Bair und hat hier allen Gegenangriffen getrotzt. Er muß von hier vertrieben werden, es muß gelingen, sich von diesem würgenden, todbringenden Griff zu befreien. Um jeden Preis muß es gelingen, mit jedem Opfer erkauft werden!

Mustapha Kemal ist eingetroffen, ein Mann, der nicht nur zu befehlen, sondern auch seine ganze Person und sein Leben einzusetzen versteht. In einem seiner Berichte heißt es: „Inzwischen sah ich die Mannschaft eines Bataillons vom Hügel 261 fliehen. Ich trat selbst vor diese Mannschaft und fragte sie: ‚Warum flieht ihr? Man flieht nicht vor dem Feinde!‘ ‚Unsere Munition ist verschossen.‘ ‚So nehmt eure Bajonette!‘ erwiderte ich, und dann führte ich sie im Laufschritt vor. Das war für uns der gewonnene Augenblick.

Der erste Graben war voll Leichen, und davor lagen zwei deutsche Maschinengewehre, und über ihnen hingesunken deutsche Matrosen. Sie hatten geschossen bis zur letzten Patrone, und dann waren sie gestorben.

Sie waren ein wunderbares Beispiel für unsere Truppen.“

Das ist Mustapha Kemal, das ist der Mann, dessen starke Hand heute die Geschicke der Türkei leitet.

Im Morgengrauen des 10. August gehen die Sturmbataillone vor, um dem Feinde den Tschunuk Bair zu entreißen. Ein vernichtendes Feuer prasselt ihnen vom Gipfel entgegen, und eine Welle nach der anderen bricht in diesem Feuer zusammen. Die Türken wanken, fluten zurück. Der

Tschunuk Bair muß zurückerobert werden, um jeden Preis, denn von seinem Gipfel kann der Feind die Flanke der Anaforta-Stellung bestreichen.

Da stellt sich Mustapha Kemal an die Spitze der Truppen und führt sie selbst zum Sturm auf die Höhe. Sein Rock wird von einer Kugel durchbohrt, in seiner Uhr dicht unter dem Herzen steckt eine zweite. Furchtbar ist dieses Ringen. Die Artillerie des Feindes muß schweigen, auch die eigene ist verstummt. Es wird Mittag, der Nachmittag geht vorüber, und noch immer kämpfen die türkischen Truppen dreier Divisionen um ihres Landes Leben. Als der Abend naht, ist der Widerstand des Feindes gebrochen. Er flutet zurück, die Höhen hinunter, verfolgt durch die Sieger. Jetzt donnern wieder die Geschütze, legen eine unüberwindbare Wand von Feuer und Stahl zwischen die Gegner, wüten verheerend in den Reihen der Türken. Sie müssen zurück. Doch die Höhen gehören wieder ihnen, ihnen allein. Achtundvierzig Stunden hatte der Feind den Sieg in der Hand. Dieser letzte verzweifelte Ansturm der türkischen Divisionen hat ihn in letzter Stunde wieder entrissen.

Wie beispiellos dieses letzte Ringen um die beherrschenden Höhen war, schildert Sir Hamilton selbst in einem seiner Berichte:

„Während der Nacht vom 9. zum 10. August wurden die Neuseeländer und die neuen Armeetruppen bei Tschunuk Bair abgelöst. Drei Tage und drei Nächte durch waren sie unaufhörlich im Gefecht gewesen. Sie waren halb tot vor Ermüdung. Es wurde notwendig, sie zurückzunehmen. Tschunuk Bair, das sie so tapfer gehalten hatten, wurde zwei Bataillonen der 13. Division übergeben, die durch das 10. Hampshire-Regiment mit den Truppen bei der Farm in Verbindung standen. Das erste Bataillon kam rechtzeitig an und besetzte die Gräben. Sogar in der Dunkelheit erkannte

der Kommandant, wie gefährlich diese Gräben gelegen waren, und er begann sofort Beobachtungsposten aufzustellen und die Stellung nach Möglichkeit zu verstärken. Aber es wurde ihm hierzu nicht allzuviel Zeit gelassen. Das zweite Bataillon wurde durch das schwierige Gelände aufgehalten.

Es erreichte den Rand des Schützengrabens erst um vier Uhr und mußte dann in einer irrtümlicherweise für gedeckt gehaltenen Stellung liegen.

Bei Tagesanbruch machten die Türken einen großen Angriff von der Linie Tschunuk Bair-Hügel Q. gegen diese zwei Bataillone, die zwar an Zahl, aber nicht an Geist geschwächt waren. Um fünf Uhr dreißig griff nach artilleristischer Vorbereitung eine sehr große Kolonne, die aus einer vollständigen Division bestand, an. Die North-Lancashire-Leute wurden einfach in ihren schwachen Gräben durch das Gewicht der feindlichen Übermacht überwältigt, während die Wiltshire zumeist buchstäblich vernichtet wurden.

Die schwere Masse des Feindes griff den Kamm an, drehte die rechte Flanke unserer Linie hinab, umschwärmte die Hampshiretruppen und General Baldwins Reihen, die zurückweichen mußten und sich nur unter großen Verlusten aus dem Gefecht ziehen konnten. Nun war die Reihe an uns. Die Kriegsschiffe, die neuseeländische und australische Artillerie, die indische Gebirgsartilleriebrigade und die Königliche 69. Feldartillerie erhielten die Gelegenheit zum Eingreifen. Als die aufeinanderfolgenden dichten türkischen Linien die Böschung der Kuppe erreichten, wurden Löcher in ihre Reihen gerissen, und ein Regen von Eisen überschüttete sie, als sie versuchten, die Lücken wieder zu schließen. Und nicht nur an dieser Stelle mußten die Türken die Wiedereinnahme des beherrschenden Kammes teuer bezahlen. — — —

Zu gleicher Zeit wurden starke feindliche Kräfte gegen die Farm und gegen unsere nordöstlichen Stützpunkte geworfen, wo sich so tödliche Kämpfe entspannen, daß sie als der Gipfelpunkt des viertägigen Ringens auf der Kuppe angesehen werden können.

Teile unserer Linien wurden durchbrochen und die Truppen glatt den Hügel hinabgeworfen. Am Fuß des Hügels wurden die Leute wieder gesammelt durch Stabskapitän Street, der dort den Transport von Wasser und Proviant überwachte. Ohne Worte, ohne Zögern folgten sie wieder zurück, wo sie wieder in jene Reihe von Kämpfen untertauchten, in denen Generale in den Reihen fochten und die Leute ihre Waffen fortwarfen und einander an der Kehle packten.

Eine so erbitterte Schlacht kann schwer beschrieben werden. Die Türken kamen wieder und wieder, sie fochten prächtig, den Namen Gottes anrufend. Unsere Leute standen und hielten aus, indem sie durch manch eines Trotzigen Tod die alten Überlieferungen ihrer Nation aufrechterhielten. Sie starben in den Reihen, wo sie standen.

Hier erlangten die Generale Cayley, Baldwin und Cooper und all ihre tapferen Streiter großen Ruhm. Auf diesem blutigen Schlachtfelde fiel Brigadegeneral Baldwin, der seine ersten Lorbeeren bei Ladysmith erwarb. Dort fielen weiter Brigadegeneral Cooper und viele andere Offiziere.

Am Abend beliefen sich die Gesamtverluste der Streitkräfte des Generals Birdwood auf zwölftausend einschließlich einer sehr großen Anzahl Offiziere. Die 13. Division hatte von einem Gesamtbestand von zehntausendfünfhundert Mann allein sechstausend verloren. Baldwin war mit seinem ganzen Stabe verlorengegangen, zehn Kommandanten von dreizehn waren gefallen. Die Warwicks und die Worcesters hatten buchstäblich ihre sämtlichen Offiziere verloren."

Der Wettlauf und das Ringen um die Höhen des Sari Bair und des Kodjadschemendagh ist beendet. Im allerletzten Augenblick ist es durch überlegene Führung und vollsten Einsatz der Soldaten gelungen, dem Feinde den Siegespreis zu entreißen. Bald wird auch hier ein großes starkes Grabensystem entstehen, das allen weiteren Angriffen zu trotzen vermag. Was den Engländern beim unerwarteten Sturm auf die nackten Höhen nicht gelungen war, kann ihnen später erst recht nicht glücken. Nie werden sie wieder auf dem Kamm dieses blutgetränkten Höhenzuges stehen, nie werden ihre Truppen von diesen Hängen hinabsteigen, um den eisernen Riegel der Dardanellen zu zerschmettern. Auch diese neue Front wird im Stellungskrieg erstarren.

Letztes großes Duell

Nur noch einen Trumpf hält Sir Hamilton in seiner Hand, den letzten Trumpf, der, richtig ausgespielt, den Sieg verheißt: die an der Suvla-Bucht in der Nacht des 7. August gelandete neue Armee!

Mit bangen Sorgen erfüllt die Nachricht von der Landung den Marschall. Sie kommt für ihn nicht unerwartet, aber er weiß nur zu gut, wie es dort um die Verteidigung steht. Vor der Suvla-Bucht mit dem ausgetrockneten Salzsee dehnt sich eine weite Ebene aus, die allmählich in ein mit dichtem Gestrüpp bewachsenes Hügelland übergeht und schließlich von der Anaforta-Höhe und einzelnen Bergkegeln eingerahmt wird. Um dieses gewaltige Gebiet zu verteidigen und das Vordringen des Feindes in den Rücken der türkischen

Armee zu verhindern, sind starke Kräfte erforderlich. Sie sind aber nicht da. Natürlich hat der Marschall nach Klärung der Lage den am Saros-Golf stehenden 7. und 12. Divisionen den Befehl zum sofortigen Eilmarsch zu den Höhen von Anaforta erteilt. Auch fast die gesamte 11. Division wird vom kleinasiatischen Ufer dorthin in Marsch gesetzt. Die Südgruppe wird fast ganz von Reserven entblößt, und der dort kommandierende General Wehib-Pascha gibt aus eigenem Antrieb, in richtiger Erkenntnis der drohenden Gefahr, noch so manche Abteilung ab.

Von allen Ecken und Enden Gallipolis werden die letzten nur irgend entbehrlichen Männer zusammengekratzt, und wieder beginnt der Wettlauf auf Leben und Tod, ein fast aussichtsloser Wettlauf, denn ein Teil der feindlichen Armee ist ja bereits in der Ebene versammelt, braucht nur die Hand nach den Höhen auszustrecken, und sie sind sein. Nicht mal volle zweitausend türkische Streiter unter Major Willmer stehen dieser Übermacht gegenüber. Zwei Gendarmerie-Bataillone, ein Bataillon des Infanterie-Regiments 33, eine Eskadron und vier Batterien. Das ist alles. Der Marschall kann aber schließlich auch nicht mehr geben, als er hat.

Natürlich hat Major Willmer mit seiner kleinen Schar nicht tatenlos zugeschaut, wie die Transporter mit Hilfe von neuen, kugelsicheren Motorleichtern im Schutze der Kriegsschiffe die Truppen auf die weit in das Meer ragenden bergigen Landzungen warfen. Trotz der stockdunklen Neumondnacht fiel so mancher Leichter den türkischen Granaten zum Opfer, nahm so manche auffliegende Tretmine ganze Reihen des Feindes mit in die Luft. Stundenlang behielten zwei Kompanien den Lala Baba auf der linken Landzunge in der Hand, und bis zum Morgengrauen verteidigten die Türken auf dem rechten Flügel den aus der Ebene einsam

emporragenden Softatepe. Nur langsam zieht sich Willmer Schritt für Schritt in das Hügelgelände zurück, ohne daß der Engländer nachdrängt. Diese junge Kitchener-Armee scheint es wirklich nicht eilig zu haben, muß wohl noch in den ersten Kinderschuhen stecken. Statt sofort auf die Höhen loszustürmen, wo Willmers kleine Truppe wie ein Tropfen im Meer verschwindet, bleibt sie in der Ebene untätig stehen. Stunde um Stunde verrinnt. Die Spannung im Armee-Hauptquartier ist kaum noch zu ertragen, denn jede Minute, bei jedem Schrillen der Telefone wird die Hiobsbotschaft erwartet, daß der Feind die beherrschenden Höhen in der Hand hat. Wohl eilen die türkischen Divisionen in der Sonnenglut durch die Schluchten Gallipolis; es können aber noch Stunden vergehen, ehe die ersten Vorhuten eintreffen, trotz des Gewaltmarsches, trotz der Hingabe. Langsam, unendlich quälend schleichen die Stunden dahin. Der Feind rührt sich nicht. Die Nacht verstreicht. Eine schlaflose Nacht. Noch immer nichts! Was ist denn mit dem Engländer los? Man kann es gar nicht fassen, — er rührt sich noch immer nicht vom Fleck! Das Tor zum Siege ist nicht verschlossen, ja es steht sogar weit offen, und der Feind will es nicht durchschreiten!

Immer hoffnungsvoller kann Liman von Sanders in die nahe Zukunft schauen. Seine Truppen müssen doch jeden Moment dort eintreffen. Warum bloß noch immer keine Meldung? Wo mögen sie jetzt sein? Stündlich kann der Feind mit dem Vormarsch beginnen. Er muß doch vorgehen. Dazu ist er ja an Land gegangen. — Noch immer keine Nachricht, keine Gewißheit. — Es ist bereits heller Tag. Da trifft endlich die sehnlichst erwartete Meldung des Oberst Fehsi-Bei ein: XVI. Armeekorps in Höhe von Anaforta nach Gewaltmärschen angelangt.

Nun hält es den Marschall nicht länger. Er weiß nur zu

gut, daß jetzt die Entscheidung des ganzen Feldzuges fallen muß. Die Pflicht ruft ihn dorthin, wo alles auf des Messers Schneide steht. Schnell trägt ihn sein flinkes Pferd in das Aufmarschgelände. Vergebens sucht der Marschall nach seinen Truppen. Einsam ziehen sich die Höhen von Anaforta durch das Hügelland. Nur der Generalstabsoffizier der 7. Division ist zur Stelle und meldet, daß die Truppen infolge der drückenden Hitze noch weit zurückgeblieben sind! So steht nun Liman von Sanders allein auf weiter Flur. Vor seinem Blick breitet sich die weite Ebene aus, und auf dieser Ebene lagert der Feind. Zwanzigtausend Mann, zwanzigtausend frische, unverbrauchte Soldaten. Lustig steigt der Rauch unzähliger Kochfeuer zum wolkenlosen Himmel, in ganzen Gruppen flanieren Soldaten umher, rauchen, plaudern. Nur wenige sind mit dem Ausheben von Schützengräben beschäftigt. Hunderte von nackten Gestalten tummeln sich in den blauen Fluten, suchen Erfrischung durch ein kühles Bad. In der Suvla-Bucht herrscht ein reges Leben und Treiben. Kriegsschiffe, Transporter, Hilfsfahrzeuge füllen sie an. Auf einem dieser Schiffe sitzt jetzt General Stopford, überglücklich, daß ihm die Landung so „fabelhaft" geglückt ist. Allerdings ist die Artillerie noch immer nicht an Land geschafft. Das ist ja nicht so wichtig! Zuerst muß die ganze Bagage und Proviant ausgebootet werden, vor allen Dingen Trinkwasser, denn diese Augusthitze ist unerträglich, und seine braven Soldaten leiden Durst. Dann kommen erst die Kanonen an die Reihe, und dann wird er auch vorgehen.

Verwundert, fast ungläubig beobachtet Liman von Sanders das sich vor seinen Blicken abspielende friedliche Lagerleben. Unfaßbar! Hört denn sein Gegner, der alte General Stopford nicht das Donnern der Kanonen, sieht er nicht, wie dichte Rauchschwaden der berstenden Granaten

die so nah vor seiner Front liegenden Höhenzüge des Sari Bair verschleiern, ja weiß er denn nicht, daß dort jetzt ein blutiges Ringen auf Leben und Tod stattfindet? Seine Soldaten baden! Unfaßbar für einen deutschen Offizier!

Noch ist nichts von den türkischen Bataillonen zu sehen. Vergebens sucht Liman von Sanders nach einer emporsteigenden Staubwolke, die ihr Nahen anzeigt. Hätte er doch seine Divisionen hier. Jetzt angreifen, den friedlich unter dem Schutz seiner Schiffskanonen kampierenden Feind über den Haufen rennen, in das Meer werfen, ehe er selbst sich zum Vorgehen aufrafft. Wie lange wird er denn noch untätig verharren? Seine Aufklärungsflugzeuge müssen ihm doch längst gemeldet haben, daß türkische Bataillone keuchend durch die Schluchten und Täler Gallipolis ziehen, daß sie alle in Richtung auf Anaforta marschieren. Vierundzwanzig Stunden hat der Feind bereits dem Marschall und seinen herbeieilenden Divisionen geschenkt. Nach dem friedlichen Lagerleben zu urteilen, scheinen noch weitere zwölf Stunden gewährt zu werden. Werden die türkischen Truppen es schaffen? Es gehört schon die starke Willenskraft des Marschalls dazu, um in dieser Lage, allein auf den Höhen stehend, die Ruhe zu bewahren. Und doch zittert ein jeder Nerv in fiebernder Erwartung.

Die Schatten werden immer länger und schwächer, dann taucht die Sonne blutrot jenseits des Sarosgolfes unter. Jetzt endlich nahen die türkischen Divisionen. Endlich! Doch sie sind von Hitze, Durst und Überanstrengung so ermattet, daß an den vorgesehenen sofortigen Nachtangriff gar nicht zu denken ist.

Immerhin, sie sind da, können sich ausruhen und frische Kräfte sammeln. Vielleicht schenkt General Stopford ihnen noch weitere zwölf Stunden. Und er hat sie geschenkt, volle achtundvierzig Stunden insgesamt!

Vielleicht hätte er auch noch mehr bewilligt, wenn nicht General Hamilton mit einem eisernen Besen dazwischengefahren wäre. Jetzt brauchten die Türken es auch nicht mehr. Sie sind ja da und besetzen die Höhen.

Umsonst hat Sir Hamilton in seinem Hauptquartier auf Imbros Nachrichten von der Suvlabucht erwartet. Die Landung ist glücklich verlaufen. Das weiß er. Aber die Höhen? Wo bleibt denn die Meldung von der Besitzergreifung der siegverheißenden Höhen? Dann hält es ihn nicht länger auf Imbros. Er muß sich Gewißheit verschaffen.

Zu gleicher Stunde, als Liman von Sanders einsam auf diesen Höhen stand, dampfte eine flinke Yacht mit Hamilton an Bord zur Suvlabucht. Freudig und selbstzufrieden begrüßt ihn dort gegen Abend Stopford: „Alles hat richtig geklappt und geht gut!"

In wenigen Sekunden hat Hamilton die ganze Situation erfaßt, als das Bild des friedlichen Lagerlebens vor seinem Blick vorüberzog. Warum stehen die Truppen hier? Was? Wasser hat ihnen gefehlt? Dort auf den Höhen, die sie besetzen sollten, gibt es Quellwasser genug! Dann ist Hamilton schon an Land. General Stopford kann seine Koffer packen, denn er hat auskommandiert!

Sofort erteilt Hamilton dem General Hammersley den Befehl, noch heute abend mit einer Brigade die Höhen nördlich von Klein-Anaforta anzugreifen. Dieser Divisions-Kommandeur muß wohl recht mangelhaft über die Lage seiner Truppen orientiert gewesen sein, denn er bestimmte für den Angriff ausgerechnet die Truppen, welche aus eigenem Antrieb bereits zwei vorgelagerte wichtige Bergkuppen besetzt hatten. Befehl ist Befehl. Die Stellungen werden geräumt. Unterdessen ist es Nacht geworden. Der Angriff muß abgeblasen werden. Das sind die weiteren zwölf Stunden,

die Liman von Sanders geschenkt wurden. Nun hat aber auch General Hammersley auskommandiert.

Der Marschall hat noch in der Nacht Mustapha Kemal herbeigerufen und ihm an Stelle des Obersten Fehsi-Bei das Kommando übertragen.

Als der Morgen des 9. August anbricht, stehen sich die beiden Armeen kampfbereit gegenüber. Auf beiden Seiten ertönen die Signale zum Angriff, und die Sturmkolonnen gehen vor. Wuchtig und furchtbar ist der erste Zusammenprall dieser Truppenwellen. Das letzte große Duell der beiden Armeeführer hat begonnen. Die Schlacht von Anaforta nimmt ihren Anfang.

Noch hatten die herbeigeeilten türkischen Truppen keine Zeit gefunden, ihre Stellungen auszubauen. Daher entwickelt sich eine Bewegungsschlacht. Überall werfen sich die Türken den das Hügelgelände heraufsteigenden Engländern entgegen. Umsonst mühen sich die Engländer, den gestern abend infolge des unbedachten Befehles des Generals Hammersley geräumten Jusseftepe zurückzugewinnen. Dort sitzt jetzt Oberst Salaheddin-Bei mit seinen tapferen Streitern, und vergeblich stürmt der Feind. Auch in Richtung der Höhe Baka Baba vor Klein-Anaforta kommt die 32. englische Brigade nicht vorwärts. Alle Angriffe der 11. Division scheitern ebenfalls. Hin und her brandet die Schlacht im Hügelgelände bis zum Meeresufer hinunter, wo Kadri-Bei mit seinem tapferen Gendarmeriebataillon den Kiretschtepe verteidigt.

Ihren ganzen persönlichen Einfluß werfen die beiden Armeeführer, Liman von Sanders und Hamilton, in die Waagschale. Das Stärkeverhältnis beider Gegner ist gleich, und nur wer die größere Schlagkraft und festere Nerven besitzt, kann einen ausschlaggebenden Erfolg erringen. Langsam, aber sicher drängen die Türken ihren Gegner zurück,

und als der Abend naht, sind die Engländer im großen und ganzen auf ihre Ausgangsstellungen zurückgedrängt. Einen Tag früher hätten sie all diese Stellungen ohne Widerstand besetzen können, was ihnen jetzt trotz der großen Blutopfer nicht gelingen will.

Am frühen Morgen des 10. August entbrennt die Schlacht wieder mit neuer Wucht. Die Engländer haben inzwischen Verstärkungen gelandet, so daß jetzt drei Divisionen gegen die türkischen Linien anrennen. Die Türken hatten die dunkle Nacht zum Ausheben von Schützengräben benutzt und ebenfalls Verstärkungen erhalten. So können sie dem Feinde wohlvorbereitet entgegentreten. Nur der Jusseftepe und Ismailtepe gehen im ersten Ansturm verloren, doch bald sind die Höhen wieder zurückerobert. Am Abend dieses zweiten Kampftages müssen die stark gelichteten Reihen der Engländer wiederum in ihre Ausgangsstellungen zurück. Die türkischen Divisionen halten nach wie vor alle Höhen fest in der Hand.

Erleichtert kann jetzt der Marschall aufatmen, denn nun bestehen für ihn keine Zweifel, daß auch dieses Wettrennen um den Siegespreis von ihm gewonnen werden wird.

Wenig rosig ist die Stimmung Sir Hamiltons. Seine Unterführer haben vollkommen versagt, haben sich den Trumpf aus der Hand nehmen lassen. Er sieht ihn auch hier kommen, diesen erbitterten, hoffnungslosen, sinnlosen Stellungskrieg. So sitzt General Hamilton über seine Generalstabskarte gebeugt und sucht nach einem Ausweg, nach einer Möglichkeit, den Sieg doch noch in letzter Minute an sich zu reißen. Dort am äußersten linken Flügel erhebt sich der Kiretschtepe. Er weiß, daß dieses Gebiet von den Türken nur mit schwachen Kräften besetzt werden konnte. Hier kann er mit kraftvoller Unterstützung der Flotte rechnen, hier muß er den Hauptstoß ansetzen. Gelingt es ihm, den

Kiretschtepe zu besetzen, so kann von hier die ganze türkische Armee überflügelt und, durch ein breites Tal vordringend, bis zu den Dardanellen vorgestoßen werden. Dies ist aber auch die letzte Chance, die allerletzte.

Fieberhaft bereiten sich die Engländer zu diesem Angriff vor, neue Verstärkungen werden herangeholt. Kaum ist die 54. Territorial-Division gelandet, so geht sie gemeinsam mit zwei weiteren Brigaden am 15. August gegen den rechten türkischen Flügel vor. Inzwischen hat Liman von Sanders in richtiger Erkenntnis der drohenden Gefahr alle erreichbaren Abteilungen des Küstenschutzes und Teile der 5. Division unter dem Kommando des Majors Willmer dorthin gesandt. Wie verschwindend klein ist aber diese Truppe gegenüber der Übermacht des Feindes und wie ausgedehnt das zu verteidigende Gebiet! Wohl sind noch Bataillone vom asiatischen Ufer im Eilmarsch unterwegs, ob sie es aber rechtzeitig schaffen werden, ist fraglich.

Von der Flanke fegen die Granaten der englischen Zerstörer über das Gelände, und gewaltig ist der Druck der englischen Bataillone. Verzweifelt kämpft Willmer mit seiner Schar, heroisch ringen Kadri-Bei und seine Gendarmen. Schritt für Schritt müssen sie weichen. Immer größer wird die Gefahr, daß ihre dünnen Linien durchstoßen werden und der Kiretschtepe in Feindeshand fällt. Sollte sich wirklich die Waagschale des Sieges in diesem äußersten Winkel der Front doch noch in letzter Minute zum Feinde neigen? Ein Glück, daß wenigstens deutsche Matrosen mit vier Maschinengewehren noch rechtzeitig herbeigeeilt sind, denn sonst wäre der schwankende, schwache Schleier der Verteidiger schon längst zerfetzt. Keine Reserven, keine Aussicht auf rechtzeitige Hilfe. Das Gendarmerie-Bataillon ist bereits fast völlig aufgerieben, auch sein Kommandeur, Oberst Kadri-Bei, hat den Soldatentod gefunden. Immer mehr und

mehr gewinnt der Feind an Boden. Wenn nicht bald die Bataillone vom asiatischen Ufer zur Stelle sind, so ist die Katastrophe kaum noch zu vermeiden. Immer wieder schweift der Blick des Marschalls nach rückwärts. Kommen sie denn nicht?

Sie müssen kommen, jetzt gleich müssen sie kommen, denn sonst ist es zu spät.

Da gewahrt er sie, seine braven Asker. All ihr Gepäck haben sie weggeworfen, um schneller vorwärts zu kommen. Nur die Flinten in der Faust, so stürmen sie vor, die Höhen hinan, den Kameraden zu Hilfe. Das ist Hilfe in größter Not, in allerletzter Minute! Dem weiteren Vordringen des Feindes wird Halt geboten, und am Abend des 16. August ist auch ein Teil des Geländes zurückerobert. Fest halten die heroisch kämpfenden Truppen den Kiretschtepe in der Hand.

Wenn jetzt einige Tage der Ruhe eintreten, so ist doch bald mit neuen Angriffen zu rechnen. Sir Hamilton kann sich mit der geschaffenen Lage nicht abfinden, er wird mit einer letzten großen Kraftanstrengung versuchen, die Stellungen seiner Truppen wenigstens zu verbessern, um sie aus diesem unter dauerndem Artilleriefeuer liegenden Hexenkessel herauszubringen. Er rafft auch alle verfügbaren Verstärkungen zusammen: von der Südfront die bei der ersten Landung auf Gallipoli so bewährte 29. Felddivision, aus Ägypten die Yeomanry-Division, von der Ariburnufront weitere dort entbehrliche Truppen.

So stehen am 21. August, als sich ein fürchterlicher Stahlregen über den türkischen Stellungen entladet, sechs englische Divisionen angriffsbereit. Nebelschwaden wallen noch durch das Gelände, als die Divisionen zum Sturm ansetzen. Verheerend ist die Wirkung der türkischen Granaten in ihren Reihen. An der ganzen Anafortafront tobt der Kampf, tobt bis in die späte Nacht hinein. Zäh und tapfer greifen die Engländer immer wieder an. Bis zum letzten Soldaten steht

alles in den vordersten türkischen Linien. An vielen Stellen brennt die Heide, von türkischen Granaten entzündet. Dichte Feindeshaufen ballen sich in den Geländefalten zusammen, um den lodernden Flammen und dem sie erstickenden Rauch zu entgehen. Doch hier fassen sie meist die Kugeln der Maschinengewehre und mähen sie nieder. An einigen Stellen ist es den Engländern doch gelungen, in die türkischen Linien einzudringen, und unbeschreiblich ist hier das Ringen Mann gegen Mann. Die Türken wanken nicht, trotz ihrer Unterlegenheit an Zahl. Nirgends gelingt es dem Feinde, auf den Höhen festen Fuß zu fassen. Nach und nach verstummt das Kampfgetöse.

Es war der letzte Großangriff Hamiltons. Fünfundvierzigtausend Mann hat er in diesen Kämpfen an der Anafortafront opfern müssen, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Auf allen Höhen wehen die türkischen Fahnen, und die Armee hat durch die Schlacht von Anaforta unvergängliche Lorbeeren geerntet.

Unter der Erde

Nun beginnt auch hier der Stellungskrieg.

Zweiundzwanzig Divisionen, mehr als die Hälfte der gesamten türkischen Wehrmacht, stehen jetzt auf Gallipoli. All diese Truppen sind in den vordersten Linien oder dicht hinter ihnen konzentriert, um die Front, die nun um sechzehn Kilometer verlängert ist, zu halten.

Wochen vergehen, ohne daß der Feind sich zu neuen Großangriffen aufrafft. Nur die Kanonen kommen nie zum Schweigen, und in den Gräben liegen die Gegner ständig auf der Lauer, nutzen jede Blöße oder Unachtsamkeit aus, um

ihre Handgranaten durch die Luft fliegen zu lassen. Türken wie Engländer wissen nur zu gut, daß sie aus ihren Stellungen nicht hinauszuwerfen sind. Sie versuchen es daher auch gar nicht. Dafür entfaltet sich aber eine neue Art des Kriegführens zu voller Blüte, die es bisher auf Gallipoli noch nicht gegeben hat — der Minenkrieg. An zweihundert kampferprobte Pioniere treffen nach und nach, als Zivilisten verkleidet, aus Deutschland ein, und nun geht es an die unterirdische Arbeit. Natürlich tut der Feind das gleiche. Die Gräben sind ja meist nur wenige Meter voneinander entfernt. Wenn nachts das Artilleriefeuer aussetzt, so dringt in der Stille das unheimliche unterirdische Klopfen und Klirren an das Ohr der Grabenbesatzung. Oft ist es wie ein Wettarbeiten unter der Erde, ein Wettarbeiten auf Leben und Tod. Die Engländer treiben einen Stollen vor, die Türken mit den deutschen Pionieren tun in nächster Nähe das gleiche. Gelingt es, unter einen Graben des Gegners zu gelangen, dann sind dessen Insassen verloren. Mit Donnergetöse fliegen die Minen in die Luft und verwandeln ganze Abschnitte in ein wüstes Trümmerfeld. Sofort setzt dann auch ein wilder Kampf um Neugestaltung der vorderen Linien ein. Mit bewunderswerter Ruhe halten die Türken in diesen vorgeschobenen Stellungen aus, trotzdem sie alle auf einem Pulverfaß sitzen. Ihr grenzenloser Fatalismus, ihr fester Glaube an das vorgezeichnete Schicksal, gibt ihnen die Kraft. Leider zeigen sich die deutschen Pioniere dem ungewohnten Klima gegenüber wenig widerstandsfähig, und bald schrumpft ihre Zahl auf vierzig Mann zusammen. Doch diese finden in ihren tapferen türkischen Kameraden gelehrige Schüler, und der Schrecken des grausigen Minenkrieges beherrscht auch weiterhin die Fronten Gallipolis.

Es wird Herbst. Immer seltener leuchtet die Sonne vom blauen Himmel. Schwere, düstere Wolken jagen über Galli-

poli dahin. Tagelang hält der Himmel seine Schleusen geöffnet; ganze Wasserkaskaden ergießen sich in die Täler, Schluchten und natürlich auch in die Gräben. Diese Sturzbäche sind von solch elementarer Gewalt, daß ganze kunstvoll und mit so viel Fleiß angelegte Stellungen einfach weggewaschen oder mit Geröll angefüllt werden.

Alle Straßen und Wege verwandeln sich bald in einen unergründlichen Morast, und in den Gräben müssen die Leute, im Wasser stehend, auf ihren Posten ausharren. Das ohnehin schon schwierige Heranschaffen der Verpflegung wird oft fast ganz unmöglich. Schwer haben die Truppen zu leiden, und groß sind die Entbehrungen, doch unerschüttert hält die Front.

Noch viel schlimmer ist aber die Lage des Feindes, denn eine wahre Sintflut ergießt sich in seine tiefergelegenen Stellungen und besonders in die Ebene vor der Suvlabucht. Die Gräben füllen sich mit Wasser, und fast dreihundert Mann müssen elendiglich ertrinken. Immer schwieriger wird auch für den Feind die Versorgung seiner Truppen mit Lebensmitteln und Munition. Gischtend branden die Wogen der sturmgepeitschten See an die Ufer, und oft muß jegliche Verbindung mit dem Lande unterbrochen werden.

Schwer lastet die Sorge auf den Schultern Sir Hamiltons. Was soll werden? Die nach der Anaforta-Schlacht sofort angeforderte Verstärkung von weiteren hunderttausend Mann wurde nicht bewilligt. Zäh haben sich seine Truppen überall festgeklammert, aber nie wird er sie ohne Einsatz von frischen Divisionen zum Siege führen können, weder jetzt noch im nächsten Jahr. Untätig muß dieser energische Mann auf Imbros verweilen und machtlos zusehen, wie seine Truppen durch die Unbill der Witterung geschwächt und dezimiert werden. Was nützen alle noch so gut durchdachten und ausgearbeiteten Pläne, wenn ihm zur Verwirklichung

keine freie Hand gelassen wird? Wie weit ist er im Augenblick von seinem Ziel entfernt! Wie weit und unerreichbar liegen der Eltschitepe, der Sari Bair und die Höhen von Anaforta! Er muß froh sein, wenn seine Truppen in ihren jetzigen Stellungen durchhalten. Rückblickend muß Sir Hamilton voller Bitterkeit feststellen, daß all seine Operationen auf Gallipoli nicht etwa infolge eigener Fehler, oder gar mangelnder Tapferkeit und Einsatzbereitschaft seiner Truppen, fehlgeschlagen sind, sondern lediglich durch ihre verspätete Durchführung. Warum hat sich die erste Landung um Wochen verzögert, warum mußten die großen Offensiven um Wochen, ja Monate verschoben werden? Einzig und allein nur aus dem einen Grunde, daß über die militärischen Maßnahmen nicht Generale, sondern ein Kriegsrat in London zu bestimmen hatte. Mögen diesem Gremium am grünen Tisch noch so bedeutende Männer angehören, Minister und Politiker, von militärischen Dingen haben sie trotzdem wenig Ahnung. Sitzungen, Gutachten, Aussprachen und wiederum Sitzungen füllen Tage und Wochen aus, während der ganze Erfolg des Feldzuges nur von einem energischen, schnellen Zupacken abhing. Welches Schicksal würde wohl ein Schiff im Sturm erwarten, wenn auf der Kommandobrücke nicht ein Mann, sondern eine zusammengewürfelte Gesellschaft zu entscheiden hätte? Dieses Schiff wäre dem Untergang geweiht, es würde stranden.

Räumung Gallipolis?

Nun sitzen die Männer wieder um den grünen Tisch herum und zerbrechen sich den Kopf, was weiter geschehen soll. Aufgabe des ganzen Feldzuges? Preisgabe Rußlands?

Räumung Gallipolis? Niemand wagt noch dieses schwerwiegende eine Wort auszusprechen. Debatten, Denkschriften und Sitzungen verschlingen wiederum viel kostbare Zeit. Da tritt Frankreich auf den Plan, will von sich aus versuchen, den Stein wieder ins Rollen zu bringen. Sechs französische Divisionen will Marschall Joffre zur Verfügung stellen. Diese Divisionen sollen auf der asiatischen Seite an Land geworfen werden, um auf diesem Wege die Festungswerke zu erobern und den Riegel der Dardanellen zu öffnen. Gleichzeitig sollen die Engländer durch Großangriffe auf Gallipoli die türkischen Truppen dort binden. Anfang Oktober soll die Einschiffung der Truppen stattfinden.

Doch Ende September tritt ein Ereignis ein, das alle Pläne der Entente über den Haufen wirft: Bulgarien macht mobil und stellt sich auf die Seite der Mittelmächte. Mit einem Schlage ändert sich die ganze Situation. Es ist klar, daß Bulgarien gegen Serbien vorgehen wird. Gleichzeitig bestehen aber auch nicht die geringsten Zweifel, daß die Mittelmächte nun ebenfalls mit ihrer immer wieder verschobenen Offensive gegen Serbien beginnen werden. Wird Serbien durch diese Zange zerdrückt, so ist der Weg Berlin—Konstantinopel offen. Bald wird dann der türkischen Armee jegliches Kriegsmaterial, Munition und vor allen Dingen schwere Artillerie im Überfluß zur Verfügung stehen. Dann hat aber auch die letzte Stunde für die Landungsarmee auf Gallipoli geschlagen, dann muß dieses große Abenteuer mit einer furchtbaren Katastrophe enden. Serbien bittet dringend um Hilfe. Griechenland entzieht sich seiner Bündnispflicht. Frankreich verlangt von England eine gemeinsame Landung in Saloniki, um Serbien beizustehen. England zögert. Da fährt Marschall Joffre persönlich nach London, wirft das ganze Gewicht seiner Person in die Waagschale, droht sogar mit seinem Rücktritt. Nunmehr willigt das englische

Kabinett ein. Hiermit ist aber das Schicksal des Dardanellenfeldzuges entschieden und Rußland preisgegeben.

Natürlich konnte Marschall Liman von Sanders von all diesen Vorgängen nicht unterrichtet sein. Er weiß auch so, was er zu tun hat, hält die Zügel fest in seiner Hand, braucht keine Zeit mit fruchtlosen Verhandlungen zu vergeuden. Unermüdlich ist er tätig. Kaum vergeht ein Tag, ohne daß der Marschall nicht einen Frontabschnitt besichtigt und die Vorbereitungen zu einer großen Offensive überwacht, durch die der Feind ins Meer geworfen werden soll. Es gibt bald keinen Offizier oder Soldat, der nicht den „Liman-Pascha" gesehen hätte. Er ist beliebt und gefürchtet zugleich. Die besten Divisionen werden abwechselnd aus der Front gezogen, um als Sturmtruppen geschult zu werden. Kaum von seiner schweren Verwundung genesen, eilt auch Oberst Kannengießer wieder an die Front. Ihm wird vom Marschall das Kommando über das XVI. Armeekorps an der Anafortafront übertragen. Alle Angriffspläne sind bis ins einzelne ausgearbeitet, und alle nötigen Maßnahmen werden getroffen.

Der Triumphzug Mackensens auf dem Balkan hat bereits begonnen und auch die Bulgaren sind im Vormarsch. Mit verhaltenem Atem und unbändiger Freude verfolgen die Gallipolikämpfer die Fortschritte dieser Operationen, denn der Sieg über Serbien verheißt auch ihnen den Sieg auf Gallipoli, den freien Weg nach Konstantinopel — die Freiheit der Türkei.

Nur die feindlichen U-Boote machen den Transportdampfern im Marmarameer noch immer viel zu schaffen, und ständig müssen sie auf der Hut sein. Trotz der Netzsperre, deren Vorhänge aber noch nicht bis auf den Meeresgrund verlängert werden konnten, gelingt es ihnen immer wieder, durchzubrechen. Auch eine zweite inzwischen fertiggestellte

Sperre kann es nicht verhindern. Mit bemerkenswerter Ausdauer und Wagemut gehen die U-Boote vor, trotzdem sie unweigerlich in die Netze geraten müssen. Ein zäher Kampf spielt sich dann unter Wasser ab. Meist gelingt es den U-Booten, das Netz zu zerreißen. Dann steuern sie in das Marmarameer hinein, oft ganze Netzteile mit sich schleppend, von denen sie sich später nach dem Auftauchen befreien. Ständig machen türkische Torpedoboote und deutsche U-Boote Jagd auf diesen zähen Feind, der die Versorgung der Armee so sehr gefährdet. Trotzdem geht so mancher Dampfer mit kostbarer Ladung verloren, und auch das Torpedoboot „Jarhissar" wird vom Schicksal ereilt. Die englische U-Boot-Waffe hat hier durch ihren vollen Einsatz so manchen Lorbeer geerntet. Trotz der großen Verluste laufen immer wieder neue U-Boote in die Dardanellen ein, um den Durchbruch zu wagen. Von fünfzehn hier angesetzten englischen U-Booten sind acht nicht mehr zurückgekehrt und meist mit der ganzen Besatzung gesunken. So verfing sich „E 7" am 4. September im Netz und versuchte vergeblich, sich zu befreien. Bald war der Spreng-Vormann Obermatrose Herzig von „UB 14" zur Stelle. Er fierte ein Bündel Sprengpatronen bis zum Bootskörper auf vierzig Meter Tiefe herunter und brachte es zur Detonation. Das leckgeschlagene Boot konnte jedoch noch auftauchen. In größter Hast stürzte die Besatzung an Deck und wurde gerettet, ehe ihr Schiff versank.

Einen Monat später geriet das französische U-Boot „Turquoise" auf der Rückfahrt aus dem Marmarameer in der Nähe der Netzsperre auf eine Untiefe. Das Boot mußte auftauchen und kam nun durch die starke Strömung vollständig fest. Von Gewehrfeuer überschüttet und von einigen Granaten am Turm getroffen, mußte es sich ergeben. Die ganze Besatzung gerät in Gefangenschaft, während es später

gelingt, den „Turquoise" abzuschleppen, der dann in die türkische Flotte eingereiht wird. Die Franzosen hatten sich nicht einmal die Zeit genommen, wichtige Geheimdokumente zu vernichten. So konnte aus ihnen der Treffpunkt der im Marmarameer operierenden feindlichen U-Boote festgestellt werden.

Diese Kopflosigkeit sollte bereits sechs Tage später dem englischen U-Boot „E 20" zum Verhängnis werden. Sorglos lag es aufgetaucht unter den letzten Strahlen der versinkenden Sonne auf dem bezeichneten Treffpunkt. Vorsichtig schleicht „U 14" heran. Ein Torpedo saust los, ein fürchterliches Krachen, eine Rauch- und Wassersäule steigt hoch. Als sie zusammenfällt, ist „E 20" verschwunden. Nur drei Offiziere und sechs Mann können vom auftauchenden deutschen U-Boot gerettet werden.

Dies sind aber auch die einzigen Fälle, in denen die Besatzungen vollständig oder teilweise gerettet werden konnten.

So nimmt dieser zähe U-Boot-Kampf seinen Fortgang, denn die Engländer wissen nur zu gut, daß es im Augenblick die einzige Waffe ist, mit der sie die türkische Front durch Unterbindung der Zufuhr erschüttern können.

Unterdessen hat der Winter auf Gallipoli seinen Einzug gehalten. Rauhe Winde fahren heulend durch die Schluchten. Regenschauer werden von Schneestürmen abgelöst, wie sie Gallipoli kaum je erlebte. Schwer haben die türkischen Truppen zu leiden, denn es fehlt ihnen an der nötigen warmen Bekleidung. Da nützen all die in Konstantinopel für die Front requirierten Zivilsachen und Schuhwerk auch herzlich wenig. Was nützen wohl einem Wachposten in den Bergen ein Sommeranzug und die schönsten Lackschuhe, wenn der eisige Wind durch die nassen Kleider bis auf die Knochen dringt? Pelzmäntel sind nötig, und die sind meist

nicht vorhanden. So mancher Posten wird bei der Ablösung erfroren vorgefunden. Doch die Front wankt nicht.

Aller Augen sind nach Serbien gerichtet, wo Generalfeldmarschall Mackensen unaufhaltsam vordringt. Bald muß die Stunde kommen, da der freie Weg nach Konstantinopel erkämpft sein wird und der Feind ins Meer gefegt werden kann. Dieser Gedanke, dieser Glaube an den Sieg gibt den Gallipolikämpfern die Kraft, durchzuhalten und alle Entbehrungen zu ertragen.

Endlich kommt der Tag, an dem der erste Transportzug von Deutschland durch das besiegte Serbien nach der Türkei rollt. Welch ein Jubel an der Front! Bald treffen auch schwere Haubitzen und Mörserbatterien ein, Kriegsmaterial und Munition. Nun brauchen die Kanoniere nicht mehr mit jeder Granate zu geizen, endlich können sie es den Peinigern heimzahlen. Anfang Dezember langen auch die ersten geschlossenen österreichisch-ungarischen Formationen mit ihren Motor-Mörser-Batterien an.

Fieberhaft arbeitet Liman von Sanders mit seinem Stab, fieberhaft bereitet sich seine kampferprobte Armee zum letzten entscheidenden Schlage vor.

So hoffnungsfroh und siegesbewußt die Stimmung im türkischen Lager ist, so niedergedrückt ist sie bei den Feinden. Ihre Flieger kommen täglich mit den Meldungen zurück, daß die Türken neue Artillerie aufstellen. Ein jeder Soldat im Schützengraben fühlt, daß dieses Abenteuer bald mit einer Tragödie enden muß. Sie sehen die Zeit nahen, wo die sich ständig vermehrende türkische Artillerie unter dem Kommando deutscher Offiziere sie aus den Stellungen herausschießen wird, und dann ist die Katastrophe da. Ohne Einsatz von neuen Divisionen ist ihre Lage unhaltbar. Neue Truppen treffen jedoch nicht ein. Im Gegenteil: sie haben noch vor kurzem zwei Divisionen an die neue Salonikifront

abgeben müssen. Vor ihnen liegen die Höhen, um deren Besitz sie sieben Monate blutig und vergeblich gerungen, hinter ihnen rollen schaumgekrönt die Meereswogen, und sie selbst klammern sich an einen schmalen Streifen öden, zerfetzten Bodens. Wie in einer Falle gefangen fühlen sich die Landungstruppen, und mehr und mehr schwindet die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang dieses größten Abenteuers der Geschichte.

Zu gleicher Zeit grübeln auch in London die verantwortlichen Männer darüber nach, was nun weiter geschehen soll. Ihr Nationalstolz bäumt sich gegen eine bedingungslose Räumung auf. Sie können sich noch nicht zum bitteren Entschluß durchringen, vor der türkischen Armee und ihrer deutschen Führung zu kapitulieren, vor einer Armee, auf die sie noch vor wenigen Monaten mit Nichtachtung und Geringschätzung herabgesehen haben. All die vielen Beratungen und Sitzungen verlaufen daher resultatlos. Dabei kann unter den gegebenen Umständen nur eine Entscheidung getroffen werden: Räumung!

Der kluge und tatkräftige General Kitchener hatte schon von sich aus Mitte Oktober an General Hamilton die Anfrage gerichtet, mit welchen Verlusten bei einer etwaigen Räumung Gallipolis zu rechnen wäre. „Die Hälfte der Armee und des Materials", lautete die Antwort des Armeeführers, und für ihn sei eine Räumung völlig undenkbar. Der verdienstvolle General Hamilton wird abberufen und durch General Monro, der den entgegengesetzten Standpunkt vertritt, ersetzt. Dennoch schätzt auch er die Verluste bei der Räumung sehr hoch ein.

Um sich ein klares Bild zu verschaffen, begibt sich Kitchener Anfang November persönlich nach Gallipoli. Vielleicht besteht doch noch die Möglichkeit, seinem stolzen Weltreich die bittere Pille zu ersparen und durch einen gemeinsamen An-

griff mit frischen Kräften zu Lande und zu Wasser den Sieg zu erzwingen.

Jetzt sieht aber er mit eigenen Augen seine Soldaten in den Gräben bis an die Knie im Wasser stehen, sieht die türkischen Stellungen auf den Höhen, die wie eine Festung mit tiefgegliedertem Grabennetz die englische Front umklammern, fühlt, wie Hunderte von Doppelgläsern jede Bewegung beobachten und in jeden Winkel des Tieflandes hineinschauen, kann sich nur zu genau vorstellen, was geschehen muß, wenn die Türken in der Lage sein werden, mit den im Anrollen befindlichen deutschen Batterien ein Trommelfeuer zu eröffnen. Und ringsum brandet das Meer.

Tief beeindruckt verläßt Kitchener die Hölle von Gallipoli.

„Auf Gallipoli nichts Neues", heißt es doch seit Wochen in dem Bericht von den Fronten!

Nun tritt auch Kitchener für eine Teilräumung ein. Doch im Kabinett herrscht nach wie vor völlige Unschlüssigkeit. Die schwer bedrängte russische Armee sieht ihre ganze Hoffnung auf Waffenunterstützung versinken. Mit allen Mitteln bemüht sich Rußland, den entscheidenden Entschluß seines Verbündeten hinauszuschieben, versucht das Steuer noch im letzten Moment wieder herumzuwerfen. Bisher hatte es selbst noch nichts zur Entlastung Gallipolis beitragen können, ist noch kein Soldat am Bosporus gelandet worden. Untätig hat die Transportflotte monatelang in Odessa gelegen, mit all den vielen neugebauten kugelsicheren Leichtern, denn die „Goeben" geistert noch immer im Schwarzen Meer herum, trotz des durch zwei Minen aufgerissenen Leibes. Notdürftig ausgeflickt, steht dieses Schiff sprungbereit im Bosporus und ist bisher allen Fallen der russischen Flotte und deren U-Booten glücklich entgangen.

Trotzdem will Rußland jetzt das Wagnis auf sich nehmen und erklärt sich bereit, die Armee an den Bosporus zu

werfen, um dadurch eine Aufgabe des Gallipolifeldzuges durch die Entente noch in letzter Minute zu vereiteln.

Eisiger Wind weht den Schnee durch die öden Straßen von Nikolajew, als sich dort auf einem freien Feld Truppen zur Parade aufstellen. Sie kommen direkt von der Front, haben bereits so manchen schweren Kampf erlebt, und Georgskreuze zieren die Brust vieler Soldaten. Diese Division soll nun den neuen Feldzug eröffnen, soll auf den in Odessa liegenden Transportern, durch die Flotte gedeckt, zum Bosporus dampfen, um dort zu landen.

Der Zar selbst will die Parade dieser Division abnehmen, sie zum größten Einsatz anspornen. Langanhaltende Hurrarufe schallen durch die frostklare Luft, schwellen stärker und stärker an, das Nahen des Herrschers ankündend. Langsam schreitet der Zar mit seinem Gefolge die Front ab, und dann beginnt der Vorbeimarsch. Nicht hoch zu Roß, wie sonst, ist der Zar, denn neben ihm steht der Thronfolger Alexej im schlichten Soldatenmantel. Zwei Medaillen zieren die Brust des zarten Knaben.

In langen, geraden Linien marschieren die Regimenter vorüber, dann folgen die Maschinengewehre und die Artillerie.

Die Parade dieser Todgeweihten ist vorüber. Es dunkelt bereits, als der Befehlshaber der Flotte, Admiral Eberhard, den Salonwagen des Zaren nach einer letzten Besprechung verläßt. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Bald ist er in der Abenddämmerung den Blicken entschwunden.

Der Entschluß zum aktiven Eingreifen am Bosporus kommt jedoch zu spät. Die Transporter bleiben im Hafen, kein Dampf pulsiert in den Kesseln, keine Truppen beleben die Decks.

England hat die Räumung Gallipolis beschlossen. Rußland ist seinem Schicksal preisgegeben, steuert von nun an

unaufhaltsam der schrecklichsten Tragödie, die jemals einem Volke beschieden war — dem Bolschewismus — entgegen.

Natürlich gelangen auch in das türkische Lager Nachrichten und Gerüchte über eine bevorstehende Räumung. Transporter sollen bereits im Schutze der langen, dunklen Winternächte Truppen an Bord nehmen und sie an die Salonikifront befördern. Im Kriege ist es höchst gefährlich, Gerüchten Glauben zu schenken. Wie leicht kann es sich hier um eine Ente handeln, die nur den Zweck verfolgt, die Wachsamkeit der Truppen einzuschläfern. Tatsachen, nur sichere Anhaltspunkte sind maßgebend.

Mit allen Mitteln versuchen daher die Türken sich Gewißheit zu verschaffen. Von allen Beobachtungsständen tasten die Scherenfernrohre und Doppelgläser das feindliche Gelände ab. Doch nichts Verdächtiges ist wahrzunehmen, nichts, was auf Räumungsarbeiten in der Nacht schließen läßt. Genau dasselbe Bild wie seit Wochen: Monitore und Torpedoboote halten auf See die Wacht und senden ihre Breitseiten herüber. Transporter stehen unter Land, flinke Boote schießen hin und her, viele Leute sind mit dem Entladen von Leichtern beschäftigt, kleine Trupps tauchen im Hintergelände auf, Krankenwagen fahren hin und her, der Rauch vieler Kochfeuer steigt zum Himmel. In der Suvlabucht wiegen sich Kriegsschiffe und Transporter, durch Torpedonetze geschützt, in der trägen Dünung. Auch die Artillerietätigkeit hat an Stärke kaum abgenommen, wenn es auch den Anschein erweckt, daß die Zahl der feuernden Geschütze sich vermindert hat. Das ist aber auch früher schon vorgekommen.

Mit Einbruch der Dunkelheit läßt der Kanonendonner merklich nach und verstummt um Mitternacht gänzlich. Das ist beim Feind ebenfalls seit Wochen zur Gewohnheit geworden.

Auf dem asiatischen Ufer werden die Beobachtungsposten verstärkt. Von dort läßt sich die Südspitze mit dem Strand vor Sed ul Bahr am besten übersehen. Nichts Verdächtiges ist wahrzunehmen, aber auch gar nichts.

Flieger kreisen trotz der starken Abwehr ständig über den feindlichen Stellungen, gehen tief herab, um alle Einzelheiten auf der Platte festzuhalten.

Nacht für Nacht ziehen Schleichpatrouillen und Horchposten aus, gelangen bis zu den vordersten Gräben. Aber auch sie können nur das gleiche melden: die Gräben voll besetzt, Feuerschein leuchtet aus den hinteren Stellungen, überall der übliche Grabenlärm.

So ist es an der Südfront, so bei Aribunu und Anaforta. Fieberhaft arbeitet die türkische Armee, um die letzten Vorbereitungen zum entscheidenden großen Schlag zu treffen. Hunderte von Fäusten packen an, um die schweren neu eingetroffenen Geschütze auf die steilen Höhen zu bringen. Größer und größer werden die Munitionsbestände. Bald ist es so weit.

Der Gegner zieht ab

Der 19. Dezember unterscheidet sich kaum von den vorhergegangenen Tagen: die gleiche schwache Feuertätigkeit der Artillerie, das gewohnte Knattern der Gewehrschüsse aus den Gräben. Gegen Mitternacht verstummt der Gefechtslärm. Nur hin und wieder kracht eine Handgranate oder eine Gewehrkugel pfeift durch die Stille. Wolken ziehen ihres Weges. Nur selten lugt der Mond zwischen ihnen hervor und übergießt die zermarterte Erde Gallipolis mit fahlem Silberlicht. Still wird es in den feindlichen Gräben. Stille

herrscht bei den Türken. Nur die Patrouillen schleichen wie stets durch die Nacht, und die Posten spähen in das Dunkel hinaus.

Der Kommandeur des Infanterieregimets 25 findet keinen Schlaf. Sein Beobachtungsstand bietet ihm den besten Ausblick auf die Suvlabucht und die Küste. Im fahlen Mondlicht glaubt er eine große Anzahl von Transportern und Kriegsschiffen zu erkennen, die abends noch nicht vorhanden waren. Neue Landung, bevorstehender Angriff, oder Beginn der Räumung? Wenn man das bloß feststellen könnte! Doch auch die schärfsten Gläser versagen. Es ist nicht auszumachen, ob die Leichter beladen oder leer zu den Schiffen zurückkehren.

Nebel wallen auf, legen ihren undurchdringlichen Schleier über das Gelände und die See, entziehen die geheimnisvollen Vorgänge jeder weiteren Beobachtung. Doch plötzlich lodern Feuer auf, eins am Salzsee und das andere an der Mündung des Asmakdere, riesige Feuer, denn ihr Schein ist trotz des Nebels deutlich zu sehen. Was geht da bloß vor? Die Divisionen werden alarmiert, alle Reserven herangezogen, starke Offizierspatrouillen zu den vorderen Gräben des Feindes vorgeschickt.

Es ist bereits 3 Uhr 30 morgens. Eine furchtbare Explosion erschüttert die Luft. Ist das der Auftakt zu einem Großangriff? Doch es scheint nur eine große Minensprengung gewesen zu sein. Dann wird es wieder still. Jetzt knattern an beiden Flanken Maschinengewehre los. Gefechtslärm tönt herüber. Die Patrouillen müssen auf die ersten Linien des Gegners gestoßen sein. Nur in der Mitte der Anafortafront herrscht Ruhe, beängstigende Ruhe. Dort ist Leutnant Mehmed-Efendi mit seinen Leuten vorgegangen. Vorsichtig nähern sie sich dem ersten Graben. — Er ist verlassen. Sie eilen vorwärts zum zweiten. — Er ist ebenfalls

leer. Nun bestehen keine Zweifel mehr: die Engländer räumen ihre Stellungen vor Anaforta und Ariburnu.

Der Feind baut ab!

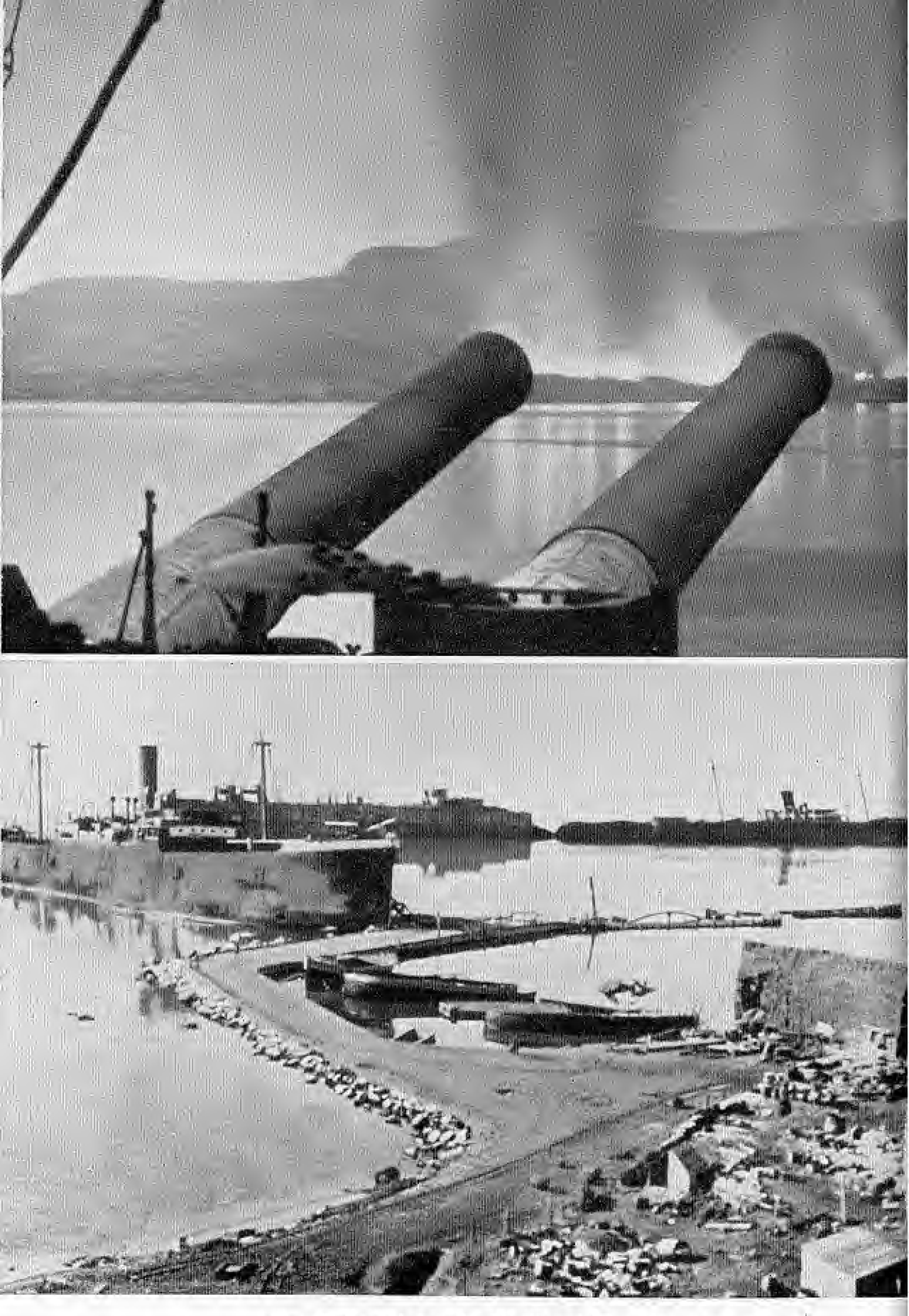
Immer neue Feuersbrünste lodern auf, zucken gespenstisch durch den Nebel. Das können doch nur die angezündeten Vorräte sein, die vernichtet werden sollen. Nun aber vorwärts, den abziehenden Feind noch erwischen, ehe er die Schiffe erreicht hat. Alle Batterien eröffnen das Feuer, schleudern die Granaten zu den Landungsstellen und Uferstreifen hinüber.

Nur langsam kommen die Türken vorwärts. Überall Stacheldraht, kreuz und quer gezogen, steile Hänge, kein Weg, kein Pfad bei der Dunkelheit und dem Nebel zu erkennen. Leichen, Skelette. Tretminen fliegen hoch. Zerfetzte Menschen, Wirrwarr, Stockungen. In der Ebene ein Labyrinth von Schützengräben, Drahtverhaue mit engen Durchgängen. Würden nicht die lodernden Brände den Weg zum Strande weisen, so wäre er kaum zu finden. Noch immer knattern die Maschinengewehre an der rechten Flanke, dem Kiretschtepe. Dann bricht der Gefechtslärm plötzlich ab. Es müssen nur wenige ausgesuchte Leute gewesen sein, die bis zuletzt ausharrten. Später fand man ihre Maschinengewehre in tiefen Gruben mit Sandsäcken und Steinen bedeckt. Weiße Kalkstriche wiesen den letzten davoneilenden Feinden den Weg zur Küste, wo sie noch unbehindert das wartende Torpedoboot erreichten.

Näher und näher kommen die in breiter Front vordringenden türkischen Linien dem Ufer. Starkes Feuer der Schiffsgeschütze liegt auf dem Gelände, zwingt zur Deckung, behindert den Vormarsch. Düster, grau und neblig dämmert der Tag herauf. Noch immer ist vom Feinde nichts zu sehen. Endlich das Ufer. Dort, an den weit ins Meer hinausragenden Landzungen der Suvlabucht stoßen die letzten



Türkischer Transportdampfer auf dem Wege zur Front



Der Feind zieht ab. Gallipoli ist geräumt

Boote ab, steuern, unerreichbar für die nachgesandten Kugeln, auf die See hinaus.

Als es Tag wird, ist vom Feinde nichts mehr zu sehen. Das Meer ist leer. Weder Transporter noch die drohenden Stahlleiber der Flotte schaukeln auf den Wellen. Fort, verschwunden. Nur am Strande liegen verlassen Boote und einige kleine Dampfer.

England hat kapituliert! Frei, endlich frei!

Keine engen Schützengräben mehr, kein Feind, kein Kugelpfeifen, keine berstenden Granaten. Nur unter der Erde lauert noch der Tod, liegen noch viele heimtückische Minenfelder verborgen. Doch die ausgehungerten Türken hält es nicht länger. In dichten Schwärmen ziehen sie durch das vom Feinde geräumte Gelände. Minen fliegen hin und wieder auf. Es stört sie nicht. Die Augen gehen den armen Kerls über von all den ungeahnten Reichtümern: Konserven, Kaks, Marmelade, Zwieback, Schokolade. Im bunten Durcheinander liegen sie im Gelände und in den Schützengräben verstreut. Und erst die Lager und Depots! Viel ist dort durch das angelegte Feuer vernichtet worden, trotzdem ist die Kriegsbeute enorm. Die braven, oft nur noch in Lumpen gehüllten Asker interessiert heute all das erbeutete Kriegsmaterial noch wenig, all die Geschütze, Munition, Zelte, Telefon- und Stacheldraht, Sandsäcke, Kleinbahn- und Pioniermaterial. Sie haben nur ein Auge für das prachtvolle englische Schuhzeug, für die Mäntel, Wolldecken, für das Gummizeug und nicht zuletzt für die Leckerbissen.

Man läßt sie gewähren, diese tapferen Naturkinder. Sie haben es in entbehrungsreichem, standhaftem Ausharren reichlich verdient, heute aus dem Vollen zu schöpfen. Monatelang sahen sie doch nur ihren ewigen Bulgur oder Fasulia in den Eßtöpfen.

Ganze Speckseiten, welche Menge schönster Speckseiten! Dafür haben die Asker allerdings kein Interesse, um so mehr aber die wenigen deutschen Streiter. Bald gehen auch zwei Wagen mit dieser seltenen und so begehrten Fracht als Geschenk an die Deutschen der Südgruppe ab.

Dort steht ja noch immer der Feind, dort donnern die Geschütze weiter, dort zuckt die Front noch in erbittertem Stellungskrieg. Es bestehen wohl keine Zweifel, daß die Engländer auch die Südspitze verlassen werden, doch jetzt sind noch nirgends Anzeichen einer baldigen Räumung festzustellen.

Der Marschall ist wenig erbaut, daß es dem Feinde, durch die langen Nächte und den Nebel begünstigt, gelungen ist, bei Ariburnu und Anaforta ungerupft zu entwischen. Hier bei Sed ul Bahr, soll der Engländer nicht so leicht davonkommen, falls er überhaupt an eine Räumung der Südspitze denkt. Vieles spricht dafür, daß Albion alle Anstrengungen machen wird, Sed ul Bahr nicht mehr aus der Hand zu lassen. Als ein zweites Gibraltar könnte dann hier ein neuer Stützpunkt entstehen, der den Ausgang der Meerengen beherrscht und von dem die Kontrolle des Seeverkehrs ausgeübt werden kann. Um diesen Plan verwirklichen zu können, muß der Feind jedoch im Besitz des Eltschitepe sein, denn sonst ist seine jetzige Stellung auf die Dauer unhaltbar. Er hat aber den Eltschitepe nicht und wird ihn auch nicht haben. So ist also doch über kurz oder lang mit einer Räumung zu rechnen. Nun gilt es Augen und Ohren offen zu halten, um den richtigen Moment nicht zu versäumen. Wenn der Feind einen Teil seiner Truppen bereits fortgeschafft hat und die Front dadurch von Reserven entblößt ist, dann ist der Augenblick zum Losschlagen gekommen, dann kann es gelingen, die Stellungen aufzurollen und einen Teil der Landungstruppen zu Gefangenen zu machen.

Mit großer Energie und mit seiner ganzen nie erlahmenden Kraft setzt sich Liman von Sanders für dieses Ziel, für diesen großen, letzten Sieg ein. In fieberhafter Eile wird, aus dem Überfluß der Beute an den anderen Fronten schöpfend, Kriegsmaterial herangeschafft. Die dort freigewordene schwere Artillerie rollt ebenfalls durch die Schluchten zur letzten Front, zum letzten Einsatz. Vier Divisionen halten die Front besetzt, acht Divisionen stehen hinter ihr zum Sturm bereit. Nacht für Nacht ziehen Patrouillen aus. Die besten Patrouillengänger sind dazu von allen Divisionen zusammengezogen.

Die Nächte sind im Dezember lang und dunkel. Fast zwölf Stunden stehen dem Feinde allnächtlich zur Verfügung, in denen er hinter der Front nach Belieben schalten und walten kann. Tagsüber könnte eine ständige Luftaufklärung die nötigen Anhaltspunkte geben. Der Feind ist jedoch auf der Hut. Den wenigen deutschen Flugzeugen stehen achtzig feindliche gegenüber, die das Kampfgebiet vollkommen beherrschen. Nur selten gelingt es daher den deutschen Fliegern, einige Minuten feindlicher Nachlässigkeit auszunutzen und blitzschnell aufzuklären. Doch nichts deutet auf eine Räumung hin.

Bei Kum Kalé sind neue Batterien aufgestellt und mit deutschen Granaten reichlich versehen. Unausgesetzt halten sie den Strand bei Sed ul Bahr die Nächte hindurch unter schwerstem Feuer. So für alle Fälle, wenn das Dunkel auch keinen Einblick gewährt.

Die letzten Tage des Dezember verstreichen. Das Jahr 1916 bricht an. Nur ein Wunsch beseelt die Gallipolikämpfer: möge es bald gelingen, den Feind ins Meer zu werfen. Noch immer keine Anzeichen einer eingeleiteten Räumung. Der Marschall muß sich Gewißheit verschaffen, ob die feindliche Front noch immer ungeschwächt dasteht.

Der Angriffsbefehl auf die äußerste rechte Flanke wird für den 7. Januar erteilt. Ein mächtiges Trommelfeuer der türkischen Artillerie setzt ein. Es ist das erste wirkliche Trommelfeuer, das sie sich seit Beginn des Krieges auf Gallipoli leisten können. Monatelang haben es die Türken ertragen müssen. Nun können sie es endlich auch den Feind auskosten lassen. Dann bricht der Sturmangriff los, der jedoch bald am mächtigen Abwehrfeuer zerschellt. Also scheint der Engländer noch immer ungeschwächt seine Stellungen besetzt zu halten. Und all die Nachrichten, die vielen herumschwirrenden Gerüchte über die Räumung?

Auch am 8. Januar ist nichts Außergewöhnliches festzustellen. Die Nacht senkt sich herab. Wie stets um diese Zeit, läßt der Gefechtslärm nach und gegen Mitternacht verstummt das Donnern der Kanonen. Ruhe und Stille überall. Ein scharfer Südwind fegt über Gallipoli und weckt die Wellen der See, die tagelang wie ein Spiegel unbeweglich ruhte.

Die Türken würden sich jetzt gewiß nicht mit solcher Ruhe dem wohlverdienten Schlafe hingeben, wenn sie den undurchdringlichen Schleier lüften könnten. Nur siebzehntausend Feinde stehen noch auf dem Boden Gallipolis. Alle stehen sie in der vordersten Front, und hinter ihnen ist nichts mehr. Kein Mensch, kein Tier, keine Kanone. Kaum dunkelt es, so gehen diese letzten Truppen in einzelnen aufeinanderfolgenden Wellen zurück. Kein Wort, kein Lärm, kein Waffengeklirr. Lautlos schleichen sie durch die Verbindungsgräben, über Fels und Stein, denn ihre Stiefel sind mit Lappen umwickelt und Sandsäcke bedecken den Boden. Nur wenige Leute sind noch in den vordersten Gräben verblieben, um den Türken das übliche abendliche Leben und Treiben vorzutäuschen oder eine Patrouille zu verscheuchen. Kurz nach Mitternacht verstummt der Grabenlärm, wie es schon

seit Wochen geschieht. Nun sind auch die letzten Engländer auf und davon.

Unsanft werden die türkischen Truppen gegen vier Uhr durch mehrere Explosionen aus dem Schlaf gerissen. Große Feuer lodern in der Ferne auf und ihr Widerschein zuckt über den nächtlichen Himmel. Vorwärts, vorwärts! Der Feind zieht ab!

Stacheldraht überall. Tiefe Gräben. Durch „spanische Reiter" geschlossene Lücken.

Auffliegende Tretminen. Stockdunkle Nacht. Heilloses Durcheinander. Von der feindlichen Flotte krachen die Breitseiten. Granaten heulen und bersten.

Vorwärts doch, den Feind noch erwischen! Endlich ist der Strand erreicht. Doch die Boote mit den letzten Engländern schaukeln bereits auf hoher See, kaum erkennbar im fahlen Licht des heraufdämmerndes Tages. Bald verstummt auch der Donner der Schiffsgeschütze. Deutsche U-Boote haben die Panzerungeheuer, die Peiniger vieler Monate, zum schleunigen Rückzug gezwungen.

Als die Wintersonne ihre ersten Strahlen über die Berge Gallipolis und das blaue Meer sendet, ist der Feind verschwunden. Nur einige Zerstörer durchfurchen noch die See und feuern hin und wieder ihre Granaten an Land.

Die Hölle von Gallipoli ist erloschen. Sieg! Sieg!

Gallipoli ist frei! Die Tür zum Schwarzen Meer bleibt verschlossen!

Nirgends ist in der Welt um einen Flecken Erde so gerungen worden. Niemals ist der Boden mit solchen Strömen von Blut getränkt gewesen. Auf den kurzen Frontabschnitten von insgesamt zwanzig Kilometern haben 539000 Engländer und Franzosen gegen 310000 Türken und ein kleines Häuflein Deutscher neun Monate um den Sieg gerungen. 35700 Feinde und 55000 Türken deckt die Erde.

Die Gesamtverluste an Toten, Verwundeten und Vermißten betragen: auf türkischer Seite 166000 Mann und auf seiten der Feinde 144000 Engländer und Franzosen, ohne die großen Ausfälle infolge Krankheit.

Der Feind ist fort. Die türkischen Fahnen wehen nicht nur auf den Höhen, sondern auch an der Südspitze, auf den Trümmern von Sed ul Bahr, wo der Feind einst zuerst seinen Fuß auf den Boden Gallipolis setzte. Von der Höhe von Hissarlik bis zum Kiretschtepe am Sarosgolf zieht sich das Labyrinth der Schützengräben und Artilleriestellungen als stumme Zeugen des erbitterten Ringens. Wohin der Blick schweift: Stacheldraht, Stacheldraht, unendliches Drahtgewirr, gesprengte Geschütze, herumliegende Waffen und Ausrüstungsgegenstände, zerbrochene Fahrzeuge und tote Pferde in langen Reihen, vom Feinde in letzter Minute erschossen oder vergiftet.

Hoch in den Lüften kreist noch ein englischer Flieger, der letzte Feind. Ein deutsches Flugzeug schraubt sich in die Höhe und der Zweikampf beginnt. Mit verhaltenem Atem verfolgen die siegreichen Gallipolikämpfer dieses Duell, diesen letzten Streit. Jetzt schwankt die englische Maschine, flattert führerlos hin und her. Ein Körper löst sich von ihr und saust in die Tiefe, versinkt in den Fluten.

Der letzte Kampf ist ausgefochten.

Von goldenen Strahlen der Wintersonne übergossen, liegt in friedlicher Stille Gallipoli. Keine Geschütze donnern mehr, keine Granaten bersten, keine Kugeln pfeifen. Nur die Meereswogen rauschen an den Strand und branden gischtend an den Klippen und Felsen rings um Gallipoli. Ein leises Frühlingsahnen zieht über dieses zermarterte Land. Bald werden die Täler wieder grünen, bald wird ein Blumenflor die Stätte des Grauens überziehen, die neun Monate lang die Hölle auf Erden gewesen. Die tiefen

Wunden werden vernarben, auf den Trümmern werden neue Stätten erstehen und freudig werden Menschen ihrer friedlichen Arbeit nachgehen.

Die Sonne neigt sich blutrot zu den Bergen Thraziens jenseits des Sarosgolfes. Voller Inbrunst verrichten die Türken ihr Abendgebet. Immer wieder neigen sie die Häupter herab und berühren den heiligen Heimatboden, um den sie bis aufs Messer gerungen.

„Allah ist groß!"

Eine feierliche Ruhe, ein unendlicher Friede liegt über Gallipoli.

Mehr als zwei Jahrzehnte sind verstrichen. Da bringen die deutschen Zeitungen eine kurze Notiz:

„Auf dem Heldenfriedhof des deutschen Botschaftsgartens in Therapia (Türkei) wurden unter stärkster Beteiligung der deutschen Kolonie die Gebeine der zweiundfünfzig deutschen Dardanellenkämpfer beigesetzt, die in voriger Woche aus dem ehemaligen Kampfgebiet geholt wurden."

Fern der Heimat, für die sie kämpften und starben, ruhen sie nun doch in deutscher Erde.

*

WALTER VON SCHOEN

Auf Vorposten für Deutschland

Unsere Kolonien im Weltkrieg

Mit großer Anteilnahme habe ich das sehr aufschlußreiche und ausgezeichnet geschriebene Buch „Auf Vorposten für Deutschland“ von W. v. Schoen gelesen. Es vermittelt in kurzen, sehr spannenden und geschickt zusammengestellten Abschnitten einen für jeden Deutschen notwendigen Überblick über den Kriegsverlauf und über die heldenhafte Verteidigung unserer ehemaligen Schutzgebiete. Die ausgezeichnete Ausstattung und viele vorzügliche Abbildungen werden gemeinsam mit dem auch die Jugend begeisternden Inhalt dem Buch viele Freunde verschaffen.

Major a. D. Hans Surén

*

Mit 28 Bildern und 4 Karten

In Ganzleinen 2 Mark 85, kartoniert 2 Mark

Im Verlag Ullstein · Berlin